Skizzen

von

A. G. Meißner.

Eilfte und Zwölfte Sammlung.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserl. Privilegio.

Tübingen
bei Joh. Fried. Balz und Wilh. Heinr. Schramm.
1796.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Inhalt.

Eilfte Sammlung.

Josephine. Nach Cervantes und Florian S. 3

Bruchstück aus Thales Leben 25

Luise, Gräfin von H — berg. Wahre Geschichte 43

Die Maske, eine wahre Geschichte 118

Die Stecknadel, wahre Anekdote 136

Zwölfte Samlung.

Alexander und der Quell der Unsterblichkeit, ein persisches Mährchen 148

Almenon und Don Alfonso, ein Bruchstück aus spanischer Geschichte 161

Die ältere Eheftau, vielleicht ein Beispiel ohne gleichen 185

Der Schieferdecker, eine ganz wahre Geschichte 314

Das Rebhuhn des heilgen Johannes. Nach einer Legende 318

Mon-

Montesquieu und der junge Schriftsteller. Wahre Anekdote S. 325

Fabeln.

Der Zeiger und die Räder an der Uhr 333
Der Weinstock und die Fruchtbäume 334
Das Streitroß und die Ackergäule 336
Die Aerzte 338
Der Erbprinz beim Schachspiele 340
Die Königin im Schachspiel und der Springer 341
Der beschränkte Schachspieler 342
Palamedes und die Schach-Bauern 343

Skizzen.

Eilfte Sammlung.

Josephine.

Nach Cervantes und St. Florian.

An einem Sommerabend, bei schönem hellen Mondenschein, ging, um eilf Uhr ohngefähr, ein armer alter Edelmann vor den Thoren von Toledo spazieren. Am Arm führt' er sein gutes, auch schon betagtes Weibchen; dicht hinter ihm folgten seine einzige sechszehniährige Tochter und ein Dienstmädchen, die ihr ganzes Hausgesinde ausmachte. Der Alte, eben so brav als arm, nante sich Don Louis de Gomes, seine Frau Donna Maria; seine Tochter, vom Körper schön wie ein Engel, und doch vom Herzen noch schöner, hies Josephine. Der Name des Dienstmädchens ist ganz entbehrlich.

Zu eben dieser Stunde durchstrich den einsamen Spaziergang ein iunger Ritter, Robert mit Namen. Er besaß Ahnen, Vermögen, und, wenn man will, auch Geisteskräfte im Ueberfluß. Aber eben deswegen glaubte er, sich ganz über alle gute

Sitten wegsetzen zu dürfen. Er kam grade von einem Abendschmause; seine Tisch- und Schwelgerei-Genoßen begleiteten ihn; ein zahlreicher Haufen, und vom Wein, so stark, wie er, erhitzt. Unglücklicherweise muste auf sie der gute alte Don Louis mit seiner friedlichen Familie stoßen. Ein Abstand, wie wann sich Schaaf und Wolf begegnen!

Der wilde Schwarm umringt sogleich die Fremden; Mutter und Tochter werden ziemlich unverschämt in genauern Augenschein genommen; das Dienstmädchen muß sich eine Umarmung gefallen lassen. Don Louis wagt ein Wort dagegen zu sagen; man verhöhnt, man mishandelt ihn. Mit schwacher zitternder Hand zieht er den Degen; hohnlachend entwafnet ihn Robert. — „Wie, neidischer Graukopf, ruft er, nicht einmal so eine Kleinigkeit wilst du uns gönnen? Warte! zur Strafe solst du nun das Bessere uns lassen müssen." — Rasch ergreift er bei diesen Worten Josephinen; mit Armen, die Jugend, Wein und Wildheit stärken, hebt er sie empor, und eilt der Stadt zu. Jauchzend begleiten ihn seine schändlichen Freunde.

Indeß der arme Don Louis sein kraftloses Alter verwünschte; indeß Donna Maria ein Geschrei mütterlicher Verzweiflung ausstieß, und das Dienstmädchen die Haare sich ausriß, lag die unglückliche Josephine ohnmächtig in Roberts Arm. Ungehindert kam er an den Palast seines Vaters; schlos

eine

eine Hinterthür auf; entließ seine Freunde; und trug ohne Licht, und ungesehn von allen Hausgenoßen, die nur zu schöne Beute auf sein Zimmer. Sorgfältig verriegelte er dies Gemach; und bevor noch das Bewußtseyn der Jungfrau zurückkehrte, hatten Rausch und Sinlichkeit schon ihren schändlichen Sieg vollendet.

Jezt, da Robert seine entehrenden Begierden gesättigt fühlte, blieb er einen Augenblick unentschlossen: welche Parthei er nunmehr zu ergreifen habe? Wahrscheinlich fühlte er iezt bereits die Vorwürfe des erwachenden Gewissens; wahrscheinlich wünschte er dunkel bereits, nach der Wollust gewöhnlichen Art, das Geschehene ungeschehen zu machen; als Josephine almählig zu sich selbst kam. Die dichte Finsternis, die Todtenstille rund umher, ein dumpfes Gefühl ihres Schicksals ergrif sie. Sie ächzte, zitterte, richtete sich auf, und rief: „Meine Mutter, meine theure Mutter, wo sind Sie? — Mein Vater, warum antworten Sie mir nicht? — Wo bin ich? Was für ein Bett ist dies? — Gott, Gott! bin ich von allen, bin ich auch von dir verlassen? — Hört mich niemand? Ist dies ein Grab? — Doch nein! nein! Ach, ich Elende! — Wolte Gott, ich wäre" = =

In diesem Augenblick faßte sie Robert sanft bei der Hand. Die Unglückliche stieß einen gellenden Schrei aus; errieth nun ihr ganzes Geschick;

sprang hastig vom Lager empor; floh zwei Schritt weit; und sank dann wieder halbtodt zu Boden. Robert folgte ihr; sein Herz fühlte sich erschüttert; aber sein Mund blieb stumm. Sein Anrühren weckte sie abermals. Auf ihren Knieen, mit Schluchzen, mit heißen Thränen, rief sie aus: — „O du, wer du auch bist — meines Elends einziger Urheber; der du zum unglücklichsten, zum verächtlichsten aller Geschöpfe mich machtest; wenn du ein Mensch nur bist; wenn noch ein Funken Ehre in deiner Seele glimt; wenn du des kleinsten Mitleids noch fähig bist — o, so bitte, so flehe, so beschwöre ich dich: raube mir auch das Leben! Dies einzige Mittel bleibt dir noch als eine Vergütung der Schmach, die du über mich Unschuldige verhängtest. — Beim einigen Gott, bei allem, was heilig ist; bei allem, was du liebst, wofern du etwas lieben kanst, beschwöre ich dich: Gieb mir den Tod! — du kanst ia ohne die geringste Gefahr es thun. Kein Zeuge sieht es; niemand erfährt dein Verbrechen; auch ist es kleiner noch, als ienes, das du schon begingst; — und ich glaube, ia, ich glaube, ich vergebe dir alles: nur den Tod gewähre mir; den Tod, der meine einzige Rettung ist!"

Sie umschlang Roberts Knie, indem sie so flehte. Sie wand sich am Fußboden hin; sie umklammerte ihren Räuber mit aller Angst der Verzweiflung; aber Robert entriß sich ihr, ohne ein Wort zu erwiedern; eilte aus dem Zimmer, schlos hinter

sich

sich zu; und sah sich überall um, ob ihn vielleicht im Palast oder auf der Straße irgend iemand an seinem Vorhaben hindern könne. Er fand alles öde, alles still.

Auch Josephine erhob sich indeß vom Boden; tappte, schlich sich an Wänden fort, fand einen Fensterladen, riß solchen auf; und war fest entschlossen, sich hinab zu stürzen. Ein starkes eisernes Gitter vereitelte ihre Absicht; aber mit voller Klarheit fiel iezt der Mondstral in das bisher verdunkelte Gemach. Josephine, noch einige Augenblicke in dumpfer Betäubung, ward endlich ihres Besinnens wieder mächtig. Schnelle Entwürfe der Rettung stiegen auf und verflogen eben so schnell. Sie warf ihre Blicke umher, beobachtete sorgfältig das Gemach, wo sie sich befand, das Hausgeräthe in ihm, die Tapeten und Schildereien an der Wand. Ein kleiner Betaltar fiel ihr vorzüglich ins Auge. Ein kleines goldnes Kruzifix stand auf ihm; sie nahm und verbarg es in ihren Busen. Ein Miniatur-Gemälde, das über einem Tischgen hing, hatte gleiches Schicksal. Dann schlug Josephine den Fensterladen wieder zu, und erwartete in der Finsterniß den Unmenschen, dessen Händen, leider! ihr Schicksal überlassen war.

Würklich kam Robert bald drauf zurück; abermals allein und ohne Licht. Er nahte sich ihr, verband ihr die Augen mit einem Schnupftuch, nahm sie bei der Hand, und zog sie vorwärts.

Keine Silbe ging dabei über seine Lippen; keine Silbe erkühnte sich das unglückliche Schlachtopfer zu sprechen. Er führte sie aus dem Zimmer, einige Stiegen hinab, auf die Straße. Durch verschiedene Wege und Umwege, immer stum, wie der Tod, immer fest am Arm sie haltend, durchwandelte er so mit ihr den größten Theil von To-l..o. Endlich kamen sie dicht an die Kathedralkirche dieser Stadt; schnell ließ er iezt den Arm des unglücklichen Mädchens fahren, und entfloh.

Josephine stand eine lange Weile noch, und wagte es nicht, das Schnupftuch abzureißen, das ihre Augen verhüllte. Doch als sie keinen Schall eines lebenden nahen Wesens mehr vernahm; als sie rund um sich grif, und nichts spürte, iezt band sie endlich ienes Tuch ab, und sah umher, wo sie sich befände. Sie erkante sofort den Plaz und die Kirche. Ihr erstes Geschäfte war, aufs Knie sich nieder zu werfen, und ein glüendes Dankgebet zum Himmel empor zu senden. Dann erhob sie sich wieder; und zitternd und bebend kam sie beim Hause ihrer Aeltern an.

Der arme alte Don Louis beweinte so eben mit seiner trostlosen Gattin die geraubte Tochter. Er verwünschte unzähligemal den unseligen Einfall seines heutigen Spaziergangs; er verwünschte weit stärker noch den Frevler, dem nichts zu theuer gewesen war; kein mütterliches Bitten, kein greises Haar, keine

jungfräuliche Schaam. Indeß hörte er das Klopfen an seiner Hausthür; ging, öfnete sie; erblickte Josephinen; und sank ihr mit dem lautesten Schrei des Entzückens um den Hals.

Dieser freudige Ausruf zog auch Donna Marien herbei. Halbbewußtlos stürzte sie sich in die Arme ihrer Tochter. Beide Eltern umarmten und begrüßten sie zu gleicher Zeit; Beide nanten sie ihr geliebtes Kind, die einzige Wonne ihres Lebens, die einzige Stüzze ihrer alten Tage; Beide badeten sie gleichsam mit ihren Thränen, überhäuften sie mit Fragen, und ließen ihr zur Antwort keine Zeit. Die unglückliche Josephine, nachdem sie einige Minuten hindurch dem Gefühl der Zärtlichkeit sich überlassen, und in ihrer Eltern Freude des eignen Schmerzens vergessen hatte, warf sich endlich vor ihrem Vater aufs Knie; und mit niedergeschlagnen Augen, mit glüender Röthe auf Stirn' und Wangen, mit mancher Thräne, die auf den Boden fiel, entdeckte sie ihr ganzes Schicksal. — Ach! sie vermochte es kaum für Schaam und Jammer zu vollenden.

Der alte Don Louis hob sie auf; schlos sie fest an sein Herz; küßte die Thränen von ihren Augen weg, und sprach: Mein theures Kind, nur das Laster entehrt, und du hast keines begangen. Befrage dein Gewissen! Kan es dir die kleinste Handlung, das kleinste Wort, den kleinsten Gedan-

ken vorwerfen? Nein, meine Tochter, du bist noch immer die Vorige; bist meine schuldlose, tugendhafte Josephe; und mein väterliches Herz liebt, schäzt und ehrt dich nach deinem Unfall vielleicht noch stärker, als vorher.

Getröstet durch diese Worte wagte Josephine wieder ihr Auge aufzuschlagen. Sie zeigte ihrem Vater jenes Kruzifix, und jenes Bild, die sie mitgenommen, um durch sie vielleicht dereinst ihren Räuber zu entdecken. Lange betrachtete beide der Greis mit aufmerksamem Blick. Thränen schoßen endlich aus seinen Augen; er blickte auf und rief: „Unendlicher, läßt deine Gerechtigkeit mich künftig den Frevler finden, der in meinem zweiten Selbst so unaussprechlich mich beleidigte, dann hof' ich, troz dieser grauen Haare, troz dieser zum Grabe schwindenden Kräfte, troz dieses zitternden Arms, in seinem schändlichen Blute meine Schmach abzuwaschen."

Der Eifer des guten Don Louis verdoppelte Josephinens Jammer; das rechtschafne Mütterchen, für Tochter und für Gatten gleich stark besorgt, entriß ihm das Kruzifix. Ein Blick, und ein Wort von ihr, belehrten ihn, daß er sich selbst vergessen habe. Er unterdrückte seinen Zorn, um sich von neuen mit der Tröstung seines Kindes zu beschäftigen.

Nach einigen verweinten Tagen und halbschlaf-

losen Nächten schienen Zeit und Nachdenken ihre gewöhnliche Linderung beweisen zu wollen. Das betrübte Mädchen ward almählig ruhiger und gelaßner. Doch wagte sie nicht wieder auszugehn. Für alle Welt, glaubte sie, stehe die erlitne Schmach mit leserlichen Zügen auf ihrer Stirne geschrieben. Ach, leider! leider hatte sie bald noch einen gerechtern und grausamern Grund sich zu verbergen. — Josephine empfand körperliche Veränderungen, wie sie deren noch nie empfunden hatte. Sie erholte sich Raths bei ihrer Mutter; die arme Alte ward bleich, fragte weiter nach, zuckte die Achseln und schwieg. Bald ward es nur zu gewiß: das unglückliche Mädchen war schwanger. Als sie sich überzeugt von dieser traurigen Wahrheit fühlte, konte kaum ihres Vaters ernstlichste Vorstellung, ihrer Mutter zärtlichste Bitte, sie vom freiwilligen Tode zurück zu halten. Verschiedne Tage lang verschmähte sie iede Nahrung. Aber die Liebe zu ihren Eltern, die Pflicht gegen sich selbst, und gegen das unschuldige Geschöpf, das in ihr lebte, bewegten sie endlich doch, sich geduldig in ihr Schicksal zu finden.

So wie der entscheidende Augenblick herannahte, mietheten sich Don Louis und seine Gattin ein kleines Landhaus; begaben sich ganz ohne Bedienung mit Josephinen dahin, und verlebten alda ein paar Wochen in Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen solten. Als der wichtige Zeitpunkt endlich eintrat,

verwaltete Donna Maria die Stelle einer Hebamme. Mütterliche Liebe ersezte den Mangel der Kentnis. Mit ihrer Hülfe ward Josephine von einem Knaben entbunden, der schön war, wie der Tag. Don Louis hielt ihn in der Taufe, und band ihm seinen Namen ein. Die neue Mutter genas bald; und die Zärtlichkeit gegen ihren Sohn ward so innig, der Anblick dieses Kindes zu ihrer Erhaltung so nothwendig, daß die Alten sich entschlossen, den kleinen Ludewig in ihrem eignen Hause unter dem Titel eines angeerbten Neffen zu erziehn.

Sie kamen nach Toledo zurück; und keine Seele rieth auf die Ursach ihrer Abwesenheit. Roberts Abentheuer hatte in der Stadt nicht das geringste Aufsehen gemacht. Sich selbst zu rühmen, fiel weder ihm noch seinen Gefährten ein; denn sie erkanten, nach verflognem Rausche, den Umfang ihres Frevels gar wohl. Robert war bald drauf nach Neapel gereist. Mit seiner Abwesenheit kamen auch seine mannichfachen Jugendstreiche ins Vergessen. Josephine hingegen, von allen ihren Bekanten geliebt und geschäzt, genoß ins Geheim alles Glück einer Mutter, öffentlich aller Achtung einer Jungfrau. Es stand mehrmals nur bei ihr, die Gattin eines rechtschafnen Mannes zu werden; doch sie dachte viel zu rechtschaffen, als irgend jemanden mit sich selbst zu täuschen; sich einem zu entdecken, verbot ihr die Schaam.

Indeß wuchs der iunge Ludewig auf, und

nahm,

nahm, mit jedem Tag, an Reiz und Liebenswürdigkeit zu. Alle Nachbarn, alle seine Gespielen, wer ihn sah und hörte, ward sein Freund. Sein Geist, die Güte seines Herzens, und die Anmuth seines Betragens waren immer weit vor seinem Alter voraus. Noch war er nicht ganz sieben Jahr alt, als ein Stiergefecht zu Toledo gegeben ward. Das Kind saß an der Hausthür seiner Groseltern, und sah die Ritter vorbeireiten. Ein Schwarm, der von der andern Seite hergesprengt kam, reizte den Knaben quer über die Straße zu laufen, um ihn dort bequemer zu sehn. Ganz allein war er; wohl möglich auch, daß er alzunahe sich wagte. Kurz, indem er querüber eilte, ging eines dieser Pferde durch. Sein Reuter konte, oder wolte es nicht zwingen, und der kleine Ludewig ward überritten. Aufs Pflaster hingestreckt, vom Hufeisen des Pferdes am Kopfe tief verwundet, in seinem Blute fast schwimmend, und in der Gefahr, ganz zertreten zu werden, erhob der arme Knabe sehr natürlich ein erbärmliches Geschrei. Eine Menge Volks lief zusammen, und schrie mit. Aber ein alter, ehrwürdiger Ritter, der mit einem prächtigen Gefolge, sich eben auch zum Stiergefechte erheben wolte, vernahm den Lermen; sah den Unfall; sprengte heran; stieg ab; nahm den Knaben in seine Arme; küßte, liebkoßte ihn; wischte ihm das Blut vom Gesicht; schickte sofort ein paar seiner Leute nach den besten Wundarzt in Toledo aus, drängte

sich durch die Menge zurück, und nahm das Kind mit sich.

Jezt erst vernahmen Don Louis, seine Frau und Tochter diesen Unfall. Josephine, gleichsam sinnlos, stürzte sofort auf die Straße hinab, schrie und begehrte ihren Sohn zu sehn. Mühsam folgte der Alte ihr nach; und bat sie immer, wiewohl fruchtlos, nur nicht Sohn zu sagen. Ein großer Schwarm von Menschen umringte und bedauerte sie; alle zeigten ihr den Weg, den der alte Ritter genommen habe. Sie eilten, sie flogen ihm nach. Mit lautem Geschrei kamen sie an das Zimmer, wo sich der Knabe bereits unter den Händen des Wundarztes befand. Josephine war die Erste hinein; sie warf sich über ihren Sohn; drückte ihn, schloß ihn an ihr Herz; benezte ihn mit Thränen der Liebe, und begehrte seine Wunde zu sehn. Der gute Kleine, der bisher immer noch geweint hatte, lächelt freundlich beim Anblick seiner Mutter; streichelte sie, und versicherte: er habe nichts gelitten. Der Wundarzt untersuchte nun den Schaden, und fand ihn nicht gefährlich. Wohl hundertmal mußte dies Josephinen wiederholt werden, und Don Louis nebst seiner Frau dankten indeß dem alten Ritter; sagten, der Knabe sey ihr Neffe; und suchten die außerordentliche Liebe zu beschönigen, die ihre Tochter für ihn äußerte.

Diese, — als sie ihren kleinen Liebling oft genug umarmt und sich überzeugt hatte, daß sein Leben

den außer Gefahr sey, ließ sich nunmehr erst an seinen Bette nieder, und warf einen betrachtenden Blick auf das Zimmer, worinnen sie sich befand. Wer faßt ihr Erstaunen, als sie eben dieselben Gemälde, eben dasselbe Hausgeräth, eben die Tapeten wiedersah, die sie einst an ienem unglücklichen Abende beim Mondenlicht erblickt hatte? Sie sah das Fenster, wo sie sich herab stürzen wollen; das Gitter, das sie gehindert; den Betaltar, von welchem sie das Kruzifix genommen; das Tischgen, worüber ienes Bildnis hing; nichts, nichts hatte seitdem sich verändert; und es war kein Zweifel mehr: Josephine befand sich in eben dem Zimmer, wohin vordem ihr Räuber sie gebracht hatte.

Bei diesem Anblick, diesem Gefühl blieb sie einige Augenblicke ganz steif und starr; Todtenbläße überzog ihr Antliz; eine glüende Röthe, ein Beben durch alle Glieder folgten darauf; keines Mutes mächtig, und bewußtlos sank sie zusammen. Man eilte schleunig ihr zu Hülfe; man that alles, was bei solchen Fällen gewöhnlich ist; man brachte sie wieder zu sich; und wolte nun sie und den Knaben nach Hause schaffen. Doch der alte Ritter sezte sich in Ansehung des Leztern dagegen. Er bat, er drang drauf: daß man das Kind bis zur völligen Genesung bei ihm lassen möge. Don Louis, nur immer mit seiner Tochter beschäftigt, gab endlich dieser gutmüthigen Bitte nach. Josephine, in einer neuen, steten, iedem Zuschauer unbegreif-

lichen

lichen Unruhe, wagte keinen Widerspruch, um sich nicht noch stärker zu verrathen; sie sowohl, als ihre Eltern kehrten endlich zu ihrer kleinen friedlichen Wohnung zurück.

Doch kaum sah sich hier Josephine mit den Ihrigen allein, so entdeckte sie ihnen den Grund ihrer Ohnmacht, und schwur: dies Haus müsse dem Räuber ihrer Ehre gehören. Kaum konte Don Louis für Ungeduld sie ihre Rede enden lässen. Daß der alte Ritter, der sich so eifrig ihrer angenommen, Don Diego de Lara heisse, wußte er zwar schon; doch daß dieser nicht Eine Person mit jenem Frevler ausmachen könne, ergab der Augenschein. Um bestimtere Nachricht einzuziehn, eilte Don Louis selbst wieder sofort zum Palaste hin. Er erfuhr mit leichter Mühe: „daß Don Diego einen einzigen Sohn, Robert mit Namen, habe; daß dieser, seit sieben Jahren schon, in Neapel sich befinde, daß er hier, in Toledo, zwar zu den tolkühnsten, ausschweifendsten Jünglingen gezählt worden, doch daß dort ihn Umgang und Jahre kräftig gebessert hätten. Daß alle Fremde und Einheimische, die iezt von Neapel nach Toledo kämen, ihn als den bravsten, treflichsten Ritter priesen; daß er überdies schön, wohlgewachsen, und durch den Reichthum seines Vaters für die beste Parthie zu achten sey.“

Alle diese Nachrichten brachte Don Louis treulich seiner Frau und Tochter heim; und o, wie

mußte

mußte Josephinen wohl dabei zu Muthe werden! — Daß dieser Robert, dieser abwesende, sonst so wilde iunge Mann der Vater ihres Sohnes sey; das unterlag keinem Zweifel mehr. Doch wie er wieder vergüten könne, was er verbrochen habe, dazu war weder Hofnung noch Aussicht. Zwar solte seine Hand noch ledig seyn; zwar war auch Josephine von edlem Geschlecht entsproßen. Doch er so reich, und sie so dürftig! — Nein, Don Louis hofte nichts, sondern sann nur auf Rache. Schon wolte er zum Don Diego hin; wollte ihm alles entdecken; wolte Genugthuung fordern; wolte = = Josephine unterbrach den Strom seiner Rede und seiner Drohungen. Sie bat, sie flehte ihn: durch seine Heftigkeit nicht alles zu verderben. Sie erinnerte ihn mit kindlicher Sanftmuth daran: daß sie ia nur ihm zu Liebe ihres Lebens geschont habe; sie begehre iezt, als eine Vergeltung: daß er ihr die ganze Leitung dieses Handels überlasse; und sich nicht eher darein mische, bis sie ihn selbst dazu auffodre." Es kostete Mühe, eh sich der Greis zu diesem Versprechen entschlos; doch endlich bequemte er sich, und Josephine schien dadurch etwas ruhiger zu werden.

Um desto sorgfältiger ging sie nun mit sich selbst zu Rathe. Was sie zu thun, und was sie ungefähr zu sagen habe; darüber traf sie bald Entschlus. Doch das Wenn und Wie mußte sie einem günstigen Zufall überlassen, und dieser half früher noch, als sie hofte. — Der Knabe blieb eine geraume

Zeit in Don Diegos Hause; und dieser redliche Greis sparte weder Mühe noch Kosten, seinem kleinen Gaste gütlich zu thun. Das Kind lohnte ihn dafür mit tausend unschuldigen Schmeicheleien und sezte sich immer fester in seiner Gunst. Don Louis, Maria und Josephine verbrachten einen ansehnlichen Theil des Tages bei ihrem angeblichen Neffen. Don Diego gewöhnte sich an ihren Umgang, und sandte fleißig nach ihnen, wenn sie nicht ungebeten kamen; denn ihre Biederkeit und sein Edelmuth waren einander zu nahe verwandt, als sich nicht wechselseitig hochzuschätzen. Einst befand sich Josephine mit Don Diego allein. Der gute Alte hatte den kleinen Ludwig auf seinen Knie sitzen; umarmte, küßte, liebkoßte ihn oft, und sprach mancherlei von der Neigung, mit welcher er ihm zugethan sey. Josephinen übermante dies. Die hellen Zähren floßen ihr aus den Augen; sie wolte dieselben verbergen, und konte nicht. Der alte Ritter sah es; ward aufmerksam; und drang mit so vieler Theilnahme, mit so ungeheuchelter Freundschaft in sie; ihm doch zu entdecken, was ihr fehle? daß sie endlich glaubte: iezt sey der Augenblick da, der ihr günstig werden könne.

„O gesegnet," rief sie, „sei die Stimme der Natur, die auch hier ihr Recht behauptet! Ehrwürdiger Don Diego, der Knabe, den Sie das Leben retten halfen; den Sie so lieben, ohne recht zu wissen: warum? hat allerdings einen Anspruch

auf

auf Ihre Liebe; ist Ihr Fleisch und Blut; ist — ihr Enkel!" — Ein stummes Erstaunen band iezt noch Don Diegos Zunge. Mit Augen voll Thränen, die sich nicht von Boden heben konten; mit bewegter, von Schluchzen oft unterbrochner Stimme erzählte Josephine ihn ihre traurige Geschichte; zög das Kruzifix hervor, und gab es ihm; er erkante es für das seinige; reichte ihm das Bildnis dar, und es war seine Mutter; auch daß man seit fünf Jahren schon dies Gemählde vermiße, war ihm bekannt. — „Ihr Sohn," schloß sie endlich, und warf sich ihm zu Füssen, „hat mich entehrt, „und ich umfasse Ihre Knie. Ihr Sohn hat mich „Unschuldige in Schmach und Elend gestürzt, und „ich muß doch in Ihnen den zärtlichsten der Vä„ter lieben."

Der kleine Ludwig, als er Josephinen weinen sah, sprang herab von seinem Sitze; umfaßte auch die Knie des Alten; streckte seine Händchen aus, und bat ihn: doch seine liebe Muhme (denn so nante der Unschuldige seine Mutter) nicht zu betrüben. Diesem rührenden Anblick konte das ohnedem weiche Herz des edlen Don Diego nicht widerstehn. Mit Schluchzen und Thränen hob er Josephinen und ihren Sohn von der Erde auf; drückte beide zu wiederholtenmalen an sein Herz, und schwur: diese so bitter, so unschuldig Gekränkte solle Roberts Gemahlin werden; oder er habe keinen Sohn weiter. Don Louis Dazwischenkunft vollendete die

rührende Szene. Die Greise umarmten sich, als zwei neuverwandte Väter. Hofnung kehrte nun in die so lang beklemte Brust des unglücklichen Mädchens zurück.

Noch an eben diesem Tage schrieb Don Diego nach Neapel: „Es sey Zeit, daß sein Sohn wieder ins Vaterland zurück kehre. Es sey auch Zeit, daß er für die Erhaltung eines Geschlechts sorge, das so alt, und dessen lezter Stammhalter er sey. Deshalb warte seiner bereits eine Braut, die dieser Verbindung würdig, und von beiden Vätern ihm bestimt worden wäre." — Robert gehorchte diesem Befehl; mit dem nächsten Schiff reiste er von Neapel ab. Man ward einverstanden darüber: daß er Josephinen nicht sofort sehen solle; und daß er noch minder sein Vergehn erfahren dürfe, bevor er es nicht zu vergüten im Begrif stehe.

Er kam: die ersten Minuten verflossen in Umarmungen, in wechselseitiger Freude, in tausend Fragen und Antworten; dann aber sprach Don Diego von der Braut, die er für Roberten auserkohren habe. Robert forschte sorgfältig nach ihren Namen, Alter, körperlichen Vorzügen; doch sein Vater brach, statt einer Antwort auf die Fragen, in ein langes Lob derienigen Reichthümer aus, die sie theils besitze, theils noch zu hoffen habe; und zeigte, als er die Ungeduld seines Sohnes steigen sah, ihm endlich ein Gemälde, welches, aus-

druck-

drücklich dazu bestellt, schier alle mögliche Häßlichkeiten in sich zu vereinen schien. Robert bebte erschrocken bei diesem Anblick zurück, und rief aus: Ein solches Ungeheuer sey er nicht zu lieben vermögend. — Don Diego erwiederte mit ernstem Ton: Sie sey unermeßlich reich, und Reichthum der einzige Punkt, worauf man bei Heirathen zu sehen habe. Mit aller nur möglichen Beredsamkeit bestritt Robert diesen verderblichen Grundsatz; rechnete alle die Unfälle her, die aus ihm schon entsprungen wären, oder noch entsprängen, und schwur endlich: daß er vom Himmel sich nichts heißer erflehe, als eine schöne, weise, tugendhafte Gemalin, deren Glück er machen könne, und die dann auch das seinige befestigen würde.

Mit heimlichem Entzücken hörte Don Diego diese Sprache; hütete sich aber wohl seine Freude ausbrechen zu lassen. Mit einer Philosophie vielmehr, die ziemlich habsichtig klang, widerlegte er grade die Meinung seines Sohnes, als man Josephinen und ihre Familie meldete, die zum Abendessen geladen waren. — Nie hatte dies reizende Geschöpf mehr Schönheit in sich vereint, als heute. Die Vorsicht selbst schien sie begünstigen zu wollen; so viel Sanftmuth und Liebreiz war in jedem ihrer Züge. Roberts Augen, als sie eintrat, wurden so angenehm überrascht, daß er, gleichsam geblendet, einige Sekunden lang in stummer Bewunderung da stand; und dann desto schneller, desto

angelegentlicher fragte: „Wer diese himlische Schöne sey?“ Sein Vater that, als höre er es nicht; er eilte nur den Frauenzimmern entgegen; aber er sah mit Bedauern, daß plözlich eine Todtenbläße Josephinens Wangen überzog; daß ihre Hand in der seinigen zitterte; und daß Roberts Anblick sie mit einer Ohnmacht bedrohe. Wirlich sank dies holde Mädchen, troz alles vorgefaßten Muths, troz aller Anstrengung, gleich drauf ohne Bewußtseyn zu Boden. Die Gegenwart desienigen Mannes, den sie noch nie gesehn und doch so zahllose Thränen über ihn vergossen hatte, war allzuangreifend für ihre empfindliche Seele. Don Diego erschrack über ihr Hinsinken; aber er sah zugleich mit Vergnügen die Eil und den Eifer, mit welchem Robert ihr zu Hülfe flog.

Sie kam wieder zu sich; man sezte sich bald drauf zur Tafel, und die ganze Mahlzeit hindurch verwandte Robert kein Auge von Josephinen; sie sah es, und schlug die ihrigen nieder. Sie sprach wenig, aber dies wenige hatte so viel Anmuth, einen so liebenswürdigen, schwermüthigen Ton, daß iedes Wort tief in Roberts Seele haftete. Auch der kleine Ludwig, der neben seinen Vater zu sitzen kam, sah ganz unwillkührlich immer nur seinen Vater an; sprach und liebkoßte ihn soviel, daß er bald seine ganze Aufmerksamkeit gewann; und daß Robert laut bekante: es müsse ein neidenswürdiges Glück seyn, sich den Vater eines solchen Sohns nennen zu können.

Man stand endlich von der Tafel auf. Robert, von der zärtlichsten Neigung für Josephinen entbrant, volbrachte unruhig die Nacht. Des andern Morgens erklärte er seinem Vater mit einem ehrfurchtsvollen, aber entschlosnem Tone: „Keine Gewalt auf der Erde werde ihn zwingen, das Scheusal zu ehlichen, das er gestern im Gemälde gesehn habe" — Don Diego schwieg eine kleine Weile, gleichsam nachdenkend, still. — „Und würdest du wohl eher," fragte er zulezt, „die junge, edle, schöne, aber arme Person erwählen, die gestern Abends mit uns speiste?" — O Gott, Gott! rief Robert, seiner selbst kaum mächtig: ich wäre der Glücklichste aller Menschen, wenn sie meine Hand der Annahme würdig schätzte! — „Und ich der Unglücklichste aller Väter," fiel Don Diego ein, wenn durch diese Ehe nicht mein Sohn die Schandthat wieder aussöhnte, mit der er mich und mein ganzes Haus entehrt hat."

Robert staunte, und starrte seinen Vater an; ungewiß, ob er recht gehört habe; noch ungewisser, wie er dies deuten solle? Don Diego enthüllte ihm nun, was er wußte. — „Sieh," schlos er, indem er jenes goldne Kruzifix ihm vorhielt, sieh hier den Zeugen und den Richter deines verübten Frevels. Sie ihn, der dir nie verzeihen wird, wofern du nicht auch Josephinens Verzeihung dir erwirbst!" — „O führen Sie mich zu ihr, mein

Vater; und zu ihren Knien will ich flehen, bis ich erhört aufstehe."

Es geschah. Stillschweigend und mit Augen voll Thränen sah Josephine eine Minute lang auf den Knieenden herab; dann wandte sie sich gegen ihren kleinen Sohn; nahm ihn empor, hielt ihn seinem Vater vor, und sprach mit erstickter Stimme: „Sieh hier meine Antwort: Möchte doch dies Kind dir eben so viel Entzücken bringen, als es vordem Schmerzen seiner Mutter brachte." — Nichts weiter von Roberts Entzücken, von den Umarmungen des nun beglückten Paares, von der Freude ihrer Eltern, und den frohen kindischen Fragen des kleinen Ludwigs! — Man schickte sofort nach einem Priester, einem Advokaten und zwei Zeugen. Noch diesen Abend ward die Verbindung vollzogen, und Robert, der Tugend auf immer wieder geschenkt, erfuhr nun, daß nur eine rechtmäßige Liebe ganz zu beglücken vermöge.

Bruch=

Bruchstück aus Thales Leben.

Milet.

Solon.

Wie gesagt, lieber Thales, wäre nicht Athen meine Vaterstadt, so würd' ich wünschen: daß Milet es wäre. Diese vortrefliche Lage am Meer, dieser milde Himmelsstrich, dieser fröhliche gutmüthige Karakter des Volks, — mehr noch als alles dies, deine Geselschaft, machen, daß ich gleichsam neu veriüngt mich fühle.

Thales. Sehr verbunden dafür, lieber Solon; wofern du mir nicht schmeichelst.

Solon. Schmeicheln? Pfui, Thales! Das Gift der Natter ist schädlich; schädlicher noch die Stimme des Schmeichlers. Sicher würdest du nie mit iener deinen Freund vergleichen; minder noch mit dem leztern verwechseln. — Nein, lautre Wahrheit ist es, wenn ich deinen Umgang für lehrreich, dein Gespräch für unterrichtend, dein Betragen für musterhaft preise. — Zwar nent der Ruf dich längst den Weisen; zwar schäzt' ich dich längst aus deinen Briefen: doch kant' ich meistens nur den Mann in dir, der Sonnenfinsternisse vor-

hersagen, und Piramiden messen *) kann; den Mann, der begierig nach den Sternen blickt, und drüber der Gruben auf der Erde vergißt.

Thales. Ha ha! (lachend.) Ist dies Mährchen auch bis Athen gedrungen?

Solon. Als ob Mährchen nicht gewöhnlich schneller und weiter als Wahrheit sich erstreckten! — An den seltnern Mann nimt der Haufen gewöhnlicher Menschen nur alzugern Rache; leiht nur alzugern ihm Fehler, die seinen Werth vermindern: daß auch dich dies Geschick betraf, ist kein Wunder. — Doch, da du des Guten so viel an dir trägst, und da du mir frei zu reden vergönst, so sage mir: warum du eine einzige Pflicht ganz verabsäumst?

Thales. Welche?

Solon. Du bist unverehlicht; und warst es stets, wie ich höre.

Thales. Ich war es, bin es, und werde es seyn.

Solon. Aber warum dies?

Thales. (munter.) Auch meine Mutter befragte mich oft, wie du. Vor dem dreißigsten Jahre

*) Thales soll zuerst unter den Griechen Verfinsterungen der Sonne verkündigt, und den Egyptiern gelehrt haben, die Höhe ihrer Piramiden durch den Schatten zu messen.

Jahre antwortete ich ihr; daß ich noch alzu iung; nach demselben: daß ich alzu alt mich fühle.

Solon. Ein Einfall, der nicht übel klingt, wäre nur die Pflicht, dem Staate Bürger zu erzeugen und zu erziehn, nicht eine so theure Pflicht; theuer für iedes Mitglied des Staats, und noch theurer für dich.

Thales. Warum mehr für mich, als für andere?

Solon. Bist du so unerhört bescheiden, daß du nicht weißt, wie hoch dich dein Vaterland schäzt? Oder so eitel, daß du begehrst, ich solt' es dir neuerdings vorrechnen? — Thales, ein Mann, der einer solchen Achtung bei seinen Mitbürgern genießt, muß untadelhaft in mehr als einer Rücksicht seyn. Nach dir bilden sich die Bürger Milets. Deine glückliche Ehe würde tausende, die izt Hagestolze sind, zu gleichem Schritt ermuntern! Wie du deine Kinder erzögst, würden fortan tausende sie erziehn. Jede Lehre, die du deinem Sohn ertheiltest, wäre zugleich der ganzen Jugend Milets ertheilt; und dieser hundertfältige Nutzen = =

Thales. Halt ein, halt ein, weiser Solon; oder ich nenne dich nicht mehr den Weisen, und bereu es, daß ich ehmals den Dreifus dir zuerst zusandte.

sandte. *) — Daß viele in Milet mich achten; nicht wenige auch mich lieben; wohlan, das hof ich und das glaub' ich gern. Doch so algemein geschäzt, wie du mich schilderst . . ? o da müßt' ich das Volk nicht kennen! Nicht das menschliche Herz! und nicht seinen Hinterhalt, in welchem Haß und Neid gegen hervorstechende Bürger sich so gern verbergen.

Solon. So sey es, daß auf zehne, daß auf einen nur dein Beispiel würkte! Sey es sogar, daß du ganz verkant, nichts thätest, als nüzliche Bürger erzeugen und erziehn; auch dann! die erste Pflicht bleibt doch: dem Vaterlande nüzlich zu seyn.

Thales. Die ich erkenne! doch laß mich iezt zum ersten- und zum lezten male einen Umstand geltend machen, worauf ich mich noch nie bezog. Du lobtest kurz vorher meine Verdienste um Milet; nun ia, ich schmeichle mir, deren einige zu besitzen. Mein Rath half manche Fährlichkeit überwinden; mir verdankt mein Vaterland die Freundschaft des persischen Siegers, **) mir manches Gesez, das für

*) Anspielung auf eine bekannte Anekdote, wo ein aufgefischter Dreifuß, der dem Weisesten gegeben werden solte, in einer Reihe von weisen Männern herumging, bis er endlich dem Apoll geweiht wurde.

**) Crösus, ehe er den Krieg gegen Cyrus anfing, warb um die Bundesgenossenschaft der Milesier. Thales wi

für Milet so ersprieslich war, wie die deinigen für Athen. Wenige Mitbürger thaten so viel, und zum mindesten that keiner mehr. — Wohlan, hab' ich durch dies alles nicht erfüllt, was gegen meine Vatererde mir oblag? Kan Ueberfluß auf einer Seite den Abgang der andern nicht ersetzen? Begehrst du vom Krieger, daß er zu gleicher Zeit seinen Acker pflüge? Vom Kaufmann, daß er den Staat weidlich regiere? Warum wilst du von demienigen, der am Steuerruder seines Landes sitzt, fodern: daß er auch iede Pflicht des gemeinen Bürgers erfülle?

Solon. Ich fodre es, weil nie dies Vaterland unser Schuldner wird, und wir stets die seinigen bleiben. Weil iede Kraft in uns ihm zugehört; iede, die ungenützt verraucht, unsern Werth im Auge der Redlichen und im Gerichte der unsterblichen Götter vermindert. — Doch sey es, Thales! habe so viel du wilst für Milet gethan; habe alle Verbindlichkeit mit Wucherzins bezahlt; auch dann giebt es der Rücksichten mehrere noch. — Sage: möchtest du wohl einem andern redlichen Mann das höchste Glück seines Lebens rauben? Möchtest du?

Thales. Bei dem unendlichen Wesen, nein!

Solon. Sieh, und doch hast du einem sehr red-

derrieth sie zu schließen; und das war bei des Kriegs unglücklichen Erfolg sehr vortheilhaft für Milet.

redlichen Mann, hast dir selbst des Lebens höchstes Glück geraubt. Zu ruhen im Arm eines keuschen Weibes, einer liebevollen Gattin — welche süße Wollust, die kein Gott und keine Tugend verbeut! Sich neu aufwachsen zu sehn, sich veriüngt zu fühlen, in Kindern, die uns gleichen — welche Freude, die den Olimpiern selbst nicht reiner zu Theil werden kan!

Thales. (etwas schneidend.) Und der Schmerz über ein buhlerisches Weib? Der Jammer über ausgeartete Kinder?

Solon. Kan dieienigen nicht treffen, die weislich zu wählen, und sorgfältig zu wahren wissen! — Sieh, Thales, ich habe nur einen einzigen Sohn; aber wann ich auf ihn blicke, als auf die Stütze meines Alters; wann ich alle die Eigenschaften seines Herzens, die Kräfte seines Geistes sich entwickeln sehe; o dann ist iener weiland pralende Crösus mit allen seinen Schätzen nur arm gegen mich.

Thales. Fürwahr eine Freude, die selbst einen funfzigiährigen Hagestolz fast bekehren dürfte!

Solon. O laß dies Ernst, und den Zusaz fast vertilgt seyn! Noch bist du nicht zu alt, um Gatte und Vater zu werden; noch —

Thales. (einfallend.) Still iezt, lieber Solon, wenn ich bitten darf! Ich seh dort den Hegemon

mon kommen; er ist einer von denen, die alles wissen wollen, um alles ausschwatzen zu können. Erführ' er den Inhalt unsers Gesprächs, so würd' ich heut Abend noch das Mährchen von ganz Milet.

Solon. Und warum das Mährchen, da die Rede von einer Besserung ist? — Doch es sei; mit dem Bedinge, daß wir umständlicher bald auf diesen Punkt zurückkommen. — Deine Hand drauf!

Thales. (sie ihm reichend.) O sehr gern! — Wir kommen wieder drauf, Solon; das versichert dir Hand und Herz.

* * *

Etwa zwei Tage drauf.

Thales. Solon. Gleich nachher zwei Fremde.

Thales. Und ist es unwiderruflich dein Ernst, Solon, daß du morgen schon uns verlassen willst?

Solon. (lächelnd.) Sprich lieber: Morgen erst. Verzög' ich überall so lange, wie in Milet, die Athener würden mein Ausbleiben mit den Reisen des Ulißes vergleichen.

Thales. Selbst dein Scherz verräth, daß es dir minder in Milet, als uns Melesiern bei dir gefällt. Denn du nennst lange, was unaussprech-

lich

lich kurz mir dünkt. — Ah, sieh da unsern Cleon! Was bringst du?

Cleon. Mich selbst, und diesen Fremdling aus Argos, der so eben im Hafen ausstieg, und dessen erste Frage nach dir war.

Thales. Deine Aufmerksamkeit freut mich, mein Lieber! Nur wünsch' ich dir seyn zu können, was du begehrst, oder hoffest. — Wie ist dein Name?

Fremdl. Theombrotus.

Thales. Und kömst von Argos?

Fremdl. Bin von Argos; aber komme von Athen; von wannen ich vor wenigen Tagen abschifte, und günstiger Winde genoß.

Solon. Von Athen komst du? Wie gefiel es dir da?

Fremdl. Besser, als in Argos selbst. — Ueberall fand ich Spuren eines wachsenden Wohlstands und einer weislichen Staatsverfassung. — Nur bedaur' ich den Karakter des Volks von einer andern Seite her kennen gelernt zu haben, als ich darauf gefaßt war.

Solon. (aufmerksam werdend.) Doch von keiner bösen, will ich hoffen?

Fremdl. O nein! Aber ich hofte ein lustiges, jubelndes Volk zu finden; leichtsinnig, doch selbst

in

in seinem Leichtsinn liebenswerth. — Würklich zeigt' es sich auch so in den ersten Tagen meines Daseins; doch als ich die Stadt verließ, war alles in tiefster Trauer.

Thales. Und warum? bedroht vielleicht Athen ein Krieg?

Fremdl. Keineswegs.

Cleon. Oder riß eine gefährliche Krankheit ein?

Fremdl. Nicht doch.

Solon. Oder solte ein innerlicher Zwiespalt — solte Pisistratus vielleicht seine ehrgeizigen Absichten — Theombrotus, ich beschwöre dich: Sage hurtig, worüber trauerte Athen? — Ich bin ein Athener, und zittre.

Fremdl. O es war nichts, was eine so tiefe — noch minder, was eine so allgemeine Trauer verdiente. Blos der Tod eines noch unerwachsnen Jünglings fülte aller Augen mit Thränen.

Thales. Und was hatte denn dieser Jüngling gethan, das ihm eine so allgemeine Liebe erwarb?

Fremdl. Er wenig; aber sein Vater desto mehr.

Solon. (neugierig.) Sein Vater? Und wie heißt der?

Fremdl. Er heißt — heißt — (sich gleichsam an-

strengend.) Sonderbar, wie ein Name mir entfallen kan, den ich wohl tausendmal hörte, und selbst aussprach. — Was den Schmerz der Athener vermehrte, ist: daß dieser Vater grad abwesend seyn mußte; daß er nicht einmal die Augen dieses Sohns zudrücken können, der sein Liebling und einziger Erbe war.

Solon. (ängstlich.) Gute Götter, es war doch nicht — (sich wieder fassend.) Doch nein, die lezten Nachrichten sind ia so neu und gut. — Wohlan, wenn du den Namen des Mannes vergessen hast, so wirst du doch wissen, durch welches Verdienst er den Athenern theuer und werth geworden war?

Fremdl. O ia! durch Beilegung der innerlichen Zwiste; durch Ertheilung vortreflicher Gesetze; durch = =

Solon. (voll unaussprechlicher Angst.) Mächte des Himmels! dieser unglückliche Vater hies doch nicht Solon?

Fremdl. (ganz kalt.) Richtig — Solon, richtig! so hies er.

Solon. Ich Unglücklichster, ich elendester aller Menschen!

Fremdl. (stutzend.) Wie?

Thales. O Theombrotus, o unseliger Bote! Diesen Solon, diesen Vater ienes Jünglings siehst du hier.

Fremdl. Wie? Du bist Solon? der weise Solon, der Gesezgeber Athens, der angebetete Vater deiner Vaterstadt?

Solon. Bin Solon, der bedauernswürdigste aller Menschen; der unseligste aller Väter, meines Sohnes beraubet, und wit ihm aller Freuden des Lebens! — O! O!

Cleon und Theombr. Armer Greis, wie dauerst du uns.

Solon. O hätt' ich ihn nie gezeugt, da ich ihn verlieren solte. O wär doch mein weißes Haar längst in die Grube gefahren. — Mein Sohn, mein Einziger! — Ach, als du beim Abschied an meinen Lippen hingst, als deine kindlichen Arme mich umfaßten; als du riefst: Kom ia wohlbehalten zurück, mein Vater; — hätt' ich da geglaubt, daß der Tod näher über deinem Haupt, als über dem meinigen schwebe? — Verwünscht, verwünscht sey dieser unselige Tag unserer Trennung! Ohne diese lebtest du vielleicht noch! Meine väterliche Sorgfalt hätte vielleicht vor Gefahren dich geschüzt, denen deine muthige Jugend trozte; hätte vielleicht = =

Thales. Lieber Solon, vergissest du im Schmerz, daß der Schlus der Parzen unausweichlich ist?

Solon. Sei er es; so hätte doch wenigstens mein Scheidekuß deine fliehende Seele aufgefangen;

hätte sie begleitet; hätte . . o mein Sohn! mein Liebling! mein Alles!

Thales. Dein Alles? Verzeih mir, Solon; ich ehre deinen Schmerz; aber du bist ungerecht gegen dich selbst. Viel, sehr viel mag freilich dieser Sohn dir gewesen seyn; doch alles hast du noch nicht mit seinem Tode verloren. Du hast Freunde, an deren Busen du flüchten kanst; hast ein ganzes Volk, das dich ehrt, liebt, und mit dir trauert; dem dein Leben wichtig, deine Weisheit nöthig ist. — Vorzüge, wie die deinigen, besizt kein Athener; doch mancher litt schon, was du iezt erleidest. Tröste dich daher mit ienen mehr als tausend Söhnen, die der Staat dir liefert, für den einzigen, den du so früh verlorst.

Solon. O du warst nie Vater, Thales; das hört man an deinen Gründen. Nur ein Vater kan wissen, wie unbeschreiblich es quält, von dieser Seite her verwundet zu werden; nur er kent den namenlosen Jammer eines verwaißten Alters. — Mann ohne Liebe, ohne Ehe, ohne Kinder, du kenst diese Gefühle nicht!

Thales. (mit ganz geändertem Ton.) Habt Dank, ihr unsterblichen Götter, daß ich sie nicht kenne! Denn ich sehe nur zu deutlich an diesem Beispiel, daß keine Folterqual die Schmerzen erreicht, die ein zerrißnes Vaterherz treffen. — Habe auch du Dank, Solon, daß du selbst die

Gründe

Gründe iezt gnügsam widerlegt hast, mit welchen du vorgestern erst mein ehloses Leben bestrittest. — Wisse demnach! Solon,' dir starb kein Sohn; Athens Volk hat nicht über dich getrauert; dieser Milesier sah niemals, weder Argos noch Athen: aber —

Solon. (voll Staunen und Unwillen.) Wie, Thales, einen so grausamen Scherz —?

Thales. Ich gesteh es, er war ein wenig grausam. Doch die Staude, worauf Wahrheit wächst, pflegt gewöhnlich bitter zu seyn; ihre Frucht hingegen nützt. Durch eigne Erfahrung, durch den Augenschein, durch die Prüfung des Weisesten unter den Griechen wolt' ich mich überzeugen: was stärker sey, Vaterfreude oder Vaterschmerz? Nun weiß ich es, da im leztern Fall der milde Solon selbst mit dem Schicksal haderte; der standhafte Mann schier zum Weibe ward, und der gerechte Schiedsrichter von Athen sich ungerecht gegen Freunde und Volk bewies. — Wenn ich iezt noch ein ehloses Leben allen übrigen vorziehe, kanst du drüber zürnen, mein überwiesener Freund?

Solon. (nach einer kleinen Pause, in welcher er sich gesamlet hat.) Ich zürne nicht; aber überwiesen hast du mich eben so wenig. Du hast meinen Vaterschmerz gesehn, doch nie meine Vaterfreuden. — Ja, Thales, noch zittert, ich

läugn' es nicht, mein alter kraftloser Körper von iener gewaltigen Erschütterung; noch steht wahrscheinlich in meinem Auge die Thräne des heissesten Jammers. Doch siehst du, vorlauter Spötter, auch nicht die Wonne, die iezt meine Seele beim Gefühl: daß ich noch Vater bin, durchglüht. — Daß sichtlicher der Schmerz, verschloßner die Freude würke, ist ein altes Gesez der Natur. Auch ich kan daher iezt so laut nicht iubeln, wie ich kurz vorher wohl weinen konte. Aber die Fülle meiner Empfindung — Worte fassen sie nicht; des Weines höchster Rausch, der Ehre schönstes Glück, der Wollust ganzes Zaubermeer ist nur ein Schatten dagegen. Ja, sprächest du iezt mit der Stimme eines Gottes zu mir: Solon, du solst dein ganzes bisheriges Leben von neuem leben; kaum würd' ich gern diese Stimme hören. Doch daß er noch lebt — er mein Sohn! armer Thales, wie bedaur' ich dich, daß du dies Entzücken nie fühlen wirst; nie fühlen kanst.

Thales. Ein vornemer Milesier. *)

Miles. Guten Morgen, lieber Thales! wie geht es dir?

Thales. Wie es dem Alter zu gehen pflegt. Meine Kraft neigt sich zum Grabe.

Miles.

*) Bis auf einige wenige Worte, aus dem Diogenes Laertius.

Miles. Vielleicht, weil du alzuviel von deinem Leben dem Nachdenken und den Wissenschaften weihtest?

Thales. Sage, noch alzuwenig. Ach das Leben ist so kurz, und die Wissenschaft so unendlich.

Miles. Hast du sie dennoch ergründet?

Thales. Kein Mensch konte das noch; und keiner wird es können.

Miles. Was nützt dir daher dein Fleiß?

Thales. Daß ich mich schmeicheln darf, doch manches zu wissen, was andere blos anstaunen.

Miles. Und wie machst du deine Wissenschaft für den Staat erspriesslich?

Thales. Indem ich Rath ertheile, wo ich Noth erblicke, und antworte, wenn man mich fragt.

Miles. Wilst du auch mir antworten, wenn ich frage?

Thales. Wofern ich kan; warum nicht?

Miles. Was ist das älteste aller Wesen?

Thales. Gott; denn er ist ungeboren.

Miles. Was das schönste?

Thales. Die Welt; denn sie kam aus Gottes Hand.

Miles. Was das gröste?

Thales. Der Raum; denn was da ist, umfaßt er.

Miles. Was ist am schnelsten?

Thales. Der menschliche Geist: denn er durchfliegt das Weltall.

Miles. Was das stärkste?

Thales. Die Nothwendigkeit; denn ihr gehorcht alles.

Miles. Was das klügste?

Thales. Die Zeit; denn sie entdeckt und erfindet alles.

Miles. Welcher Unterschied ist zwischen Leben und Tod?

Thales. Keiner.

Miles. Warum starbst du also nicht längst?

Thales. Eben weil es keinen Unterschied macht.

Miles. Kan den Göttern eine böse That verborgen bleiben?

Thales. Nicht ein böser Gedanke.

Miles. Was ist aber Gott?

Thales. Ein Wesen ohne Anfang und Ende. *)

Miles.

*) Ich hatte große Lust, ihn antworten zu lassen: „Er würde nicht Gott seyn, wenn ich es vollständig wüßte." Doch man hätte eine solche Verfälschung des Textes mir vielleicht als Fehler angerechnet.

Miles. Was dünkt dir das Lieblichste auf Erden zu seyn?

Thales. Erfüllung unsrer Wünsche.

Miles. Was das schwerste?

Thales. Sich selbst erkennen.

Miles. Was das leichteste?

Thales. Einem andern rathen wollen.

Miles. Was das verdienstlichste?

Thales. Seinen Feinden verzeihn.

Miles. Was das seltsamste?

Thales. Ein Tirann, der alt geworden.

Miles. Was macht uns glücklich?

Thales. Ein gesunder Körper, satsame Güter, und ein thätiger Geist.

Miles. Läßt sich auch Unglück leicht ertragen?

Thales. O ia! wenn wir ein größeres noch unsre Feinde treffen sehn.

Miles. Wie lebt man am gerechtesten?

Thales. Wenn man nichts von allen dem thut, was man an andern tadelt.

Miles. Welche Freundschaft ist die stärkste?

Thales. Dieienige, die Abwesenheit nicht mindert.

Miles. Wofür dankst du dem Schicksal am innigsten?

Thales. Daß ich als Mensch, und nicht als Thier, als Mann und nicht als Weib, als Griech' und nicht als Barbar geboren ward.

Miles. Was hältst du für des Menschen schönste Zierde?

Thales. Kentnisse.

Miles. Was ist die erste mänliche Tugend?

Thales. Thätigkeit.

Miles. Und beim Weibe?

Thales. Schaam.

Miles. Glaubst du, daß iede deiner Antworten buchstäbliche Wahrheit war?

Thales. Wenigstens wünscht' ich es.

Miles. Und wenn nun doch hier und da ein Irrthum sich einschliche?

Thales. So hast du als Mensch gefragt, und ich als Mensch dir geantwortet.

Louise, Gräfin von H—berg,

wahre Geschichte.

Vor vielen Tausenden, nicht nur ihres Geschlechts, sondern auch ihres Standes, schien Luise, Gräfin von S* beim Eintritt in ihr achtzehntes Jahr, beneidenswürdig zu seyn; schien jeden Anspruch auf iedes Glück des Lebens — auf eingebildetes sowohl, als auf wahres, — in sich zu vereinen. Aus einem reichen, vornehmen, selbst durch das Vorurtheil des Alters geehrten Hause entsprossen, war sie seit kurzem erst, durch den Tod zweier schon erwachsnen Brüder, die einzige Erbin sehr ansehnlicher Stamgüter geworden; hatte durch günstige Anlagen des Geistes, und durch Hülfe einer weislichen Erziehung, iede Kentnis, wodurch man Männer reizt und fesselt, sich erworben; sang mit Seele, zeichnete mit Empfindung, tanzte mit Anmuth, sprach alle Sprachen, die ihr Zirkel und der Wahn des sogenanten feinern Tons begehrte; hatte von der Natur auch im Aeußerlichen zwar keine idealisch schöne, doch so einfach angenehme Form erhalten, daß sie auch ohne Stand und Güter gefallen haben müßte; besaß ein Herz voll Mild' und Güte, ohne Stolz und Anspruch, wiewohl nicht ohne Gefühl ihres Werthes; und em-

pfing

pfing endlich — damit ia kein Vorzug des Glücks ihr mangle! — von Eltern, die sie unaussprechlich liebten, die vollste Gewalt über ihr Herz und ihre Hand nach eigner Willkühr zu schalten.

Sie bediente sich dieser Erlaubniß mit einer Klugheit und Mäßigung, die ihr Ehre machten. Daß um eine so wünschenswerthe Braut sich viele Freiwerber vom ersten Stande sich melden würden, konte man voraussehn, und es war daher, als es wirklich geschah, nur in der Regel. Doch daß sich ihr selbst eine Erhöhung in den Fürstenrang darbieten würde, dies lag — wenn auch nicht außer dem Kreis ihrer Verdienste, doch ausserhalb ihrer Erwartung. Der Erbprinz von AB—g sah sie auf einem Ball zu Br** und faßte eine so heftige Neigung zu ihr, daß er nicht ruhte, bis seine Eltern ihm die Erlaubniß, ernstlich um sie zu werben, gaben. Es war ein iunger, schöner Mann; der sich nur selten darauf zu besinnen schien, daß er einst regierender Fürst werden solle; der wahrscheinlich bei keiner Gräfin in ganz Teutschland eine Fehlbitte gethan haben würde; der hier keine Mühe sparte, sich beliebt zu machen; und der unter andern Vortheilen ganz den Beifall von Luisens Mutter besaß, die ihn oft halb lachend, halb im Ernst ihrer Tochter mit der Bemerkung empfahl: daß doch das Wörtchen f ü r s t l i c h e H o h e i t, weit besser als g r ä f l i c h e G n a d e n ins Ohr falle.

Gleichwohl ward weder Luisens Ohr durch diesen Klang, noch ihr Auge durch den Schimmer seines Rangs berückt. Sie sorgte: er dürfte doch einst glauben, sie sey mehr durch seine Hand geehrt, als er durch ihr Herz beglückt worden. Auch war wahrscheinlich ihre Neigung früher schon verschenkt gewesen; denn indem sie des Prinzen Antrag mit Bescheidenheit ablehnte, wählte sie gleich darauf den Grafen von H — berg, einen Edelmann, der ihr an Glücksgütern fast eben so, wie am Stande gliech, und der an schimmernden Eigenschaften zwar keinen Ueberfluß, doch auch an ächten Vorzügen keinen Mangel hatte. Ein männlich schön gebauter Körper, ein etwas ernst doch edel um sich herumblickendes Auge, ein auf langen Reisen gebildeter Geist, und die Gabe ein Gespräche mit Leichtigkeit anzufangen und mit Anstand zu unterhalten, empfahlen ihn der Gesellschaft. Luisens Vater empfahl er sich vorzüglich durch den edlen Freiheitssinn, mit welchem er schon manches ihm bei Höfen angetragenes Amt ausgeschlagen hatte, und lieber ein Herr auf seinen Gütern, als ein Diener in der Residenz zu seyn begehrte. In seinen Jünglingsiahren hatte er sich zwar zuweilen einen fröhlichen Genuß, doch nimmer eine niedrige Handlung erlaubt. Jezt stand er grade im dreißigsten Jahre, dem Anfange der ernstern Mannheit. Auch um Luisen hatte er nicht mit aufbrausender Schwärmerei, aber mit warmen, innigem

gem Eifer geworben. Als er ihr Jawort erhielt, beneideten ihn viele seines Standes; daß er dessen unwürdig sey, wagte kein Einziger zu sagen.

Vier Jahre hindurch lebte Gräfin Luise in ihrer Ehe unaussprechlich glücklich. Im Lenz, Sommer und Herbst auf ihren mannichfachen Landsizzen, des Winters in dem lebhaften Br** wohnhaft, ward sie hier allgemein geschäzt, und dort beinah angebetet. Sie gebahr ihrem Gemahl zwei Töchter und einen Sohn; blieb dabei schön wie der Tag, und frisch wie die Gesundheit selbst. Ihre Eintracht, ihre wechselseitige Liebe galt weit umher für musterhaft, und schien mit iedem neuen Monat noch unzertrennlicher zu werden. Zwar bemerkte die Gräfin an dem Gemal verschiedene Launen, die der Bräutigam entweder gar nicht gehabt, oder verborgen hatte. Doch es ward ihr so leicht, sich in dieselbe zu fügen; und indem sie sich bemühte, seine Wünsche auch zu den ihrigen zu machen, schien endlich iene so oft gemißbrauchte Schmeichelei hier buchstäblich einzutreffen, und in zwei Körpern nur Eine Seele zu wohnen.

Erst beim Anfange des fünften Jahres erfuhr dieses edle Weib, daß weder Reichthum noch Jugend, weder ein schuldloses Herz noch häuslicher Friede, vor allem Kummer schütze. Sie verlor binnen wenig Monden ihre beiden Eltern, auf deren Leben sie, nach dem Laufe der Natur, noch

lange

lange rechnen konte. Innig und anhaltend beweinte sie dieselben. Die große Erbschaft, die ihr zufiel, vermocht' auch nicht eine einzige Thräne zu mindern, geschweige zu trocknen. Sie überließ alles, bis auf eine mäßige, im Heirathsvertrag schon ausgeworfne Summe, ihrem Gemal. In Haushaltung, Tafel und Staat ging wenig oder gar keine Aenderung vor. Nur nach Gelegenheit Gutes zu thun, sah sich Gräfin Luise noch fleißiger, als bishero um, und fand sie im reichlichsten Maaße.

Eben begann gegen Schluß dieses Jahres ihre Trauer sich zu mäßigen, ihre Wunde zu heilen, als eine gefährliche Krankheit auch ihren Gemal wegzuraffen drohte. Ein Faulfieber von der bedenklichsten Art brachte ihn dicht am Rand des Grabes. Die Geschicklichkeit der Aerzte rettete ihn zwar noch, aber langsam. Eine einstweilige Zerrüttung des Verstandes (die nicht ganz seltne Folge iener Krankheit,) blieb noch geraume Zeit zurück. Endlich wich zwar auch diese; doch eigentlich nur halb; mehr dem Schein, als der Wirklichkeit nach. Ein tiefer Hang zur Schwermuth, den man sehr gütig mit dem vielumfassenden Namen der Hypochondrie belegte, widerstand allen fernern Heilungsmitteln, und machte einen Glücklichen, im Schoos des Glücks selbst, elend. Bei einem Körper, dem Anschein nach wieder stark und rüstig genug, bei einem Geiste, gewiß ieder Arbeit, die er nur freudig angrif, wieder fähig, und beim höch-

sten

sten Ueberfluß aller andern zeitlichen Güter, blieb Graf H—berg traurig, müßig, stets in sich selbst gekehrt, von einem Eigensinne, dem nichts gnügte, von einem Unmuth, den nichts erheiterte. Unter dreien oder vieren seiner Schlösser, in Schl* anmuthigsten Gegenden verstreut, wählt' er sich grade dasienige, das im Sommer furchtbar schön, in rauher Jahreszeit fast schauderlich lag, zu seinem Aufenthalte; kam keiner Stadt, fast keinem seiner Nachbarn nahe; und blickte auf iede gesellschaftliche Freude, auch von weitem schon, wie ein Kranker auf eine wohlbesezte Tafel blickt, von welcher er selbst nicht essen darf, und deren Genuß er auch den Uebrigen beneidet.

Der Gräfin Lage ward iezt schon nur alzu bedauernswürdig. Während iener Todeskrankheit ihres Gemals hatte sie alles, was einer treuen, liebevollen Gattin zukömt, ia gewissermaßen wohl noch mehr gethan. Mit einem Eifer, dem nichts zu lästig dünkte, mit einer Ausdauer, die nichts ermattete, war sie fast keinen Augenblick von seinem Lager gewichen; hatte des Tages ihn gepflegt, des Nachts bei ihm gewacht; hatte ieden Tropfen Arznei, fast ieden Becher Thee ihm selbst gereicht; und wann man, eigner Lebensgefahr halber, sie warnte, oder sie erinnerte: daß ia auch andre dies verrichten könten! stets mit entschloßner Seele geantwortet: „Nein! kein andrer ist ihm so nah verwandt als ich! Ich steh' auf meiner Pflicht! Treffe

„mich

„mich hier, was der Vorsicht gutdünkt!" — Auch iezt, bei seiner düstern, grillenvollen Laune, unter Umständen, wo iede andre Dame aus der großen Welt sich bald Rath gewußt, den milzsüchtigen Mann seiner Milzsucht, sich selbst aber den Zerstreuungen überlassen haben würde, zu welchen Stand und Alter sie zu berechtigen schienen; — auch iezt fügte sich Gräfin Luise heldenmüthig in ihr Schicksal. Mit trocknen Auge schied sie von allem bisherigen Umgange; folgte ihrem Selbstpeiniger, ohne den kleinsten Widerspruch, in seine romantische Einöde; suchte dort durch ihre Gesellschaft, durch Klavier, Gesang und Vorlesen, durch die freundlichste Miene, und die heitersten (ihr oft schwerfallenden) Reden seine Stirne zu entwölken; nahm den Unwillen, womit er fast alles vergalt, so gelassen hin, als ob es ein verdienter Lohn wäre, und lebte der festen Hofnung: eine anhaltende Liebe werde doch endlich auf das kranke, im Grunde edle Herz ihres Gemals einen kräftigen Einfluß äußern; werde solches, wenn auch nicht gänzlich heilen, doch wenigstens aufheitern. — Wohl möglich auch, oder wahrscheinlich vielmehr, daß ihre Hofnung sie nicht getäuscht haben würde, hätte nur nicht fremde Bosheit in ihren ehelichen Frieden sich gemischt, und ihn so unbemerkt untergraben, daß dem Feinde schon sein Werk gelungen war, ehe die Gräfin noch an einen Feind dachte. Ein kleiner Rückblick ist hier un-

vermeidlich, um dann auch vorwärts desto schärfer zu sehen.

Schon seit seinem ersten Jünglingsalter hatte der Graf fast unabläßig einen Menschen um sich, der hier Monter heissen mag. Es war ein Mann, der fast in iede Rolle paßte, weil er in ieder, gegen Recht und Unrecht gleichgültig, nur nach dem Winke seines Obern sich zu richten pflegte. Auf Reisen hatte er den Kammerdiener, nebenbei auch den Vertrauten und Beförderer mancher kleinen, standesmäßigen Ausschweifung gemacht; hatte dann einige Jahre hindurch über die gräfliche Kasse eine sehr bündige Rechnung geführt, und endlich, unter dem Titel eines Wirthschaftsraths, das Heft der ökonomischen Verwaltung ganz an sich gezogen. Längst dran gewöhnt zu kriechen, wo es etwas abwarf, zu trozzen, wo er sich für nöthig achtete, war er hier das im Kleinen, was der Premierminister eines Königs gemeiniglich im Großen zu seyn pflegt, — die rechte Hand seines Gebieters, und die Geissel der Unterthanen! — als ihm plözlich die Heirath des Grafen seine Zirkel, wenigstens auf eine Zeitlang, stöhrte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte diese Heirath nie sehr die Ehre seines Beifalls gehabt. Je tadelloser Graf H—bergs Wahl gewesen war, ie weniger freute sich sein unwürdiger Günstling darüber. Daß er aber weislich seine Gesinnung unter

den

den feierlichsten Glückwunsch verbarg, versteht sich von selbst. Unter allen Beamten des Grafen bückte sich gewiß keiner so tief vor der iungen Gräfin; suchte keiner so eifrig ihre kleinste Miene zu deuten, nebenher auch ihre kleinsten Schwächen zu errathen, als Monter. Selbst an ienen kleinen Schmeicheleien weiblicher Eitelkeit, die nicht selten dem Herzen auch dann gefallen, wann der Mund sie verbietet, ließ er es nicht ermangeln. Denn kein Geburts- oder Namenstag verging, wo nicht ein ländliches Fest, ein Tanz, eine Erleuchtung oder ein Feuerwerk die Gräfin überraschte; und die frühsten sowohl als die spätesten Rosen, die schönsten Früchte, die niedlichsten Singvögel und Schoos-hündchen kamen immer von der schuldigsten Aufmerksamkeit des Herrn Wirthschaftsraths Monter her.

Dennoch, troz seiner vielfachen Mühe, wolte es ihm hier nicht gelingen! Wußte vielleicht die Gräfin durch zugeflüsterte Nachrichten doch mehr von der geheimen Geschichte ihres Gemals, als sie wohl merken ließ; konte sie einige kleine Liebes-abentheuer zwar, wie auch billig, dem Gemal, doch nicht so ganz dem Unterhändler verzeihen; warnte sie vielleicht ihr Genius, oder folgte sie blos ihrem natürlich feinen Gefühle, und konte, als eine Ausnahme von Tausenden, die Schmeichler wirklich nicht vertragen; — kurz, Monter behagte ihr nie! Und wiewohl sie aus Gefälligkeit

gegen den Grafen diese Abneigung aufs möglichste verbarg; wiewohl sie solche nie in Worte oder Handlungen übergehn ließ, so bemerkte dieselbe doch unter allen Menschen grade Monter selbst am richtigsten und schnellsten. Daß ihn dieser Widerwillen höchlich schmerzte; daß er ihn als die unverdienteste Kränkung betrachtete; daß er oft in Geheim drauf sann, wie er im Nothfall sich schüzzen — wo möglich auch rächen könne; dieß alles ist ein so gewöhnlicher Gang menschlicher Seele, daß selbst die Erwähnung davon überflüßig seyn dürfte.

Zwar so lange Graf H— berg noch gesund an Geist und Körper blieb, konte Monter nichts thun, als fruchtlos an seinem Verdruß im Verborgnen nagen. Die Gräfin besaß so entschieden den ersten Plaz der Liebe und des Zutrauens im Herzen ihres Gemals, daß ieder Versuch dagegen Tollkühnheit gewesen wäre. Von ihr ermuntert, nahm sich der Graf selbst seiner Güter und Unterthanen mit ziemlich ofnen Augen und ziemlich richtigen Grundsäzen an. Monters Herrlichkeit sank damals gewaltig. Höchstens bei Kleinigkeiten durfte er sich noch zuweilen ein eigenmächtiges Betragen erlauben. Wenn dann doch etwas vorfiel, was einer Bedrückung ähnelte; wenn ein gekränkter Häusler oder Gärtner an seine gnädigste Frau sich verwandte, so bedurfte es nur einer Silbe von ihr, und Monter traf mit gebeugtem Rücken und — er-

grim-

grimten Herzen diesem Versehen, (wie er es nannte) abhüfliche Maase. Wenig Mühe hätte es vielleicht damals der Gräfin gekostet, Montern ganz zu entfernen. Doch warum solte sie einem Menschen schaden, der so demüthig vor ihr kroch! Nicht gefährlich, nur verächtlich schien er ihr.

Erst nach iener, schon so oft erwähnten Krankheit des Grafen änderte sich wieder Monters Einfluß gewaltig. So lange der Graf, theils in Todesgefahr, theils im bewußtlosen Taumel sich befand; so lange die Gräfin nur mit dem traurigen Zustand ihres Gemals sich beschäftigte, so lange hatte Monter auch, der weder das Auge seines Herrn, noch das Ohr seiner Gebieterin zu scheuen brauchte, manchen Eingrif in herrschaftliche Gelder und Rechte, noch mehrere ins Wohl und Weh der Unterthanen sich erlaubt. Mochten doch Anzeigen und Beschwerden einlaufen; mochten doch die Bedrückten abermals zu ihrer vorigen Beschützerin ihre Zuflucht nehmen! Jene Papiere blieben ungelesen; und diese Klagen wurden beim eignen Kummer bald vergessen. Noch kühner ward er, als einer von den Aerzten ihn versicherte: „Der „Graf könne noch lange leben, doch nie seines Ver„standes wieder mächtig werden!“ Schon träumte er sich nun eine fortdauernde Unmündigkeit; hofte den Vormund mit zu spielen, weil er allerdings den Zustand der Güter vorzüglich kante; und — erwachte erst dann mit Schrecken aus seinem

Traume, als er den Wahnsinn des Grafen, bei der Rückkehr von einer kleinen Reise, ganz verschwunden, seine Gesundheit wieder wenigstens viel gebessert sah.

Jezt stand er in der bängsten Erwartung: Seine angemaßte Statthalterschaft werde bald aufs schimpflichste sich enden; das Gericht über ihn bald aufs strengste angehn! Jezt erinnerte er sich erst wieder einiger bedrohlichen Worte, welche die Gräfin, selbst in ihrer Betrübniß, habe fallen lassen; und nahm als ausgemacht an, daß in ihr seine erste, furchtbarste Anklägerin auftreten werde. Jezt glaubte er aber auch alles wagen zu müssen, um sich in der Gunst des Grafen festzusezzen; und ein günstiges Ungefähr — das schon oft der Dummen Vormund und der Bösewichter Schuzherr war, erleichterte ihm sein Vorhaben; brachte ihn weiter, als er selbst wohl hofte. Viele und heftige Bewegung war dem Grafen als das würksamste Mittel gegen hypochondrische Beschwerden anempfohlen worden; die Gesundheit der Gräfin hingegen erforderte eine Zeitlang Ruhe. Zum viertenmal schwanger hatte sie, durch Anstrengung und Sorgen, eine allzufrühe Niederkunft sich zugezogen. Ihre Kräfte kehrten langsam zurück. So gern sie auch wolte, durfte sie doch iezt die Erschütterung des Fahrens und Reitens mit ihrem Gemal nicht theilen. Ganz abgesondert von Personen seines vorigen Umgangs bot daher der Graf die Ehre seiner Beglei-

glei-

gleitung gewöhnlich Montern an. Mit welchem Vergnügen sie dieser annahm, läßt sich errathen. Seit fünf Jahren war es ihm nicht so gut geworden. Kaum drei oder viermal hinter einander der alleinige Begleiter seines Gebieters, wußt' er sich auch zum unentbehrlichen zu machen. Nicht blos, weil er in iede Laune sich schickte; denn dieser Kunstgrif war ihm schon alltäglich. Auch nicht blos durch Verleumdung aller Nachbarn rings herum — wiewohl dieß allerdings den Menschenscheu des Grafen stärkte! — sondern auf einem Wege so einfach, und doch so weitführend, daß man Montern wenigstens das Lob eines richtigen Planes nicht versagen konte.

Mismuthige denken so gern an vergangne Zeiten. Manches dünkt ihnen dort unsäglich reizend. was ihnen in der Gegenwart gleichgültig, wo nicht lästig scheinen würde. — Personen, die ehmals reisten, sprechen in nachheriger Ruhe von ihren Reisen sehr gern. — Was Wunder also, daß Graf H—berg, iezt in Mismuth und Unthätigkeit zugleich, auch gern an iene Zeiten dachte, wo er in der Blüthe seines Alters Europens treflichsten Erdstrich durchwandert, an so manchen Schönheiten der belebten und unbelebten Natur sich gelabt, und den Becher der Freude, — in iedem Verstande des Wortes! — oft leergetrunken hatte. Damals war Monter sein Begleiter gewesen, der um manche seiner Vergnügungen, besser als irgend ein

Mensch, gewußt hatte. Als dieser Schlaue daher iezt, so oft er konte, unbemerkt das Gespräch auf Gegenstände aus dieser Epoche brachte, da erheiterte sich die Stirne des Grafen oft plözlich, da spann er selbst die Unterredung weiter, oder kam nach kleinen Zwischenräumen darauf zurück. Monters Aufmerksamkeit entging dies nicht. Sein Schritt ward fester! — In Italien hatte sich der Graf am längsten verweilt; dort war er von manchem schönen Munde der schöne Deutsche genant worden; selbst dem Dolche der Banditen hatte er zu Rom getrozt, als er mit einem Neffen Sr. Heiligkeit um die Liebschaft der reizendsten Römerin wetteiferte; und auch nur von Italien, am öftersten von Rom sprach der schlaue Monter. — Nicht ohne Würkung! Immer heitrer ward des Grafen bisher trübe Seele. Alles, was er dort gesehn, gehört, empfunden hatte, sah, hörte, empfand er von neuem wieder. Aeusserst wohlthätig schien für den ersten Anblick Monters Maasregel zu seyn. Aber von Stund' an war Monter auch fast der Einzige, mit welchem der Graf zu sprechen sich herablies. Nur Er verstand ihn ganz; nur Er wußte um alles Bescheid; nur Er ersezte ihm die übrige menschliche Gesellschaft, die er fast durchgängig floh. — Noch mehr: an iene anfangs tröstende Erinnerung schloß sich auch sehr bald und sehr natürlich die stille Sehnsucht an, iene Szenen noch einmal zu durchleben, iene Gegenden noch

einmal zu besuchen. Mit iedem Morgen schien ihm nun das vaterländische Klima drückender und rauher. Mit iedem Tage ward ihm das Leben allhier lästiger. In Italien hofte er wieder zu genesen. Nach Italien sehnte er sich, wie das Kind nach dem Christabend. Wenn er dann seinem Monter diesen Wunsch gestand; wenn derselbe (wie er gewöhnlich that,) halb ernst, halb lächelnd erwiederte: „Aber was hindert denn Ew. gräfl. Exzellenz „dran? Sind Sie nicht noch iung? sind reich und „Ihr eigner Herr? Können Sie nicht reisen, wann, „wohin und wie Sie wollen? Sollte denn der kleine „Umstand mit der gnädigen Gräfin gar so viel ändern? Könte sie nicht mitreisen? Oder würde sie „nicht auch zurückbleiben, wenn es gehörig eingeleitet würde?" — Hastig brach dann gemeiniglich der Graf das Gespräch ab, und redete für die nächste Viertelstunde — vom Wetter, oder von nichts mehr.

Nur allzuwahr ist die traurige Bemerkung: Leichter macht ein Bösewicht zehn rechtschafne Männer straucheln, ehe zehn redliche Männer einen Nichtswürdigen auf rechten Pfad zu wandeln bewegen! — Schon war der Graf in Monters Nezzen verstrickt, bevor er noch den kleinsten Verdacht von Nez und Hinterlist hegte. Denn iezt, seit fast sechs Jahren zum erstenmal, fühlte er: Es sei doch zuweilen äußerst lästig, eine — auch noch so gute Gemalin zu haben. Daß er unmöglich, in Gesell-

schaft der seinigen, Italien wieder auf ehmalige Art besuchen könne, sah er ein; sie daheim zu lassen, fand er unschicklich; ihrenthalber seinen Lieblingswunsch aufzugeben oder zu beschränken, verdroß ihn. Alle die zahllosen, erst neulich von ihr empfangnen Dienste, alle ihre unaussprechliche Liebe, alles das mannichfache, durch sie genoßne häusliche Glück — alles dies dünkte ihm in seiner iezzigen undankbaren Laune eine unbedeutende Kleinigkeit zu seyn, die mit der Ehe gegenseitigem Zwange keinen Vergleich aushalte. Täglich, stündlich fast, wurd' er gegen sie kälter, mürrischer, unverträglicher; floh ihre Gesellschaft; machte sich selbst deshalb Vorwürfe, gestand sich, daß er fehle; und besserte sich — doch nicht.

Würklich hatte Monter nun bereits alles, was er anfangs wünschte. Fester als iemals stand er in der Gunst seines Herrn. Getrost kont' er nun ieden Angrif abwarten; konte gewiß seyn, daß der Graf unter zehn Klagen über ihn neune überhören, und die zehnte aus Trägheit und Leichtgläubigkeit ihm selbst zur Entscheidung überlassen werde. Er sah deutlich, daß das Ansehn der Gräfin gesunken sey. Er konte schon über seine Hausgenossen Gnade und Ungnade nach Willkühr verhängen; und dennoch gnügte ihm dies alles noch nicht! Er wolte die eheliche Liebe eines bisher glücklichen Paares nicht blos mindern, sondern vernichten. Entweder aus Furcht, daß die Gräfin doch einmal wieder in ihre

vori-

vorigen Rechte eintreten dürfe; oder aus Rachgier wegen des Kummers, den sie ihm ehmals erregt, suchte er ihr nun den Krieg ins eigne Land zu spielen; hatte den dreisten Plan, das edelste Weib in Verdacht ehlicher Untreue zu bringen.

Zwar schien, von einer Seite betrachtet, nichts sinnloser, als eine Anschuldigung dieser Gattung zu seyn. Von allem städtischen Umgang entfernt; vor allen nachbarlichen Besuchen verläugnet, lebte die Gräfin in einer Einsamkeit, die fast noch über klösterliche Zellen ging. Nur ihren Gemal, nur ihre Hausgenossen sah und sprach sie. Nie hatte sie einen grossen Briefwechsel, am wenigsten mit Männern geführt. Zwei oder drei Jugendfreundinnen schrieben und besuchten sie — quartalsweise. Der Neid selbst hatte nie einen Flecken auf ihre Tugend zu bringen gewagt. Monter vermocht' es!

Unter den Beamten des Grafen zeichnete sich noch ein gewisser Dondorf aus; nicht durch körperliche Wohlgestalt, sondern durch einen gebildeten Geist und durch ein untadelhaftes Herz. Er war der Sohn eines alten Jägers, der um Gräfin Luise das allerdings große Verdienst hatte, noch vor ihrer Geburt ihr und ihrer Eltern Leben erretet zu haben. Denn als zwei scheu gewordne Pferde den Wagen in einen unübersehlichen Abgrund stürzen wolten, besaß er Geistes-Gegenwart genug,

eines

eines dieser Rosse, grade in der lezten Sekunde, wo es noch nüzte, niederzuschießen; war dadurch des alten Grafen Leibjäger, seine Frau der bald darauf gebornen jungen Gräfin Amme, und Karl, sein ältester, damals ungefähr dreijähriger Sohn, der leztern Spielgenosse geworden. Freilich hatte diese Spielgenossenschaft kaum bis ins zehnte Jahr der Gräfin gedauert; doch hatte sie dem Knaben viel genüzt. Bis dahin gleiches Unterrichts mit ihr in Sprachen und Künsten theilhaftig, hatte sein fähiger Geist manche Kentniß, und — was das beste war! — die Liebe zu noch mehrern gewonnen. Als er jener Unterweisung nicht schicklich mehr genießen konte, ruhte er nicht, bis ihn seine Eltern, oder vielmehr die Freigebigkeit seiner Herrschaft auf eine städtische Schule schickte. Unermüdeter Fleiß ersezte den Mangel akademischer Wissenschaften. Eben als Gräfin Luise sich vermälte, war er Haussekretär bei ihren Eltern geworden. Es lag bald nur an ihm ein weit beßres, aussichtsvollres Amt im Staate zu erhalten. Fast übertriebne Besorgniß, undankbar gegen seine Wohlthäter zu scheinen, Wunsch, seinem Vater nahe zu bleiben, und Vorliebe gegen ein ländliches Leben machten, daß er jeden andern Antrag ablehnte. Nach dem Tode von Gräfin Luisens Eltern waren sein Vater und er die Einzigen, denen Graf H— berg gleichen Eintrit in sein Haus anbot. Gern nahm er diesen Posten an; stand mit unübertreflichem Eifer und

musterhafter Treue ihm vor; war es oft allein, der einer, von allen Seiten her einreissenden Unordnung sich noch entgegenstemte.

Ein solcher Mann konte freilich Monters Freund nie seyn, noch werden. Mit Zittern hatte dieser anfangs den Eintritt eines neuen, gleich redlichen, gleich geschickten Hausgenossen vernommen; hatte schon, (zumal in damals schwankender Lage) besorgt: dieser dürfe für ihn, was einst Mardochai für den Hamann, werden; und war dann erst etwas ruhiger geworden, als er sah: daß Dondorf, troz mancher wichtigern Kentniß, doch die große Kunst sich tief zu bücken und derb zu schmeicheln nicht verstehe. Jezt fürchtete er ihn schon lange nicht mehr, aber haßte ihn nicht minder. Mit Einem Streiche zwei Feinden weh zu thun, war ihm doppelte Freude. Auch bedurfte die Führung dieses Streiches nicht einmal eines starken, nur eines gewandten Armes. Daß die Gräfin auch nicht Einen Funken Liebe gegen Dondorfen hegte, war mehr als wahrscheinlich, war gewiß; doch daß er unter allen gräflichen Beamten den ersten Plaz in ihrer Gunst besaß; daß sie sichtliche Spuren der Zufriedenheit, oder vielmehr des Vergnügens äußerte, als ihr Gemal (damals noch gesund und heiter) in seinen kleinen Posten ihn anstellte; daß sie oft und gern mit ihm, wenigstens zehnmal öftrer als mit Montern sprach; daß sie nicht selten über die Wahl ihres Lesens ihn zu Rathe zog, und das Buch,

das

das er empfahl, wohl gar durch einen eignen Boten aus dem nächsten Buchladen sich holen ließ; daß sie sich gern der frühern Bekanntschaft ihrer Jugend erinnerte; daß sie ihn einigemal um die Ursache, warum er nicht heirathe, fragte, und seiner Verlegenheit mit der Versicherung spottete: Sie hoffe doch noch hinter sein Geheimniß zu kommen! daß sie ihn endlich während der Krankheit ihres Gemals zwei oder dreimal auf ihr Zimmer berufen, und mit ihm, zwar in Gegenwart ihres Kammermädchens, doch italienisch — das heißt, in einer Sprache, die diese Leztere zu großem Misbehagen nicht verstand! — gesprochen hatte; dies alles, so schuldlos an sich selbst, waren Kleinigkeiten, die durch Monters Kunst und bösen Willen nicht lange klein bleiben solten.

Seine erste Sorge war — um Gehülfen seines Plans. Er fand solche bald und leicht. Nicht zur Ehre menschlicher Natur, doch wohl der Wahrheit zu Folge sei es gesagt: Gräfin Luise, sanft und gut, muste unter ihrer Dienerschaft manchen heimlichen Feind haben, eben weil sie so gut war. Wohlthätigkeit war freilich ihr höchstes Vergnügen, Billigkeit und Milde ihr stäter Endzweck. Aber sie hatte ia sonst den Grafen aufgemuntert, selbst nachzusehn: ob es auch überall recht und gut hergehe? Jezt sah Er nicht mehr nach; iezt ging es an hundert Orten bunt und kraus genug zu. Aber so Manche befanden sich wohl dabei. Mit Ver-

gnügen spürten diese, daß das Ansehn der Gräfin im Sinken sei; und wünschten nichts sehnlicher, als daß die alte Ordnung der Dinge nie wiederkehre. — Mit dem ungerechten Mammon sich wenigstens einige Freunde zu machen, verstand überdies Monter meisterlich. Daß er dazu immer Menschen mit weitem Gewissen wählte, versteht sich von selbst. Bald hatte er an Leuten, wie er sie haben wolte, eher einen Ueberfluß, als einen Mangel.

Wie er indeß das ganze Sistem seiner Verleumdung ordnete; wie er zuerst durch ein unmäßiges Lob von Dondorfs Geschicklichkeit und gefälligem Wesen, durch Bewundrung des allgemeinen Beifalls, den er, zumal beim schönen Geschlecht, finde, und durch einige zweideutige, ihm gleichsam unwissend entschlüpfte Worte, die Aufmerksamkeit des Grafen reizte; — wie er dann durch Briefe, die ohne Unterschrift einliefen; durch Gerüchte, die seine Helfershelfer zuflüstern musten, und die er selbst für nachbarliche Verleumdungen erklärte; durch ein paar Verse, die man von Dondorfs Hand gefunden haben wolte, und die von einer glücklichen Liebe sprachen, iene Aufmerksamkeit gar bald in Argwohn verkehrte; — wie er, sobald der Graf diesen Argwohn gegen ihn zu lüften begann, erst den Vertheidiger, dann den Zweifler, und endlich den Gutmüthigen, der — wenigstens nichts Böses glauben will, spielte;

dieß,

dieß alles hier Schritt für Schritt zu verfolgen, könte eben nicht sehr schwer seyn, würde aber bald ins Umständliche, und eben dadurch ins Langweilige führen. Kurz, ehe noch ein Monat verging, war Graf H — berg nicht nur (was er schon längst gewesen,) mislaunischer als ie ein Britte, sondern auch eifersüchtiger als ie ein Welscher. Auf ieden Blick, auf iedes Wort seiner Gemalin lauschte er, bald in der Nähe, bald in der Ferne; glaubte in ieder freundlichen Miene ein buhlerisches Verständniß, in ieder noch so unschuldigen Frage eine Hinterlist, in iedem flüchtigen Wörtchen eine Verabredung zu spüren; verschloß sich oft Tage lang in seinem Zimmer, und lauerte hinter dem Vorhang eines Fensters, das im Garten, der Gräfin gewöhnlichem Spazierorte, ging; wich dann andre Tage kaum eine Minute von ihrer Seite; folgte ihr überall nach, so dicht und so stum wie ihr Schatten; grif hastig nach iedem Papierchen, das er irgendwo liegen sah; fand nirgends das geringste, wodurch sein Argwohn sich begründen konte; und wußte doch nicht selten aus Nichts sich ein Etwas zu machen.

Ein Betragen dieser Art mußte allerdings der Gräfin auffallen; doch auf den wahren Grund desselben rieth sie leider nicht. Daß in dem Gemüthe ihres Gemals eine gewiße Unruhe tobe; daß sein Auge überall schwarz sehe; seine Seele überall Stof zu Besorgnissen finde, fing ihr allmählig an

etwas

etwas gewohntes zu werden. Sie hielt es für Ueberreste seiner Krankheit; beweinte oft seine und ihre Lage im Stillen; besorgte auch schon, daß Monters Einfluß auf seine Laune nicht erspießlich sei; doch daß ein neues moralisches Uebel jenes physische verstärke, argwohnte sie nicht; und der Gedanke an Eifersucht fiel der Schuldlosen, eben weil sie so schuldlos war, auch nicht von weitem ein. — Wann sie ihn oft so düster, so verschlossen, mit so seitwärts schielenden Blicken neben sich sizzen sah, wann sie zärtlich ihren Arm um seinen Nacken schmiegte; wann sie so besorgt sich erkundigte: Was denn eigentlich ihm fehle? Ob sie durch nichts ihn aufzuheitern vermöge? — wie unendlich vielen Gram hätte er sich und ihr ersparen können, wenn er nur ein einzigesmal frei von Herzen weg gesprochen hätte! Wie leicht würde die Gräfin seinen Argwohn widerlegt, wie gern selbst in seinen Eigensinn sich gefügt haben! Aber er schwieg; er glaubte, — so groß war sein Zutrauen auf die nichtswürdige Horde, die ihn umgab, — schon genug zu wissen, um den schuldigen Theil nicht erst befragen zu dürfen. Er lauschte nun auf eine Gelegenheit, um seinem Verdacht eine ofne Bestätigung zu geben, und nahm sich vor, dann in einem Tone zu sprechen, der ernstlich genug klingen solte.

Leider fand er diese Gelegenheit, sich selbst und die Unschuld zu beschimpfen, gar bald. Der Grä-

sin Geburtstag fiel stets gegen Ende des Sommers. Immer war er durch ein kleines ländliches Fest gefeiert worden. Monters Aufmerksamkeit, wie wir schon früher erwähnten, hatte sich oft dabei ausgezeichnet. Nur im leztern Jahre war dieser Tag, weil eben damals der Graf tödtlich darnieder lag, still und traurig vorübergegangen. Um so mehr suchten iezt einige von den Beamten das Versäumte einzubringen. Ihre Absicht war, ein Schauspiel unter sich aufzuführen. Als sie Montern um Rath befragten, entschuldigte er sich mit seiner Unkunde in diesem Punkte, und verwies sie an Dondorfen, der grade hier unendlich mehr Kentnisse besizze! „Vielleicht," fügt' er schlau hinzu, „könte dieser wohl gar ein kleines Vor- oder Nachspiel verfertigen, das diesem Tag genau anpaßte, und um so mehr ihn verherrlichte!" — Sein Rath ward befolgt. Dondorf, von ihren Bitten bestürmt, ging ganz unbesorgt in die Falle. Da er allerdings die kleine Schwachheit besaß, zuweilen an einem Gedichtchen zu stümpern; da er auch eitel genug seyn mochte, seine Gedichte nicht für ganz zu schlecht halten; so ward binnen Kurzem ein Nachspiel fertig, das aus ein paar Szenen, ein paar Tänzen, und einem Epilog — der Nuzanwendung des Ganzen! — bestand. Die gesprochnen Rollen übernahmen einige von den Beamten; zum Tanz, von einem Liedchen begleitet, wurden Bauermädchen abgerichtet; den Epilog hielt er selbst.

Bei

Bei Gedichten dieser Art — sie mögen für eine fürstliche Bühne, oder für das kleinste Privattheater geschrieben werden — lassen es die Verfasser zwar oft an Plan, Wohllaut, Einbildungskraft, kurz an ieder Eigenschaft eines ächten Gedichts ermangeln; doch gewiß an — Lobe nie. Ist der Weihrauch zumal einer Dame bestimmt — welcher Dichter hätte dann nicht von Rosenwangen, Cederwuchs, Götteranmuth und himlischer Tugend gesprochen! Auch Dondorfs Muse hatte wahrscheinlich in gleichem Tone sich ausgedrückt. War doch die Gräfin wirklich noch so iung, so schön und gut, daß man viel rühmliches von ihr preisen konte, ohne durch übertriebne Schmeichelei sich zu erniedrigen! Daß er aber gewiß nichts mehr und nichts minder dabei sich dachte, als — seinen Glückwunsch recht schön zu machen, aller Freude recht lebhaft zu schildern, höchstens einige Lobsprüche recht fein oder recht würkend anzubringen; dieß war so gewiß, daß nur die absichtlichste Bosheit oder der ungerechteste milzsüchtigste Argwohn in seinen Ausdrücken etwas anders finden konte. Das leztere war der Fall des Grafen. In iedem Worte Dondorfs hörte er die Sprache der Liebe. In iedem Beifallslächeln der Gräfin erblickt' er ein ofnes Geständniß ihrer Schuld. Mit verbißnem Zorn blieb er noch einige Minuten, als schon die Rede geendigt, die Gardine schon gefallen war, stum und kalt auf seinem Sessel sizzen. Erst die wiederholte Frage

seiner Gemalin: Ob nicht alle, einige Schmeicheleien abgerechnet, ihre Sache gut gemacht hätten? weckte ihn aus seinen Gedanken. Er stand im Begrif mit seinem Unwillen loszubrechen; noch einmal zwang er sich zu einem zweideutigen: O ganz vortreflich! Noch einmal beschlos er abzuwarten: ob nicht mehr komme?

Von ieher hatte ein kleiner Hausball zu den Feierlichkeiten dieses Tags gehört. Von ieher hatte bei solchem die Gräfin mit allen ihren Beamten, dem Ersten wie dem Lezten, ohne Unterschied, getanzt. Von ieher hatte sie zulezt einige kleine Geschenke an die Hauptakteurs des Festes ausgetheilt. Monter selbst hatte bei dieser Gelegenheit schon einigemal eine Dose, einen Stockknopf, oder sonst ein ähnliches Andenken, wenn auch nicht mit sehr huldreichem Herzen, doch mit sehr freundlicher Miene erhalten. Alles dieses glaubte die Gräfin, ganz in ihrer Unschuld, auch heute wiederholen zu dürfen. Daß Dondorfen, als Verfasser des kleinen gelegentlichen Stücks, der vorzüglichste Preis gehöre, schien ihr außer allem Zweifel zu seyn. Ihn hatte sie daher zweimal, alle übrigen einmal, zum Tanz aufgefodert. Ihm reichte sie, als er sie ehrerbietig zu ihrem Sessel führte, eine goldne Uhr, die sie bisher an ihrer Seite getragen, mit freundlichem Lächeln und mit den Worten dar: Es ist billig, daß der Dichter des heutigen Tages einen Beweis meines Dankes empfange!

Arg-

Argloser war wohl noch nie eine Verbindlichkeit gesagt worden! Auch Dondorfs Antwort: daß diese Uhr ihn stets an einen der glücklichsten Tage seines Lebens erinnern solte! war ein Ausdruck der schuldigen Höflichkeit und nichts weiter. — Aber ganz anders nahm beides Graf H — berg auf. Dies war der Augenblick, worauf seine Eifersucht gewartet zu haben schien. Indem er rasch von seinem Sizze aufsprang; rasch Dondorfen, der die Hand der Gräfin geküßt hatte, zurückstieß, rief er laut: „Nein, Nichtswürdige, das geht zu weit! Vor meinen Augen wenigstens solst du nicht deinen Buhler beschenken und aufmuntern!" — Erschrocken blickte die Gräfin ihn an. — „Mein Gemal, rief sie, um Gotteswillen, was ist Ihnen?" Aber kein Zureden, keine Liebkosung fruchtete. Vorwürfe über Vorwürfe, Schmähworte über Schmähworte ergossen sich aus seinem Munde. Daß sich alles erschrocken um ihn herum drängte, die Musik schwieg, der Tanz aufhörte, alles dies rührte ihn nicht; alles dies schien er vielmehr haben zu wollen. Indem er Dondorfen gebot, nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen; indem er der Gräfin befahl, sich sofort auf ihr Zimmer zu begeben; indem er, als sie halb ohnmächtig ihrer Kammerfrau in die Arme sank, mit bitterm Hohnlachen sie wegtragen hieß, wenn sie nicht weggehen könne; indem er nicht eher ruhte, bis sie, nach einigen fruchtlosen Versuchen sprechen zu wollen,

sich ungehört entfernte; und dann endlich auch die ganze übrige Gesellschaft seiner Hausgenossen, mit den trostreichen Worten: Packt euch zum T**! entließ; — stelt' er sich selbst auf eine Art zur Schau, die tadelnswerth, auch beim gerechtesten Argwohn, gewesen wäre, und für zwiefach sinnlos bei einem so nichtigen gelten muste.

Welch fürchterliche, schlaflose Nacht die Gräfin nach einem solchen Auftritte haben mochte, läßt sich leicht erachten. Kein Wunder, wenn es ihre lezte gewesen wäre. Sie hatte, wie sie nachher oft ein paar Freundinnen versicherte, grade an diesem Tage seit einigen Monaten wieder zum erstenmale etwas froh und heiter sich gefühlt; hatte mancher bisherigen Sorgen vergessen; hatte die kleine Festlichkeit, die man ihr zu Ehren anstelte, als einen Beweis wahrer Liebe angenommen — und nun ein so überraschender, kränkender, entehrender Auftritt! Beinahe hatte sie Lust zu muthmaßen: alles dies sey ein neuer Anfall von Verstandsverrückung bei ihrem Gemal gewesen. Doch wenn sie wieder erwog: Wie zusammenhängend, obschon ungerecht, wie überdacht, obschon schneidend und bitter ein iedes seiner Worte gewesen sei; wenn sie damit sein Betragen seit einiger Zeit verglich; wenn sie so mancher frühern, damals unverständlichen Rede sich wieder entsann; dann schien von ihren Augen gleichsam ein Schleier zu sinken. Sie sah einen eifersüchtigen Gemal, eine Schaar schändlicher

Zwiſchenträger, eine ehliche Hölle vor ſich; ſah im voraus ihren guten Namen beſchimpft, ihre Ruh' auf immer zertrümmert; und ſich ſelbſt unglücklich ohne Ausweg und Rettung. Mit Gedanken dieſer Art brachte ſie den Morgen heran. Viel muſte ſich an ihm entſcheiden; und — entſchied ſich würklich.

Sie ſchickte zeitig ihre Kammerfrau aus, um zu hören: wie ihr Gemal ſich befinde? Bald kam dieſelbe zurück, doch mit einem Geſicht, das (nach Shakſpears Ausdruck) ein Titelblatt böſer Nachrichten war. Der Graf, hieß es, habe den größten Theil der Nacht wachend, in Monters Geſellſchaft hingebracht. Jezt ſey er für Niemand ſprechbar. Mit Tages Anbruch hätten beide Dondorfs den erneuten Befehl erhalten: heute noch die Herrſchaft zu verlaſſen. Dem Vater ſey ſein Gehalt auf ein Jahr, dem Sohn auf ein halbes ausgezahlt worden. Der Leztere habe es mit edlem Stolze zurückgeſchickt. Einſtimmig beklage man die ſeltſame Verblendung des Grafen; einſtimmig ziſchle man ſich ins Ohr: daß dies alles ein Meiſterſtreich von Montern ſey." — Die Gräfin ſchwieg, und ging zu ihrem Schreibtiſch! Was gekränkte Unſchuld zu ihrer Vertheidigung ſagen kan, drängte ſie in zwanzig oder dreißig Zeilen zuſammen. Sie bat ihren Gemal nur um ein Gehör von wenigen Minuten, doch ohne Zorn und ohne Vorurtheil. Sie unterwarf ſich der ſtrengſten Unterſuchung,

der härtesten Buße, wenn sie schuldig erfunden werde. Aber sie beschwur ihn, nur iezt keinen Schritt weiter zu thun, der ihren guten Namen und den seinigen noch stärker beflecke. Sie schloß mit einer Betheurung ihrer Unsträflichkeit, in einem Tone, der unläugbar von Herzen kam, voll Zärtlichkeit auf einer, voll Würde auf der andern Seite.

Ihr Brief ging ab. Wenige Minuten drauf kam statt aller Antwort die einzige Zeile zurück: „Vortreflich gesagt, nur schade, daß es nicht wahr ist!" — Ungesiegelt war dieses Billet; war, um die Schmach desto bittrer zu machen, Monters Handschrift, blos mit des Grafens Namen unterzeichnet. Einzelne Thränen hatte die Gräfin schon genug vergossen; iezt zum erstenmal schoß ein ganzer Strom aus ihren Augen. Sie brauchte wohl eine Stunde, ehe sie sich faßte. Dann entschloß sie sich, selbst hinzugehn, und ward — nicht vorgelassen. „Er habe ihr gestern geboten, auf ihrem Zimmer zu bleiben. Doch soll ihr vergönnt seyn, bei der Tafel zu erscheinen!" Dies war die Nachricht, die ihr — Monter hinterbrachte. Bei eben dieser Tafel war der Graf finster und stum. Nur dann lächelte er spöttisch, wenn er sah, daß die Gräfin wieder eine Schüssel, ohne davon zu genießen, bei sich vorbei gehen ließ. Einige mal redete sie ihn an. Seine Antworten waren einsilbig und dumpf. Nach dem Essen wolt' er sogleich wieder auf sein Zimmer sich entfernen. Sie ergrif so

rasch

rasch und fest seine Hand, daß er sie früher nicht wegzuziehn, später nicht loszureissen vermochte. Sie bestand auf einem Spaziergang im Garten. Er schlug es ab. Sie schwur, nicht eher von dannen zu weichen, bevor er sie und zwar allein angehöret habe. Er gab endlich in diesem Punkte nach. — Aber auch nur in diesem! Ihre wärmsten Liebkosungen, ihre innigsten Bitten, ihre dreiste, gerechte Aufforderung, ihr im ganzen bisherigen Leben auch nur einen Flecken, nur eine vernachläßigte Pflicht vorzurücken! — alles blieb ohne Wirkung. — „Er wisse nur allzugut, was er wisse!" das war die kalte, unwürdige Antwort, die er ihr unabläßig ertheilte. Selbst durch den spöttischen Trost: „Er werde sich nie mehr in die Angelegenheiten ihres Herzens mischen, wenn sie nur nicht vor seinen Augen abgethan würden!" erniedrigte er sich; und schloß, indem er sich losriß, mit der noch herbern Ermahnung: des Abschieds nicht zu vergessen, weil ihr Geliebter noch vor Abends sich entfernen werde.

Ungerechtfertigt, mit thränenden Augen, aber auch im Herzen mit dem festen Entschluß: daß dies ihre lezte, freiwillige Erniedrigung gewesen seyn solle! wankte die Gräfin wieder auf ihr Zimmer. Kaum war sie dort, so befand sie sich in neuer Verlegenheit. Der ältere Dondorf ließ würklich fragen: Ob es ihm nicht erlaubt sey, Abschied zu nehmen? Sie bedachte sich ein paar Augenblicke. Ho-

hes Gefühl ihrer Schuldlosigkeit rieth ihr, den ehrlichen Alten vorzulassen. Furcht, ihren Gemal noch mehr aufzubringen, widerrieth es ihr. Endlich siegte die Leztere. Sie schickte ihm einige Goldstücke zum Geschenk, und ließ sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen. Wohl einige Minuten lang betrachtete der Greis diese Goldstücke in seiner hohlen Hand; seufzte halbleise: Ich hätte sie so gern noch einmal gesehen, ehe ich sterbe; legte dann stillschweigend ienes Geld auf einen Tisch im Vorzimmer, und entfernte sich mit Thränen im Auge. Aeußerst gerührt rief die Gräfin, als man es ihr wieder erzählte: Guter Gott, laß keine dieser Thränen auf mir und meinen Gemal, sondern nur auf den Bösewicht lasten, der einen Schwachen mißbraucht! — und verschloß sich für den Ueberrest des Tages in ihr Kabinet.

Von diesem Tage an war der ehliche und innere Frieden eines edlen Weibes auf immer zerrüttet! Nur bei der Tafel sah fortan die Gräfin ihren Gemal. Auch alsdann war er, obschon nicht ganz so mürrisch wie das erstemal, doch ernst, lakonisch und kalt. Seine einzige Beschäftigung war Tag für Tag die Jagd. Seine gewöhnliche Begleitung dabei blieb Monter, oder noch dann und wann ein paar Menschen, die ihm glichen, und die er empfohlen hatte; Nichtswürdige, die alles thaten, alles litten, einer freien Mahlzeit willen. Wenn sich die Gräfin selbst zur Begleitung antrug, war

immer

immer eine Ausflucht in Bereitschaft. Noch einigemal versuchte sie sein Zutrauen wieder zu gewinnen; stets sah sie sich dann auf eine so schnöde Art zurückgestoßen, daß sie endlich, in gerechter Empfindung ihres Werths, der fernern Versuche müde ward. Wann sie allein ausging oder ausfuhr, lauschten Kundschafter von allen Seiten. In nichts vermochte sie mehr zu würken; in nichts galt ihre Stimme oder ihr Vorwort. Der Unterthan, der sich an sie verwandte, hatte Unrecht; derienige von ihren Hausgenossen, mit welchem sie zwei oder dreimal freundlich sprach, verschwand binnen kurzem; Kreaturen von Montern füllten das ganze Schlos. Die einzige Zuflucht der Gräfin war ihr einsames Zimmer; ein Gespräch mit ihren Kindern und das Lesen eines guten Buchs, machten dort ihr leztes noch übriges Vergnügen aus; und auch bis hieher verfolgte sie oft kränkende Verläumdung.

Was sie vorhergesehen hatte, geschah. Jener unselige Auftritt, im Beiseyn so vieler Zeugen vorgefallen, von so augenscheinlichen Folgen begleitet, muste bald sich weiter verbreiten, war bald in der Gegend rund herum das Mährchen an manchem Kaffeetisch und in manchem Kränzchen geworden. Verändert, vergrößert, verschlimmert, hatte er nirgends billige Richter, der unbilligen desto mehrere gefunden. Unter hunderten, die davon sprachen, schalten zwar neun und neunzig das Betragen des Grafen, für unziemend, ungesittet, —

un-

ungereimt wohl gar. Doch daß sein Verdacht auch ganz ungegründet sey, wolten nur äußerst wenige glauben. So manche Dame, sonst von den Vorzügen der Gräfin beschämt, mancher Stuzzer, der ehmals seine Schmeicheleien fruchtlos verschwendet hatte, so manche Spröde, die von sich selbst auf andre schloß, alle diese fanden es äußerst natürlich, daß eine junge, lebhafte, einsam lebende Frau den artigen, gesunden Sekretair lieber als den mürrischen kranken Mann gesehen habe; alle spöttelten minder über den angeblichen Fehltritt, als über den unvorsichtigen Selbstverrath. Sogar der Gräfin bisher musterhaftes Leben entschuldigte nichts. Ein lange tadellos gebliebner Ruf ist ein schöner, aber oft gefährlicher Vorzug. Er weckt Neid, begünstigt Argwohn und reizt Verläumdung. Strenge Moralisten fanden, daß die Gräfin auch selbst im Fall der Unschuld den Schein besser hätte vermeiden sollen. Noch andre zogen aus der Nachgiebigkeit, die sie anfangs gezeigt, aus der Geduld, die sie noch beweise, Folgerungen, die eben so lieblos als ungerecht waren. Keine ihrer Verläumdungen fiel ganz auf die Erde. Selbst Monter sorgte durch Helfershelfer dafür, daß sie bis ins Ohr der Gräfin drangen. Er konte mit Recht vermuthen, daß grade dies sie zwiefach schmerzen würde. Sie glaubte endlich im Auge jeder Bäuerin, die sie beim Spaziergehn durch's Dorf erblickte, einen unverdienten Spott, im Flü-

stern

stern jeder Hütte, wo sie vorüberging, einen unverdienten Vorwurf zu entdecken. Sie lebte zwei Monate hindurch so, daß jeder einzelne Tag ein Jahr ihr dünkte. Oft wähnte sie: es sey nun unmöglich noch unglücklicher zu werden. Sie ward bald eines andern überführt.

Unter den drei oder vier Mädchen, welche die Gräfin als ihre nähere Bedienung umgaben, hatte sie immer eine, deren Vorname Friedricke war, ihrer besondern Gunst gewürdigt. Sie hatte dieselbe in ihrem zwölften Jahre, als die Tochter sehr armer Eltern, — die ihren Kindern kaum das trockne Brod zur Stillung des Hungers, kaum das nothdürftigste Gewand zur Bedeckung der Blöße geben konten, — zu sich genommen; hatte sie in allen weiblichen Künsten unterrichten lassen; hatte sich zum Scherz selbst in müßigen Stunden mit Unterweisung derselben am Flügel ergözt; hatte wieder in erstern Minuten oft ihr ganzes Herz vor ihr ausgeschüttet; hatte eine ansehnliche Aussteuer ihr versprochen, und — mit einem Worte, — mehr wie Halbschwester, als wie Bediente sie behandelt. Und eben diese Friedricke vergalt ihrer Wohlthäterin jezt alle jene Wohlthaten mit schändlichem Undank! — Einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung zu folge, hatte sie, die schon zu einem recht netten, hübschen, artigen Geschöpfe herangewachsen war, für Dondorfen in Geheim Neigung empfunden; hatte ihm merken lassen,

was in ihrem Herzen vorgehe, und doch entweder gar keine Gegenliebe, oder nur eine trügliche Spur der Erwiedrung gefunden. Mit Schmerz vernahm sie seine Entfernung. Ob sie nun würklich glaubte: Neigung zur Gräfin selbst hab' ihn für ihre Reize verblendet? Ob sie in der Gräfin seitdem die Nebenbuhlerin beeiferte; oder wenigstens die unschuldige Ursache seiner Entfernung haßte? Ob iezt schon Monter durch Versprechung eines bessern Glücks sie heimlich reizte; oder ob sie würklich niedrig genug dachte, und ihre Gebieterin schon deshalb weniger achtete, weil sie auch von andern Seiten dieselbe gekränkt und beleidigt sah? Dies zu untersuchen und zu entscheiden lohnte nicht der Mühe. Kurz, Friedricke, dieses sonst einschmeichelnde, dienstwillige, sanftscheinende Mädchen nahm iezt täglich mehr und mehr den Ton des Trozzes und des Ungehorsams an; ward endlich von der Gräfin auf offenbarer Untreue ertappt. Aeußerungen, die der Leztern, im Gefühl des Unrechts, über ihren Gemal und dessen Günstling entfuhren, hörte sie des andern Tages im Munde des Grafen mit beissendem Spotte wieder. Niemand, als Friedricke konte dies gehört, niemand als Friedricke dies ausgeplaudert haben. Als die Gräfin ein solches Vergehn ihr vorhielt, antwortete sie mit einer Unverschämtheit, die den Zorn der Sanftmuth selbst erzwungen haben würde. Ihren Abschied sogar nahm die Nichtswürdige mit einer lächelnden, ihres Vor-

theils

theils schon gewißen Miene hin. Was hätte sie auch viel zu bitten oder zu bedauern nöthig gehabt! Sontags verließ sie den Dienst der Gräfin und das Schloß; Montags kehrte sie als Wirthschafterin, auf Befehl des Grafen, oder vielmehr durch das zugeworfne Schnupstuch seines Premierministers zurück, und lößte eine alte redliche Dienerin ab, die zwar noch flink und thätig war, aber das Unglück hatte, — bei der Gräfin in Gnaden zu stehn.

Sehr vieles hatte diese Leztere schon schweigend und geduldig ertragen. Doch diese neue, so absichtlich, so spottend ihr erwiesne Kränkung, die selbst im Angesicht des niedrigsten Gesindes ihr Ansehn herabsezzen muste, glaubte sie wenigstens nicht stum ertragen zu können. Eines Tages, als der Graf ihr, zwar nicht freundlich, doch etwas minder unfreundlich zu seyn schien, folgte sie ihm, selbst wider seinen Willen auf sein Gemach, und sprach allda mit einer Entschlossenheit, die sie — vielleicht schon früher hätte anwenden sollen. Ihre Unschuld, ihren Kummer, ihre mannichfache Kränkung, vorzüglich die iezt erlittene schilderte sie ihm mit Wahrheit und Wärme. Er schwieg ein Weilchen; er schien sie anhören zu wollen. Schon glaubte die Gräfin, der günstige Augenblick sey da, und wolt' ihn nüzzen. Sie versuchte auch über Monters Betragen ihm die Augen zu öffnen. Mit unwiderleglichen schriftlichen Beweisen seiner vielfältigen Betrügereien hatte sie

sich

sich gerüstet. Mit einigen Worten lenkte sie dahin ein, und — der Zorn des Grafen brach voll Ungestüm aus. Vorwurf reihte sich wieder an Vorwurf. Mit den feierlichsten Eiden betheuerte er: „nur allzugewiß sey er von ihrer Untreue überzeugt; „habe Spuren, daß ihr Buhler noch iezt in „den Abendstunden oft das Schloß umschleiche, — „habe Wahrscheinlichkeit, daß sie iezt noch „mit ihm in Briefwechsel stehe. Allzuviel Güte sey „es, daß man noch so viel Freiheit ihr lasse, so viel „Schonung an sie verschwende. Aber fest entschlos„sen sei er auch — ein fürchterlicher Schwur bekräftigte den Ernst seiner Drohung! — „bei der „kleinsten Widerspenstigkeit, die sie äusere, bei der „kleinsten Schmähung, mit welchen sie einen red„lichen Diener, vielleicht seinen einzigen Freund, „verfolge, strengere Maasregeln zu ergreifen, und „eine Schlange, die seinen Busen schon genug zer„nagt habe, entweder ganz von sich zu schleudern, „oder wenigstens in festern Gehorsam zu brin„gen." — Keine Bitte, keine Vorstellung, keine Zähre half der Gräfin wieder zum Worte. Wenig fehlte, so hätte er sich thätlich an ihr vergriffen. Auch stieß er sie schon unsanft genug zurück, als sie seine Knie umarmen wolte. Sie muste sich endlich entfernen; — entfernte sich mit dem festen Vorsaz, ohne weiters Bedenken nächstens ihre Kette zu sprengen.

Man übereile sich hier nicht im Urtheil über

Graf und Gräfin! Der Erstere war noch kein Barbar, so nah er für den ersten Anblick dran zu gränzen scheint. Er war nur ein Verblendeter, ein Spielwerk in der Hand eines Bösewichts. Wem diese Verblendung bei seinen Jahren, seiner Aufführung unglaublich scheint, der bedenke dies noch: Ein siecher Mann, ist alzuoft nur ein halber Mann! Stärker würken auf ihn Leichtgläubigkeit und Eifersucht. Alles hat der Schmeichler über ihn gewonnen, der ihn in schwachen Minuten, deren er so viele hat und haben muß, zu fassen versteht.

Dies zu Entschuldigung des Grafen! Noch weit minder kan man mit der Gräfin zürnen. Auch die höchste weibliche Geduld reicht nur bis zu einem gewissen Punkt. Ueber ihn hinausgerieben beschämt das schwächere Geschlecht oft selbst das stärkere an Entschlossenheit und Kraft. Ob der Gräfin bisher so nachgiebige Tugend iezt an diesem Punkte stand, bedarf nur eines genauern Blicks auf ihr Loos im Ganzen. — In der Blüthe ihrer Jahre sah sie sich losgerissen von allem Umgang menschlicher Gesellschaft; verbannt auf einen einsamen, fast grausenden Landsiz; sah sich von eben dem Gemal, den sie aus Liebe gewählt, dem zu Liebe sie alles aufgeopfert, an dem sich nie ihre kleinste Handlung, vielleicht nie einer ihrer Gedanken vergangen hatte, zuerst durch sinnlose Eifersucht gequält, beschimpft, in Mund der Men-

schen rund herum gebracht, — dann mit kalter Verachtung behandelt, keines freundlichen Blicks, keines traulichen Wortes gewürdigt; und troz allen dem bewacht, beargwohnt, gemishandelt; hatte keinen Freund, der ihr rathen, keine Freundin, die sie trösten konte; sah die Gegenwart schlim, und die Aussicht der Zukunft noch viel schlimmer; muste in ihrer Nähe die Nichtswürdigen dulden, die das Herz ihres Gemals ihr geraubt hatten; die ihr hohnlachend ins Angesicht blickten; die da befahlen, wo das Recht des Befehls ihr zukam; ia, die bald sogar ihr selbst zu gebieten Miene machten. — Fasse man dieses alles zusammen, und man kan es der Gräfin unmöglich verargen, wenn sie glaubte, in einem unverdienten Kerker zu leben; wenn sie fest entschlossen war, diesen Kerker bald möglichst zu verlassen.

Würklich muste sie auch, was sie thun wolte, schnell thun. Die winterliche Jahreszeit rückte mit Macht heran; selbst die kleinen Erholungen, deren sie bisher genossen, fielen dann weg. Mit noch größerer Einschränkung war sie bedroht worden. Unter allen ihren männlichen Bedienten war noch ein einziger, dem sie trauen durfte. Wie sie sich ihm entdeckte; wie sie durch seine Beihülfe alle Anstalten traf; wie sie bei Nacht und Nebel sich entfernte; in Gesellschaft einer Kammerfrau durch die Hintertreppe und durch den Garten sich fortschlich; nichts mitnahm, als ihren Schmuck, ihr

seit

seit zwei Jahren erspartes Nadelgeld, und ihre älteste Tochter; wie sie bereitstehende Pferde fand, und dann so rasch als möglich entfloh; dies alles umständlich hier zu erzälen, wäre Unrath. Viele glaubten im Verfolg: der Graf selbst, oder vielmehr dieienigen, die statt seiner regierten, hätten die Flucht der Gräfin vermuthet, gewußt, unter der Hand befördert, wenigstens nicht zu verhindern gesucht. Wohl möglich! denn erst späte am Morgen merkte man dieselbe, — oder schien sie zu merken. An Nachsezzen oder Zurückholen dachte Niemand. Manches Kummers hätte die Entfliehende überhoben seyn können, wenn sie nicht von dem allen grade das Gegentheil sich gedächt hätte.

Schon längst hatte die Gräfin von väterlicher Seite keinen Verwandten, von mütterlicher Seite blos ein paar entfernte Vettern, und eine Tante am Leben. Zu dieser Leztern, die auf einem Gütchen, ohnweit Br** lebte, nahm sie zuerst ihre Zuflucht, und fand die Aufnahme nicht, die sie gehoft hatte. Es war eine brave, gutherzige Matrone, die Gräfin Luisen sonst herzlich geliebt hatte, und im Grunde noch liebte. Aber von ieher hatte sie nicht nur auf Zucht, Anstand und Ehre ihrer Familie gewaltig viel, sondern auch auf Gebrauch und Vorurtheile mehr als nöthig gehalten. Durch das allzeit fertige Gerüchte schon etwas mit dem ehlichen Zwiste der Gräfin, und zwar wahrlich nicht zu ihrem Vortheil, bekant, erschrack sie gewal-

tig, als sie ihre Nichte iezt in so kärglicher Begleitung, auf einer leichten Postchaise anlangen sah; schüttelte noch bedenklicher den Kopf, als sie vernahm: wie, woher, und warum sie komme. Zwar ward sie durch eine aufrichtige Erzälung bald von der Unschuld der Gräfin überzeugt. Doch daß die Verlassung ihres Gemals einer Dame, von Stand und Jugend, unter keiner Bedingung zieme, darauf verharrte die Tante mit des Alters gewöhnlichem Starrsinn; moralisirte viel über die Nothwendigkeit sich in die Männer zu schicken; ließ durchaus kein Aber gelten; war zwar erbötig, ihrer Nichte Quartier und möglichste Bequemlichkeit auf — ein paar Tage zu geben; hing aber immer die Bedingung der Rückkehr mit dran; und übertrieb die Unmöglichkeit sie zu schüzzen, wenn ihr Gemal, — was höchst wahrscheinlich sey! — sie mit Ernst zurückbegehre.

Nie fühlen wir gewisse Schmerzen heftiger, als wenn man die Stärke derselben uns bezweifeln will! Nie werden wir störrischer auf unser Recht, als wenn man es uns bestreitet! — Dies war auch der Gräfin Empfindung bei der eiskalten Moral ihrer Tante. Alle Kränkungen ihres unbilligen Gemals fühlte sie iezt fast schärfer noch als in der Würklichkeit selbst; war fest entschlossen, sich nicht wieder blindlings ihm zu überliefern; aber besorgte alles von seiner ernstlichen Zurückforderung. Was desfalls die Furcht ihr rieth, verbarg sie glücklich genug. Die Gründe ihrer Tante schien

sie überzeugend zu finden. Nur daß sie noch vor ihrer Rückkehr nach Br** fahren, und allda den Präsidenten von M*, einen genauen Freund ihres Gemals, um Rath und Vermittlung ersuchen wolle, wandte sie vor. Auch dies dünkte der Alten ziemlich unnüz, doch gab sie nach. Des andern Morgens fuhr Gräfin Luise nach Br**, aber nicht zum Präsidenten. Mit neuen Postpferden sezte sie ihre Flucht fort. Nicht eher, als bis sie die kursächsische Grenze erreicht hatte, mäßigte sie ihre Eile. Erst in Dr** endigte sich ihre Reise. Von da aus, nachdem sie vorher mit einem Rechtsgelehrten sich besprochen, schrieb sie an ihren Gemal; schrieb nicht im erbitterten, aber im entschloßnen Tone; erzälte alles, was sie im lezten Gespräche gern gesagt hätte, aber nicht sagen durfte; forderte, daß unpartheiische Richter ihren Zwist untersuchen solten; forderte, daß ihr Gemal diejenigen Unwürdigen entferne, die ihn bisher gegen sie Schuldlose aufgehezt hätten, die allein die Quelle ihres Zwiespalts sowohl, als mancher andern lauf seinen Herrschaften eingerißnen Unordnung wären; und erbot sich dann sogleich wieder zurückzukehren, Freud und Leid gern mit ihm zu theilen, und zu beweisen, daß sie in ehlicher Lieb' und Treue nie gewankt, geschweige sich versündigt habe.

Kein Zweifel, daß in einige Maasregeln der Gräfin Uebereilung sich einmischte! daß sie minder rasch, minder öffentlich gehandelt haben würde,

hätte gleich vom Anfange her ein weislicher Rathgeber an ihrer Seite gestanden. Doch erst in ihrer Einsamkeit — dann mit einem raschen Sprunge in die weite Welt — nicht so empfangen, wie sie hofte, — geschreckt von dem Gedanken, ihre Fessel eher erschwert, als zerbrochen, oder erleichtert zu haben, — unbekant mit ihren Rechten, — mißtrauisch gemacht durch so manche bittre Erfahrung, strauchelte sie nicht aus Vorsaz, sondern grade aus Furcht, nicht zu fallen; that allzuviel, aus Besorgnis, noch allzuwenig gethan zu haben. Vorzüglich schadete ihr eine so weite Flucht. Unnöthig auf einer Seite, galt sie auf der andern für eine förmliche Entweichung; beleidigte manchen ihrer Freunde, der ihr den Schuz gern gegeben haben würde, den nur iene Tante ihr versagte; erzürnte diese, die sich betrogen sah; beschimpfte (wenigstens für ein Weilchen) ihre Verwandschaft; gab ihren Neidern und Feinden zu den boshaftesten Nachreden einen weiten Spielraum; gab den weitesten ihrem eignen Gemal. — Welche Würkung bei ihm die schriftliche Erklärung der Gräfin machte, läßt sich leicht errathen. Weit entfernt sich ihren Wünschen im geringsten zu fügen, betrachtete er sie als eine Urkunde mehr, die ihn zur förmlichsten Trennung berechtige. Vergebens, daß doch iezt einige von der Gräfin entferntern Vettern ihm Vorstellung thaten; daß einige seiner besser gesinnten Freunde ungerufen zu ihm kamen, sich als Vermittler

mittler anboten, und ihn manchen Umstand unter einer günstigern und wahrern Ansicht vorstellten; vergebens, daß die Gräfin selbst (die indeß vom Schuz der Gesezze versichert worden, von ihrer ersten übertriebnen Furchtsamkeit geheilt, und in ihr Vaterland zurückgekommen war) noch einmal eine Vertheidigung ihres ganzen Betragens auffezte, und in etwas milderer Sprache, aber mit einer Klarheit, einer Innigkeit sich ausdrückte, die auf ieden, der nicht vom starrsten Vorurtheil geblendet war, Würkung äußern muste. Der Graf blieb auf seinem Sinne. Hatten die Worte der Anwesenden nichts gefruchtet, die Schriftzüge der Entfernten nüzten noch minder. Ein Prozeß, wo er auf Ehescheidung klagte, nahm seinen Anfang.

Ungrosmüthig war auch hier der Weg, den er einschlug. Verdacht des Ehebruchs, und bösliche Entweichung waren die zwei Beweggründe, worauf er sich stüzte. Willig hätte ihm, bei einem minder beschimpfenden Vorwande, die Gräfin selbst zur Scheidung die Hand geboten; iezt muste sie wenigstens um Erhaltung ihrer Ehre kämpfen. Leicht schien ihr Anfangs dieser Sieg zu seyn. Aeußerst nichtig war ia die Veranlassung des ganzen Zwistes. Mit edelm Stolze, mit verächtlichem Lächeln hofte sie daher iedem Verleumder unter das Auge treten zu können; und fand es — doch nicht so ganz leicht. Mancherlei Umstände, zum Theil ihr selbst fremd, zum Theil durch die

Niederträchtigkeit ihrer Feinde erdichtet, traten iezt aus ihrem Dunkel ans Licht. Zeugen erboten sich zum Schwur: daß sie in der Mitternachtsstunde Dondorfen eine Hintertreppe hinaufschlüpfen gesehn, die zur Gräfin Schlafgemach führte; Aufsäzze wurden vorgezeigt, die seine Hand — wenigstens zu seyn schienen, und die man von ihm gefunden haben wolte, voll schwärmerischer Liebe zu einer höhern, ihn wieder liebenden Person; Briefe wolte man aufgefangen haben, die er schon nach seiner Entfernung geschrieben, die der Gräfin für den Genuß ihrer Huld in einem Tone dankten, der allerdings zwiefache Auslegung litt. Alles wahrscheinlich Kunstgriffe aus Monters Fabrik! alles Mährchen, ersonnen die Eifersucht eines milzsüchtigen Ehemanns theils zu reizen, theils im ersten Feuer zu erhalten. Alles Anschuldigungen, die zwar von einem ernsten unpartheiischen Gerichte, als unzulänglich verworfen werden musten, die aber doch der Gräfin gutem Rufe keinen Vortheil brachten; die um so schmerzlicher ihr fielen, ie unvermutheter sie ihr kamen, und die endlich, durch eine sonderbare Zufälligkeit, eben so unwiderleglich auf dieser, als unbeweislich auf iener Seite blieben. Denn der Einzige, der die Verleumder vielleicht ganz zu beschämen vermocht hätte, der iüngre Dondorf, war — nirgends zu finden: erschien selbst auf eine Vorladung in öffentlichen Blättern nicht. Daß sein Vater wenige Wo-

chen

chen nach iener Vertreibung zu L—z gestorben, sein Sohn kurz nach der Beerdigung weggereist sei, das war alles, was man gewiß wuste. Ein unverbürgtes Gerücht ließ ihn nach Hamburg reisen, und dort nach Nordamerika sich einschiffen. Ein schwankenderes ließ ihn unterwegens, ohnweit Englands Küsten, scheitern und untergehn. Romantisch genug war auf iedem Fall ein solches Verschwinden; für die Vertheidigung der Gräfin war es höchst verdrüslich.

Endlich gab der Graf die Hofnung selbst auf, von dieser Seite durchzudringen. Entschlossen, die Ehescheidung doch auszuwürken, wandt' er den Spieß; berief sich blos auf ihre heimliche Flucht, und auf einen Widerwillen, der unauslöschlich daraus entspringe; die Gräfin selbst, im Lauf des Prozesses immer überzeugter in der Vermuthung, daß doch alle Rückkehr von Zutrauen und Frieden unmöglich sey, widersezte sich hier keineswegs. Die Gesezze des Landes unterstüzten sein Gesuch. Mehr des Ueblichen, als des Erspieslichen halber versuchte das geistliche Gericht noch einmal einen gütlichen Vergleich. Die Gemüther blieben entfernt. Die Trennung ging vor sich.

Doch ein sehr wichtiger Punkt war erst ganz zulezt zur Sprache gekommen. Ueber alles, was Geld und Geldes werth war, hatten die Parteien sich bald verglichen. Keine von beiden kante Eigen-

nuz. Aber desto schwüriger, oder vielmehr desto unmöglicher ward ihr Einverständnis in Rücksicht einer andern Theilung. — Die Gräfin war Mutter, — Mutter von drei Kindern; ihr Herz hing an allen dreien mit innigster, wärmster Mutterliebe; die älteste Tochter hatte sie sogar auf ihrer Flucht mitgenommen. Nur die augenscheinlichste Unmöglichkeit, Mangel des Plazzes, eine kleine Unpäslichkeit des Kindes selbst, und Rücksicht auf die Rauhigkeit des Wetter's bei einem so zarten Alter, hatte sie mit der zweiten ein Gleiches zu thun verhindert. — Wem solten diese Kinder iezt verbleiben? Mit Fug und Recht glaubte sie wenigstens die Töchter für sich fordern zu können. Gewöhnlich werden sie bei Fällen dieser Art das Antheil der Mutter. Auch besorgte sie nicht einmal, daß der Graf in dem Punkte viel Schwürigkeiten machen werde. Immer hatte nur der Sohn fast ausschliessend seine Liebe besessen. Er allein war oft um den Vater. Die Töchter sahen ihn wochenlang nicht anders, als bei der Tafel, oder gleich nach derselben. Warum solt' er also die Mühwaltung bei ihrer Erziehung nicht auch iezt der Mutter überlassen? — So, schlos die Gräfin; schlos aus sehr wahrscheinlichen Gründen, und dennoch falsch. Ob Graf H—berg hier aus Erbitterung oder nach seinem wahren Gefühl handelte, ist ungewiß. Genug, er begehrte die Aufsicht über alle seine Kinder, und ausschließend! —

„Noch

„Noch halte er diese sämtlich für sein Fleisch und Blut! Nie könne er daher die Sorgfalt für solche einer Mutter anvertrauen, die schon einmal zwei ihrer Kinder muthwillig verlassen habe!" Dies war seine Erklärung; und zum erstenmal, während des ganzen rechtlichen Handels, verlohr die Gräfin, als sie dies vernahm, Gegenwart des Geistes und Muth. Zu den inständigsten Bitten, sogar zu Vorschlägen eines Vergleichs, einer Rückkehr ins eheliche Gefängnis (wie sie selbst es nante) ließ sie sich herab. Umsonst, der aufgebrachte Graf wies diese leztere verächtlich ab; bestand drauf, daß über ienen Punkt das Gericht entscheiden solte, und das Gericht entschied für — den Vater. Selbst die ältere Tochter, die sie bisher noch immer bei sich gehabt, muste die Gräfin ausliefern.

Sie that es nicht ohne Vergießung von tausend Thränen! Hätt' ich diesen Augenblick vorausgesehn, rief sie mehr als einmal, ich hätte geduldet ohne Murren, ohne den unseeligen Einfall mich zu retten! — Endlich ermannte sie sich rasch. „Ich fühl' es, wir trennen uns nicht auf immer." Mit diesen Worten umarmte sie iedes derselben noch einmal, und riß dann schnell sich los. Das Gericht hatte dem Grafen die vollkommenste Freiheit ertheilt, wie und wo er seine Kinder erziehen wolle. Die einzige Erlaubnis, die man auch ohne schreiende Ungerechtigkeit der Mutter nicht rauben konte, ward ihr vorbehalten; die Erlaubnis nemlich, dann

und wann sie zu besuchen, und nach ihrem Befinden sich zu erkundigen. Aber auch diese sogar beschränkten oder entzogen ihr vielmehr nachherige Umstände.

Der Graf kehrte auf sein Schlos zurück. Noch einige Monate sezte er dort seinen bisherigen zwecklosen Lebenslauf fort. Dann gedacht' er im Ernst an seinen frühern Plan, Welschland und das südliche Europa noch einmal zu besuchen. Nichts hielt ihn mehr davon ab. Der schändliche Trupp seiner Mauldiener freute sich in seiner Abwesenheit noch sicherer seine Güter aussaugen zu können. Monter rieth am stärksten dazu. Lange war er unschlüßig, was besser wäre: des Grafens Begleiter oder der Vicekönig in seiner Entfernung zu seyn; zulezt wählt' er das zweite. Die Kinder des Grafen wurden nach Berlin geschickt. Eine ältliche Verwandte, die Witwe des Ministers von W., übernahm die Sorgfalt der Oberaufsicht. Es war allerdings eine Dame von Verstande; Graf H—berg selbst hatte im Hause ihres Gemals ein paar seiner vergnügtesten Jünglingsiahre zugebracht; aber seit seiner Rückkehr nach Teutschland waren sie einander ziemlich fremd geworden. Ob sie izt doch aus einem Ueberrest von Gefälligkeit, oder gereizt durch das hohe, ihr angetragene Kostgeld die Mühwaltung übernahm, ist ungewiß, und hat für die Folge keinen Einfluß. Der Graf, froh auch dieses Geschäft besorgt, oder vielmehr von sich abgewälzt zu

haben,

haben, reiste bald drauf ab, mit dem festen Vorsaz, sich in Welschland wieder zu veriüngen, und dort wenigstens drei Jahre lang entfernt von Teutschlands rauhem Klima zu bleiben.

In selbst gewählter Eingezogenheit brachte indeß Gräfin Luise den grösten Theil ihrer Zeit auf eben dem Landgute hin, wo sie geboren und erzogen worden war: wo sie so zahllosen Stof der Erinnerung an die frohen Tage ihrer Jugend, und an so manche, leider! getäuschte Hofnung finden mochte. Zwar stand ihr, da sie sich wieder im freisten Besiz ansehnlicher Einkünfte befand, ganz die Rückkehr zu den Zirkeln der großen Welt offen, aus welchen nur der Eigensinn ihres bisherigen Gemals sie gerissen hatte. Jener kleine, zweifelhafte Fleck, den ihre Ehre erlitten, hinderte sie keineswegs. Ihn zu übersehn, ihn ganz verwischen zu helfen waren zwanzig Häuser vom ersten Rang erbötig. Auch wohl ganz andre Dinge, — unleugbare Verbrechen, erwiesene Nichtswürdigkeiten! — verzeiht diese gutmüthige grosse Welt leicht, sobald sie an denienigen, der zu ihr sich flüchtet, nur die zwei höchsten menschlichen Verdienste, Reichthum und Ahnen, findet. Zudem war die Gräfin noch, in ieder Rücksicht, ein liebenswürdiges Weib! Dem dreißigsten Jahre, dieser berufnen Klippe weiblicher Schönheit, zwar nahe, doch noch nicht vorüber, hatte sie, troz der Ehe gewöhnlichem Schicksal, und troz so vielfältig erlittenen

Kum-

Kummer, noch manchen ehemaligen Reiz errettet; manchen schon erblichnen, oder entflohnen gegen eine linde, Theilnehmung erregende Schwermuth im Blick des Auges, im Zug des Mundes umgetauscht. Nicht eitel, nicht eroberungssüchtig, nur ihres Vortheils kundig brauchte sie zu seyn, und manches iüngre Mädchen hätte sie neidisch gemacht; manche Verehrer der ernstlichsten Art hätte sie wieder um sich versammelt. Doch von allen diesen schien kein Gedanke ihr beizufallen! Außerst selten nur, sogar im Winter kaum, hielt sie in Br** einige Tage hintereinander sich auf. Mit sehr wenigen ihrer ehmaligen Bekanten erneuerte sie genaue Freundschaft; vermied neuen Umgang nicht, suchte ihn aber noch minder: war in Gesellschaften äußerst still, im Anzug äußerst bescheiden; prahlte nie mit der Belesenheit, die sie wirklich besaß; lächelte beim muntern Scherz der übrigen selten, lachte noch weniger. Auf ihrem Gute machte ein alter, verabschiedeter Hauptmann, der schon bei ihren Aeltern, fast möchte man sagen, das Gnadenbrod gegessen hatte, ihren Maior Domus, und eine verwitwete Baronin C—, der man ihre vierzig Jahre reichlich ansah, die von ihrem hochseeligen Herrn nichts als seinen Namen und Schulden geerbt haben mochte, ihre Gesellschafterin aus. Fast nirgends begrif man, wie eine iunge Dame, die ihren milzsüchtigen Mann noch grade zur rechten Zeit abgeschüttelt, sich nun muthwillig selbst begraben könne;

ne; man lud sie ein; man that ihr Vorschläge zur Zerstreuung. Sie lehnte nichts mit Unwillen ab, und dennoch blieb sie bei ihrer Lebensart.

Zu Anfange des zweiten Sommers erzählte die Gräfin allen ihren wenigen Freunden: der Arzt habe ihr den Gebrauch des Emser- oder des Schwalbacher Bades gerathen. Man wunderte sich, daß er nicht auf nähere Bäder gefallen sey; doch sie folgte, und verreiste; die Baronin C— reiste mit. Nur auf zwei oder höchstens drei Monate hatte man die Anstalten des Ausbleibens getroffen; doch am Ende des dritten Monats meldete die Gräfin einigen Bekannten: die dortigen Aerzte riethen ihr, zur Befestigung der Kur, eine etwas fortgesezte Zerstreuung; sie gedenke daher nach Hamburg zu reisen und allda den Winter hinzubringen. — Es geschah; den nächsten Frühling kam Baronin C—. allein zurück. — „Die Gräfin (erzälte sie allen, die es anhören wolten) „habe doch ihre besondre Lau„nen. Schon sey alles zur Heimreise veranstaltet „gewesen, auf einmal wäre sie mit einer durchrei„senden Ladi genau Freundin geworden, habe sich „entschlossen nach England zu reisen, einen Som„mer in Bath, einen Winter in London zuzubrin„gen. Auch sie habe mitgehn sollen, doch der Ab„scheu vor einer Seefahrt hätte sie abgehalten." — Man fand nichts in allem diesen unglaublich. Die Gräfin schrieb von nun an viel seltner noch, als bisher, und immer durch Einschluß an die Baro-

nin

nin von C—, die auch alle Antwortschreiben zu bestellen sich erbot. Ueberhaupt vermißte man äusserst wenig eine Person, die schon seit ein paar Jahren an Kaffeetischen nicht verläumdet, in Schauspielen nicht geplaudert, auf Bällen nicht getanzt, und in Gesellschaften nicht gespielt hatte. Man ergrif endlich die kluge Partei — gar nicht mehr an sie zu denken.

Grade um diese Zeit, als Gräfin Luise dem Gedächtniß ihrer Landleute allmählig abstarb, kam Graf H—berg von seinen Reisen zurück. Häusliche Umstände, vorzüglich der rasche Tod seines Stellverwesers, des nichtswürdigen Monters — der durch einen Schlagfluß aller Strafe hienieden, selbst der Strafe des erwachten Gewissens entgangen war, — hatten gemacht, daß H—berg doch um einige Monate früher, als er anfangs sich vorgesezt, heimkehrte. Eine ziemlich sichtliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Daß durch Abwechslung von Ort und Luft, von Gegenständen und Beschäftigungen, von Umgang und Lebensart seine Gesundheit gebessert, sein Mismuth zerstreut, sein Geist um vieles heitrer geworden, war augenscheinlich. Dennoch hatte er auch dort bei weiten die Ruhe nicht ganz gefunden, die man überhaupt immer nur da antrift, wo man sie — oder wenigstens den Keim zu ihr — schon mitbringt. Immer hatte er auch dort zwischen Jezt und Ehmals Vergleichungen angestellt, die diesem Jezt

nichts weniger als vortheilhaft waren. Auf den Gletschern und auf dem Vesuv, beim Staubbach und Rheinfall, auf Cenis und Aetna, auf der Rhede von Genua und Neapel, auf allen Eilanden des mittelländischen Meeres hatte er die Natur, bald in ihrer furchtbarsten Größe, bald in ihrer lieblichsten Schönheit bewundert; hatte oft sich herzlich an ihr ergözt; aber wenn er sich dann an ienes trunkne Entzükken erinnerte; mit welchem er diesen oder ienen ähnlichen Anblick schon im Jünglingsalter genoß, dann macht' er sich plözlich selbst, seiner iezzigen Kälte halber, bittre Vorwürfe. Auch manches andre Vergnügen hatte er sich abermals erkauft! Doch daß er iezt fast immer nur dasselbe sich *erkaufen* muste: daß ihm nicht mehr, wie ehmals — wenigstens so oft und so innig nicht! — das Schmeichelwort: *schöner Teutscher*, zu Theil ward, schmerzte nur allzu oft ihn mitten im Genuß. Wollüstige, blos wollüstige Freuden dünkten demienigen doch nicht mehr so süß, der indeß auch die Freuden reiner, ächter, häuslicher Zärtlichkeit genossen, obschon im Uebermaaß des Glücks wieder von sich gestoßen hatte. Nach des menschlichen Geistes gewöhnlichem Wankelmuth hatte sich der Graf vorher oft im Hafen der Ruhe die Anmuth des Herumschwärmens, und iezt im Herumschwärmen nicht selten die Sicherheit der Ruhe zurückgewünscht. Als er nun heimkam, warteten mancherlei Sorgen, mancherlei Entdekkungen an-

angenehmer Art auf ihn. Daß Miethlinge indeß vieles gethan hatten, was nicht recht war, daß seine Unterthanen gedrückt, herrschaftliche Gelder verschwelgt, kleine Schulden vergrößert, manche seiner Befehle gemisdeutet, noch mehrere gar nicht befolgt worden; — alles dies konte iezt um so minder ihm verborgen bleiben, ie heller wirklich wieder, durch Entfernung und gebesserte Laune, seines Geistes Auge geworden waren. Anklagen über Anklagen erschienen gegen Montern: daß nicht alle blos daher entsprangen, weil ein Todter sich nicht verantworten kan, beweisen unwiderlegliche Zeugen und zuweilen Monters Handschrift selbst. Allmälig stieg dem Grafen die Besorgnis auf: er dürfe schon seit langer Zeit einen Wolf zum Hüter gesezt, einen Skorpion an seinem Busen gepflegt haben.

Auch nach seiner vorigen Gemalin hatte sich Graf H—berg, gleich bei seiner Rückkunft, vielfältig und geuau erkundigt; die Nachricht von ihrer Eingezogenheit, ihrer Traurigkeit, und der merklichen Abnahme ihrer Gesundheit schien ihm nicht gleichgültig zu seyn; doch noch stärker fiel ihm ihre schon so lange Abwesenheit auf. — Nach Hamburg, sprach er bei sich selbst, und dann nach England! Sonderbar! ist das nicht ganz der Weg, den ehmals Herr Dondorf ergriffen haben sollte? Wenn sie ihm dann doch vielleicht noch . . Warum er hier abbrach, was er im Geheim sich dachte,

ließ nicht schwer sich errathen; und daß er zur Zeit der Erste und der Einzige war, der auf die Idee eines solchen Argwohns kam, bewieß wie unheilbar Eifersucht sey. — Nicht selten schien er mit einer Art von Rührung ihr Bild zu betrachten, das noch in einem seiner Gemächer hing. Selbst das Geständniß: Vielleicht war ich doch zu rasch und zu hart! schlüpfte ihm einst von ohngefähr über die Lippen. — Man trug sich ein Weilchen mit dem Gerüchte: daß er auf eine zweite Ehe denke. Immer widersprach er demselben ernstlich: Er sey fest entschlossen künftighin für sich und seine Kinder zu leben! Dies war gewöhnlich seine Aeußerung. Ueberhaupt gedacht' er an diese leztern oft, und mit den stärksten Merkmalen wahrer Zuneigung. Sie gegen Ende des nächsten Herbstes (das hieß damals in sieben oder acht Monaten) selbst von Berlin abzuholen, nahm er sich oft im Gespräche vor; daß er sie nicht eher sehen, nicht eher bei sich haben wolte, bis auf dem Schlosse (welches immer noch sein Lieblingsaufenthalt blieb) ein neuer Flügel ausgebaut worden, konte für eine seiner mannigfachen Launen, den Ueberresten ehmaligen Hipochonders, gelten. Ein sehr unerwarteter Vorfall zwang ihn auch hier von seinem Plan abzugehn.

Daß ihm von seinen Kindern wenigstens monatlich einmal, und dann von allem, was sie betreffe, ziemlich genaue Nachricht gegeben werde,

hatte Graf H—berg gleich anfangs als Bedingung festgesezt. Treulich kam derselben Frau von W. nach; immer von iedem ersten Tage des Monats waren ihre Berichte datirt; und fast immer klangen die Nachrichten in solchen erfreulich. Noch nie hatte sie ihn mit einer wichtigen Krankheit, mit einem bedenklichen Vorfall beunruhigt. Auch den moralischen Karakter, den Eifer sich zu bilden, und die Zunahme in nüzlichen Kentnissen rühmte sie an ihren kleinen Hausgenossen oft. Ganz vorzüglich stimte sie in diesem Tone seit Jahr und Tag. Sie war so glücklich gewesen, nach mancherlei Abwechselungen, in einer Elsasserin, Madame Laboche mit Namen, eine Gouvernante zu finden, wie es deren nur wenige giebt. Sie gestand dem Grafen oft: daß er dieser braven Person, wenn sie so ausdaure, unendlich mehr Dank, als ihr selbst schuldig sey. Beider Sprachen, der teutschen und französischen gleich mächtig, habe sie sich von Jugend auf, durch Erfahrung und Lesen, in dem schweren Geschäfte der Erziehung seltne Kentnisse gesamlet; sey unermüdet, willig, und uneigennüzzig zugleich; habe sich die Achtung und Liebe ihrer Untergebenen im hohen Grade erworben; habe einige kleine Fehler so glücklich verbessert, wisse andre günstige Anlagen so geschickt zu entwickeln, daß der Graf versichert seyn könne: besser gezogene Kinder ließen sich ohne ein Wunderwerk nicht begehren.

Ver=

Versicherungen dieser Art, selbst wenn er sie nur mit einiger Einschränkung glaubte, erfreuten H — bergen ungemein. Um desto unerwarteter kam es ihm, als einst diese monatliche Anzeige mit der Nachricht sich schloß: „Daß schon seit einigen „Tagen seine Kinder, und zwar alle drei zugleich, „zu klagen und zu kränkeln beginnen. Noch wisse „man nicht: ob und was es zu bedeuten haben „dürfe? In voraus sey so eben nach dem besten „Arzt in ganz Berlin geschickt worden. Er muth- „maße auf ein kleines Katharfieber, und nichts „weiter. Solte es eine ernstlichere Krankheit wer- „den, so erfahre es Graf H — berg mit nächstem „Posttage. Komme kein Brief, so sey es ein gün- „stiges Zeichen von wieder gehobner Unpäßlich- „keit." — Daß diesem Posttag H — berg mit Angst entgegen sah; daß er aufs nächste Postamt einen eignen Boten sendete, um ia den Brief zeitig zu erhalten, versteht sich von selbst. Kein Brief kam; mit Ende der Woche eben so wenig; der Graf ward wieder ruhig. Seine Geschäfte riefen ihn eben damals auf sein entlegenstes Gut an Ober- Schl**s Grenzen. Er reiste hin; doch hinterließ er, daß alles, was von Berlin komme, ihm schleu- nigst nachgeschickt werde. Kaum war er dort, so holte ein eigner Bote ihn ein. Zitternd erbrach er den Brief; erblassend las er die Nachricht: „Alle „seine drei Kinder lägen an Blattern krank, an „höchst gefährlichen Blattern; nur wenig Trost

„gäben die Aerzte. Am kränkesten, oder vielmehr „am hofnungslosesten, befände sich sein Sohn, — „sein einziger Sohn! Die nächste Nacht gelte für „entscheidend; Tod sey vermuthlicher, als Leben. „Um ihn nicht vor der Zeit durch Ungewißheit zu „ängstigen, durch böse Nachricht zu erschrecken, „habe man diese Botschaft noch einen Posttag ver„zögert, habe Besserung gehoft, und Verschlimme„rung erwartet." Man muß Vater seyn; muß geliebte Kinder verloren haben, um zu wissen: wie sehr ein solcher Schlag, und oft noch mehr als der Schlag selbst die Vermuthung desselben bestürze. Graf H—berg kante seines Jammers kein Maas noch Ziel. Sein erster Gedanke war: „Ich muß hin! muß wenigstens noch einmal sie „sehn!" — Sein zweiter: „Auch so gut wird „mir's nicht werden! Sieben Tage verliefen, eh „dieser Brief in meine Hände kam. Sie sind wahr„scheinlich nicht nur todt bereits„ sondern auch „schon begraben!" — Sein dritter: „Und „dennoch will ich hin! Auch Gräber eröfnet man „ja wohl, wenn ein Vater es begehrt! Ich ver„säumte die Lebende zu sehn; ich will wenigstens „die Modernden erblicken." — Er gab sofort Befehl alles zur schleunigsten Abreise zu veranstalten. Ehe eine Stunde verging saß er schon im Wagen, und rolte den nächsten Weg nach Berlin zu. Noch einmal so viel Pferde, als er brauchte, ließ er vorspannen. Geld über Geld bot er den Postknechten,

die

die grade in dieser Gegend, und überhaupt in dem nördlichen Teutschland, die Gedult der Reisenden so oft misbrauchen. Tag und Nacht gab er sich selbst auch keine Stunde Rast. Dennoch konte er erst am Schlus des vierten Tages in Berlin eintreffen.

Mit ieder Meile näher war seine Angst noch gewachsen. Jezt — iezt läutet man deinen Kindern vielleicht zum Grabe! dacht' er beim Schlag ieder Uhr, die er durch ein Ohngefähr vernahm. Die qualvolle Erwartung zumal, als er nun die Thürme dieser, in mehr als einem Sinn, königlichen Stadt erblickte, — die zitternde Eil, mit welcher er aus dem Wagen sprang, als solcher endlich vorm Hause der Frau von W. still hielt, — die Hastigkeit, mit welcher er die Treppe hinauf flog, um wenigstens für ein paar Sekunden früher die Gewißheit seines Verlustes zu erfahren, — alles dies übersteigt Sprach und Ausdruck. Der Diener, welcher die Saalthüre ihm öfnete, stuzte und glaubte einen entsprungnen Wahnsinnigen zu erblicken. — „Lebt eines meiner Kinder noch!" rief er, und eilte, ohne eine Antwort zu erhalten und zu erwarten, der Thüre des ersten besten Zimmers zu. Er öfnete sie, fand dieses Gemach leer, hörte im nächsten reden; flog darauf zu; fand mehrere Menschen drinnen; sah alle übrigen nicht, sah nur ein kleines, ohngefähr achtiähriges Mädchen mit scharlachrothem Gesichte, das an einem

Tische saß, und ein Bilderbuch vor sich liegen hatte. — „Ha, das ist meine Karoline! rief er: Dank dir, guter Gott! wenigstens bin ich nun nicht ganz kinderlos!“ — Er stürzte auf sie los; umarmte sie, überdeckte sie mit Küssen; das laute Erstaunen aller Anwesenden, der schreckensvolle Ausruf des Kindes selbst — nichts hielt ihn zurück. — „Kenst du deinen Vater nicht mehr? fragte er erst nach dem zehnten oder zwölften Kuß das Mädchen; hielt plözlich inne; sah auf, sah um sich herum; schien sich iezt erst zu besinnen: daß dieses nicht sein einziges Kind sey, und daß er auch nach den übrigen fragen müsse.

In diesem Augenblick öfnete sich eine gegenseitige Thüre, und Frau von W. trat herein; sie hatte in ihrem Gemach das Getöse vernommen, das Graf H—berg im Gemach ihrer Kammerfrauen (denn hierin befand er sich) erregte, kam zu sehn, was es gäbe? erkante, oder errieth vielmehr den Grafen auf den ersten Blick. Etwas überraschend, doch nicht ganz befremdend war ihr seine Ankunft. — „Sind Sie es wirklich? rief sie, und eilte mit ofnen Armen ihm entgegen; Gottlob, daß wir so uns wieder sehen! Wissen Sie schon ihr Geschick?“ — „Ich weiß nichts, als was dieser Augenschein mich lehrt! Nichts, als daß ich „wenigstens nicht alle meine Kinder verlohr.“ — — „Sie haben keines derselben verlohren! Sie „leben noch alle.“ — — „Alle? Alle? und mein Sohn?“

„Sohn?" — — „Ist zwar noch krank, doch „seit vier Tagen schon außer Gefahr." — „O „wo, wo ist er? Führen Sie mich hin zu ihm." —— „Wenigstens so rasch nicht, Graf! damit „die Freude weder Ihnen, noch auch Ihr froher „Ungestüm dem Genesenden schade. Er schlummert „so eben ein wenig. Ihn zu stöhren wäre grausam. „Auch kan ich Sie in das Gemach, wo er liegt, „nicht ohne eine kleine Vorbereitung, Vorerzälung „führen. Ihre iüngste Tochter hingegen, seit gestern „aufgestanden, können Sie gleich sehen. Sie ist „auf meinem Zimmer; kommen Sie mit!"

Sie führte ihn hinein; iener vorige Auftritt erneute sich; obwohl mit einer kleinen Verände- rung. H—berg kante nun bereits sein ganzes Geschick. Wehmüthiger ward daher iezt seine Freude. Er sah in dieser seiner zweiten Tochter nicht mehr das blos g e r e t t e t e Kind, sondern auch dasienige, das viel indeß g e l i t t e n haben müsse. Frage an Frage drängte sich. Selten erwartete er die Ant- wort; noch seltner gnügte ihm dieselbe. Alles wolt' er so kurz, so schnell und doch auch zugleich so umständlich als möglich wissen. Freud' und Schmerz, Neugier und Furcht, glühender Dank und zärtli- ches Mitleid, — alles schmolz zusammen, und zerstörte sich wechselseitig. Selbst Besorgnis und Zweifel an seinem Glücke erwachten schon wieder. „Ob sein Sohn auch würklich noch lebe? würk- „lich iezt nur schlafe? nicht etwa doch todt, und

„wenigstens nicht noch in Gefahr sey?" dieß fragt' er wohl zehnmal; dankte seiner Freundin für ihre günstige Versicherung; und blickte ihr gleich drauf wieder starr und ungewiß ins Auge, um zu erforschen, ob sie auch Wahrheit spreche. — Erst als das Brausen seines Geistes ein wenig sich legte, gewann Frau von W. zu einer ordentlichen Erzählung Raum; schilderte mit Wärme und Genauigkeit zugleich die Gefahr, in welcher sich seine Kinder, die Unruhe, in welcher fast drei Wochen hindurch ihr ganzes Haus sich befunden habe.

Nach dem einstimmigen Urtheil von mehreren geschickten Aerzten, sagte sie, habe das Leben von allen dreien oft nur noch an einem seidenen Faden geschwebt; vorzüglich sei der Stab über seinen Sohn schon gebrochen gewesen. Bewußtlosigkeit, Zurücktritt alles Giftes, Röcheln eines Sterbenden, Stocken aller Pulse — jedes Merkmal eines äußerst nahen, oder vielmehr schon anhebenden Todes, hätten sich bei ihm, und zwar zu verschiedenen malen geäußert. Nur ein halbes Wunderwerk habe ihn errettet, und diese Rettung habe H—berg nächst Gott, und nächst der Kunst des Arztes, noch einer Person — Madame Labochen, und der unglaublichen Sorgfalt, die sie angewendet, zu danken. Mehr als ein Freund von seinem innigsten Freunde, ein Blutsverwandter von dem andern begehren könne, habe sie unbegehrt gethan. Acht Tage und Nächte sey sie, ohne Schlaf und Ermat-

matten nicht von seinem Lager gewichen: habe ihn gehoben, gepflegt, getröstet; iezt durch Liebkosungen das Gefühl der Schmerzen ihm gelindert; iezt durch freundlichen Ernst zum Genuß der Arznei ihn bewogen, die er von ieder Hand, nur nicht von der ihrigen, zurück zu stoßen pflegte; Sie habe ihm mehrmals den Odem gleichsam wieder eingehaucht, der schon entfliehen wollen — kurz, habe eine Treue, eine Sorgfalt bewiesen, die man nur zu sehn und zu bewundern, nicht nachzuahmen, selbst nicht nachzuerzälen vermöge. Oft sey der Arzt in die Worte ausgebrochen: „Eine solche Wartung nüzt mehr als meine kräftigsten Arzeneien. Unter funfzig tödtlich Kranken würden neun und vierzig genesen, wenn es überall Wärterinnen, wie Madame Laboche gäbe."

Immer inniger war, indem sie dieß sagte, der Ton der Erzälerin geworden. Thräuen glänzten in ihren Augen. H—bergs Herz ward nicht minder von Bewunderung und Erkentlichkeit ergriffen. „Und wo, rief er mit lebhaftester Ungedult, wo ist diese edle Frau, daß ich ihr danke? Wenn auch nicht in dem Maaße, wie sie es verdient, doch mit dem Feuer, womit ich es fühle! Rufen Sie solche her! Führen Sie mich hin zu ihr!"

„Das will ich! Aber erst muß ich Ihnen zur Bewunderung noch stärkern Stof, aber auch leider! leider! dessen nur allzuviel zur Bedaurung

geben.

geben. Ihre Kinder, Graf, sind gerettet. Aber ich fürchte, der Tod hat sie nur für ein andres Opfer losgegeben, und dieses Opfer wird Madame Laboche seyn!" — Um des Himmels willen, wie — „Hören Sie mich aus, und staunen Sie! Als dieses edelmüthige Weib sich mit solchem Eifer der Wartung ihrer Zöglinge annahm; da fiel uns allen, die wir dieß sahen, nicht ein Gedanke, ja auch nicht ein Schatten der Möglichkeit ein: daß sie selber noch nicht iene schreckbare Krankheit überstanden habe. Kein Wort, keine Miene von ihr verrieth Sorgsamkeit für eigne Verschonung. Ob die Kranken sich oft dicht an sie schmiegten, ihr Odem sie anhauchte, selbst das Gift der Pokken sie benezte — dieß alles und mehr noch galt ihr gleich. Zu Stunden lang ruhte Friz mit seinem blattervollen Gesichte auf ihren Armen, wo seine kindische Einfalt Erleichterung zu finden glaubte; sie litt es willig, ja dem Anschein nach sogar gern. Erst vor vier Tagen, eine Stunde nachher, als der Arzt versichert hatte; Frizzens Leben sey nun außer Gefahr! da sank sie plözlich an seinem Bette ohnmächtig nieder, und als wir sie an die frische Luft, auch durch Riechen und Reiben wieder zu sich selbst brachten, da war beim Erwachen ihre erste Rede: Ich fühle mich, ich bekomme auch die Blattern! Wie wir iezt erschracken, näher nachfragten, staunten, sie viel zu spät beschwuren, auch an sich selbst zu denken, — alles dieß erräth sich leicht. Noch

diesen

diesen Tag muste sie sich legen. Bedenklich schüttelte sogleich der Arzt den Kopf; von großer Gefahr sprach er gestern; daß fast alle seine Hofnung verschwinde, sagt' er erst vor zwei Stunden bei seinem lezten Besuche. Schon zeigten sich die Blatterflecken einmal häufig, plözlich verschwanden sie wieder. Jezt schlummert sie, und von diesem Schlummer, wie mich dünkt, hängt viel ab. Mit Angst wart' ich auf das Zeichen, das ihr Mädchen beim Erwachen uns geben soll. Daher hielt ich auch Sie, Graf, bisher von ihrem Sohne zurück. Er liegt ohnweit von ihr. Selbst in der Krankheit wolte sie sich nicht von ihm trennen, verlangte durchaus in ein Zimmer mit ihm gebettet zu werden, und hat auch heute noch unabläßig nach ihm gefragt."

Zähren hemmten hier auf einige Augenblicke die Worte der Frau von W. Auch H—bergs Freude war nun wieder verschwunden. Mitleid und Bedaurung traten an deren Stelle. Freilich war die Rede nur von der Todesgefahr einer ihm persönlich Unbekanten; freilich pflegt in Fällen dieser Art der hohe Adel sich oft mit den Gedanken zu trösten: daß es auf ein bürgerliches Leben mehr oder minder nicht ankomme! Doch zu neu war das Verdienst, das Madame Laboche sich um ihn erworben; zu vielfach das Lob, das Frau von W. ihr ertheilte; zu unerwartet die Wendung, welche iene, anfangs frohe, Nachricht genommen hatte, um nicht auf H—bergs würklich grosmüthiges

Herz

Herz den stärksten Eindruck zu machen. Er warf ein paar wehmüthige Blicke auf seine Töchter; auch diese weinten; Eine derselben erbot sich mit Freuden noch einmal krank zu werden, wenn dieß nur ihre liebreiche Lehrmeisterin rette. H — berg umarmte diese Kleine zärtlich, suchte sie zu trösten; versprach dem Arzt ein fürstliches Geschenk zuzusichern, wenn er retten könne, und wollte grade noch nach einigen Umständen genauer sich erkundigen, als eine Bediente meldete: so eben sey die Kranke, aber dem Anschein nach mit großen Beängstigungen erwacht. — Frau von W. eilte alsbald zu ihr. Ohne zu fragen: ob er mitgehn solle? oder ob es sich schicke? folgte Graf H — berg ihr auf dem Fuße nach; an iede Hand von ihm hing sich eine seiner Töchter.

Eben hatte man die Kranke, auf ihre Bitte, ein wenig im Bette aufgerichtet; eben wolte Frau von W. ihr melden: Wer angekommen, und ihr in der Nähe sey? als sie selbst die Augen aufschlug, ihn erblickte, anstarrte, und ausrief: Ist das Traum oder Wahrheit! Um Gotteswillen, wen seh ich?

„Um Gotteswillen, wen h ö r ich?" rief H — berg in eben dieser Minute: „Luise, Luise, bist du es?" — Sie schwieg; sie wandte mühsam sich seitwärts. Eine Ohnmacht schien sie anzuwandeln; ihr Haupt began rückwärts zu sinken. — Sie stirbt, sie stirbt uns unter den Händen! riefen

die

die Frauen, die sie hielten. Seine Kinder hatte H—berg weggestoßen. An das Bette der Kranken hingeeilt und hingeworfen rief er noch einmal, ohne das Getöse um sich herum zu achten: „Luise, — bei allem, was heilig ist! — sage, bist du es? Ist dieß der Ort, wo wir uns wieder finden? Bist du die Retterin meiner Kinder? Samlest du so glühende Kohlen auf meinem Haupte? Ich beschwöre dich: rede! Gieb meiner Ahndung Gewißheit! gieb meiner Verzweiflung Trost!"

Ihre Lebensgeister erneuten, ihre Kräfte samleten sich. Mit einiger Gewalt wandte — richtete sie sich auf! — „Ich bin Luise, sprach sie, war Ihre Gemahlin, bin die Mutter dieser Kinder! Verzeihn Sie, Graf, wenn ich da mich eindrang, wo die Gesezze mich verbanten, die Stimme meines Herzens mich hinrief! Nicht nuzlos, hof ich, ist mein schuldloser Betrug zur Bildung unsrer Töchter, zur Lebensrettung ihres ehmaligen Lieblings gewesen. Er bitte für mich, wenn Sie zürnen solten."

„Zürnen! Ich zürnen? O wo nähm' ich Worte her zur Bewundrung, zur" — — „Bewundrung verdien' ich nicht, ich habe nur meine Pflicht gethan. Mit Freude seh ich dem Ende manches Kummers entgegen. Meiner Minuten, das fühl' ich, sind wahrscheinlich noch wenig. Lassen Sie mich eine davon zur heiligsten Versicherung nüzzen: Ich war Ihnen nie ungetreu! Schriftlich

lich werden Sie dieß nach meinem Tode, und umständlicher in einem eignen Aufsaz erwiesen finden; Doch auch der Mund einer Sterbenden lügt nicht."

Der Ton, womit sie dieß alles sprach, konte wahrlich nicht für den Ton einer Kranken, einer dem Tode schon so nahestehenden Person gelten. Festigkeit, Besonnenheit und Stärke schienen sich in ihm zu vereinen. Dennoch war er nur das lezte Auflodern einer Flamme, die dann auf einmal erlöscht. Mit ienem lezten Worte entwich aufs schnellste Sprach und Kraft. Bewußtlos sank sie hin; Leichenblässe auf Wangen und Lippen; gebrochen ihr Auge; starr Nacken, Hand und Füße. Einige Minuten später traten Zuckungen ein, furchtbar für den Zuschauer, unempfunden für die Leidende selbst.

Kein Wort hier von so manchen Dingen, die ienseits den Grenzen wörtlicher Darstellung liegen, oder wenigstens dem gegenwärtigen Erzäler zu liegen scheinen! Das Erstaunen der Frau von W. der Wechsel von Bewunderung und Schrecken, von Begreifen und Nichtbegreifen, H—bergs Gefühle, seine Reue, seine rasche Ueberzeugung ehmaliger Ungerechtigkeit, sein Anstaunen eines so verborgnen Edelmuths — der Jammer seiner Kinder, die freilich nicht einmal halb verstanden, was um sie herum vorging, die Mühe, die man lange Zeit vergebens anwandte, die Bewußtlose wieder zu erwecken —

alles,

alles, alles dies übersteigt iede Beschreibung. Boten über Boten suchten den Arzt auf. Er kam; mit wenigen Worten erfuhr er, was hier vorgegangen sey. Graf H—berg bot ihm die Hälfte seines Vermögens, wenn er noch retten könne. Er zuckte die Achsel und entschied: daß seine Kunst hier ihre Grenzen finde. „Auch der lezte Funke von „Hofnung," sprach er, „ist nun erloschen! Es „ist möglich, daß sie noch bis gegen Mitternacht „lebt! Möglich, daß sie noch auf einige Minuten „zu sich kömt! Mehr als dies, ia, selbst ihr Leben „bis zum nächsten Morgen, würde ich für ein „Wunder halten."

Dieses Wunder geschah nicht; zwar nach Zuckungen, die fast drei Stunden lang unausgesezt dauerten, kehrte noch einmal erst Ruhe, dann Bewußtseyn zurück. Ihr gebrochenes Auge ward wieder klar; mit fast unmerklicher Wendung des Hauptes suchte sie sofort Kinder und Gemal. Jammernd knieten iene am Bette; mit starrem thränenlosen Schmerz stand dieser zu ihrem Haupte. „Luise," rief er, „lebe wieder auf! genese! und „mein ganzes künftiges Wesen soll Liebe zu dir, „mein einziges Dichten und Trachten Vergütung „meiner Unbilligkeit seyn!" — Sie lächelte sanft, strengte sichtlich sich an; die Zunge gehorchte ihr. — „Ich genese ia;" stammelte sie: „denn wie könt' ich „schöner sterben als iezt? — Meine Kinder! — „wo sind sie?" — Hier! hier! Man hob sie em-

vor. — „Gottes Segen über euch! Euch noch einmal im Angesicht eures Vaters mein nennen zu dürfen — war so oft mein Wunsch. Auch ihn seh ich gewährt. Lebt wohl!" — Und vergiebst du mir? Luise! vergiebst du mir? — „Ich that es schon, thu es noch. — Gern, sehr gern! Hier!"

Ihre schon krampfende Hand schien die seinige zu suchen. Indem sich H—berg herabbückte; indem er mit dem Feuer tobender Seelenangst sie küßte; indem schnell ein ganzer Strom von Zähren aus seinen bisher trocknen Augen brach — ergrif die Gräfin der Arm des Todes. Ein einziger tiefer Seufzer und sie war nicht mehr! Jeder neue Versuch, ihr Leben zurückzurufen, blieb fruchtlos. Kaum vermochte man H—bergen von dem Leichnam wegzureissen. Jezt erst bekam sein Schmerz Worte: „Gott! Gott! warum kam ich nicht einige „Wochen früher? warum grade heute? Mein An„blick vielleicht hat ihren Tod beschleunigt. Ich „hab ein edles Weib, vielleicht das edelste unter der „Sonne, nicht nur verkant und verstoßen; ich ha„be sie auch umbringen helfen!" — So wechselte seine Klage fast die ganze Nacht hindurch. Frau von W. vermocht' ihn nicht zu trösten; nur mit ihm zu weinen vermochte sie.

Unendlich viel war selbst bei diesem nur zu gewissen Verluste ihm räthselhaft. Als er deshalb am andern Morgen Luisens Schreibschrank zu eröfnen,

öfnen, ihre Papiere zu durchsuchen begann, war ein dickes Paquet, an ihn selbst gerichtet, das erste, was ihm in die Hände fiel. Es schlos der Gräfin lezten Willen, und einen langen — langen Brief in sich. Dieser Brief (angefangen gleich in den ersten Tagen von ihrer Kinder Krankheit, geendigt in der lezten Nacht, die sie am Lager ihres Sohnes verwachte) war ein Beweis mehr, daß sie frühzeitig ihre Krankheit und ihren Tod vorausgesehen, beide nicht gefürchtet habe. Er enthielt eine nochmalige Rechtfertigung ihrer Unschuld; er lieferte auch eine kurze, doch gnügende Rechenschaft aller der Maasregeln, die sie getroffen, um ihr Vorhaben, ihre heldenmüthige Verleugnung durchzusezzen. Es sey, versicherte sie mit einer Innigkeit, die unter diesen Umständen wohl für so wahrhaft, wie ie ein Spruch in der Bibel gelten konte, — keineswegs ein rascher Einfall romantischer Schwärmerei, oder ein Wunsch sich auszuzeichnen, sondern ein fester Entwurf mütterlicher Sehnsucht gewesen. Schon am ersten Morgen ihrer Scheidung habe sie sich dunkel diese Möglichkeit gedacht. Immer bestärkter sey sie durch Nachdenken und durch den glücklichen, von ihr schon vorher vermutheten Zufall geworden, daß man Berlin zum Erziehungsort ihrer Kinder gewählt habe; eine Stadt, wo sie nie gewesen, ein Haus, wo sie niemand persönlich kennen konte! Von Stund an habe kein andrer Gedanke als dieser sie beschäftigt. Um von ihren

Kindern selbst — ihre höchste Sorge! unerkant zu bleiben, habe sie die schwere Entsagung sich aufgelegt, zwei Jahre lang sich ihnen nicht zu nahen. Durch Schwärzung ihres sonst blonden Haars, durch Herabstimmung ihres Anzugs, durch die Veränderung, die Gram und Schwermuth in Gesichtszügen und Farbe hervorgebracht, hätte sie gehoft, selbst Erwachsnen unkentlich geworden zu seyn; wie viel mehr Personen von so zarten, so vergeßlichem Alter! Schwer sey es ihr gefallen, den Posten im Hause der Frau von W. zu erlangen. Zweimal vergebens unter fremden Namen ihr vorgeschlagen, wäre sie schon Willens gewesen, sich ihr zu entdecken; sie — und solt' es fußfällig seyn! um Gewährung ihres Wunsches zu bitten; da wäre endlich doch der dritte Versuch ihr gelungen. Erfüllt sey dann ihre Hofnung worden; ihre Kinder hätten sie nicht erkannt. Nur zwei oder dreimal in Jahresfrist wären ehmalige Bekanten ihr aufgestossen; hätten sie gesehn, und — übersehn. Oefterer hätte sie ihr eignes Herz in Gefahr sich zu verrathen gesezt. Willens sey sie gewesen, ihre Rolle fortzuspielen, bis der Graf seine Kinder zurückfodre; dann habe sie sich der Frau von W. (deren Freundschaft sie zu besizzen hoffe,) entdecken, und durch ihre Beihülfe versuchen wollen: ob sich — nicht etwan erneute Ehe, — aber wohl ein gütlicher Vertrag bewürken lasse. Nur eine einzige Person wisse um ihr ganzes Geheimnis; sey erst

lange die Abratherin ihres Vorsazzes, dann dessen Vermitlerin gewesen — die Baronin L. Ein ansehnliches Legat, blos unter der Bedingung eines unerschütterlichen Schweigens ihr vermacht, sei redlich von ihr verdient worden.

Klar und deutlich lag nun vor H—bergs Augen alles aufgedeckt, was bisher noch dunkel und unbegreiflich geschienen hatte. Doch was er mehr bewundern solte, den Entschlus seiner Gemalin, die Weisheit ihrer Maasregeln, oder das Ausdauern in ihrer Selbstverläugnung? Was er mehr zu bedauern habe: seine erste Verblendung, oder seinen iezzigen Verlust? das vermochte er weder iezt, noch iemals ganz zu entscheiden. Daß er mit allen dem Prunk, den ihr Stand zu erfordern schien, ihren Leichnam bestattete; mit genauester Pünktlichkeit dem kleinsten Wörtchen ihres lezten Willens nachkam; iener verschwiegnen Freundin das ihr bestimte Legat zwiefach auszahlte; seiner ehmaligen Schwermuth auf geraume Zeit wieder nahe kam, und unzäliche Thränen noch an Luisens Grabhügel weinte; — dies alles konte nur, theils für eine Kleinigkeit, theils für eine Schuldigkeit gelten. Doch daß nach zehn, und zwanzig Jahren noch ihr Andenken ihm unvergeßlich, ihr Name heilig blieb; daß er selbst dann, als sein Sohn schon zum Jüngling heran gewachsen war, ihn oft mit dem Ausruf betrachtete: Warum mußtest du durch das Leben deiner edlen

Mutter erkauft werden! daß überhaupt keine Fraenliebe iemals wieder in seinem Herzen aufkeimte; dies bewies allerdings, daß er den Verlust derienigen gehörig zu schäzzen wisse, deren Besiz er, leider! nicht genug geachtet hatte.

Die Maske.

Eine wahre Geschichte.

Graf von T** Kammerherr am Herzoglich B**gischen Hofe verlohr durch ein hizziges, rasch um sich greifendes Fieber, seine iunge, schöne, in iedem Betracht liebenswürdige Gemalin, mit welcher er kaum ein Jahr in der Ehe gelebt, und für die er stets die wärmste, ihm treulich wieder vergoltne Zärtlichkeit empfunden hatte. Dieser Verlust schlug ihn beinahe ganz zu Boden. Zwar war er selbst noch iung, war reich, geachtet von sehr vielen, beneidet von noch mehrern, ausgezeichnet durch seinen Rang, noch ausgezeichneter durch die entschiedne Gunst des Fürsten. Er durfte nur winken, und alle Töchter des Hofes boten ihm ihre Hand. Aber dies alles tröstete ihn nicht. Troz seiner altadelichen Abkunft dacht' er bürgerlich genug, ein gefühlvolles Herz und in ihm dauernde Empfindungen

gen zu haben. Indem er halb menschenscheu aus allen größern Zirkeln floh, indem er den Fürsten oft ganz allein auf die Jagd und ins Schauspiel gehn ließ, saß er fast immer daheim; verschloß sich oft halbe Tage lang mit seinem Gram und mit einem wohlgetrofnen Bildnis seiner Gemalin in ein enges, einsames Kabinet; sprach, wann er dieses öfnete, höchstens mit zwei oder drei vertrautern Jugendfreunden; war selbst im Gespräche mit ihnen oft sichtlich abwesend; und lächelte schmerzhaft und stumm, wenn sie ihm zuweilen männliche Fassung, irgend eine Zerstreuung, oder wohl gar ein Vergnügen anriethen. — So vergingen einige Monate. Die Karnevalszeit kam, und war für ihn so unlustig, als die bisherige. Er schien ieder Freude ein Lebewohl für immer gesagt zu haben.

Endlich ward der Fürst dieses langen Traurens überdrüßig. Es hatten sich zwar indeß schon manche Höflinge — und wahrscheinlich blos aus uneigennüzzigem Attachement für Seine Durchlaucht, bemüht den Plaz des nachläßigen Günstlings auszufüllen; hatten wohl auch gelegentlich einige fein ironische Züge von seiner sombern Melancholie, von der extravaganten Tendresse dieses neuen Orpheus, der nur immer Euridice! Euridice! rufe, fallen lassen. Doch ihr Wiz und ihre Absicht scheiterten. Ein ernster Blick des Herzogs hatte stets den schönsten Erguß

ihrer Laune wieder schnell gehemt. Es that dem Fürsten im Ernste um einen Mann leid, den er von Jugend auf kante, und mit welchem er — wiewohl er stets Regierungsgeschäfte vermieden hatte, — doch zuweilen von mehrern Dingen, als von dem leztgeschloßnen Sechszehn-Ender, oder von der neusten Ballet-Tänzerin hatte sprechen können. Er beschlos daher selbst mit Hand an seine Kur zu legen.

„Kammerherr," sprach er einst — als Graf T** abermals zwei oder drei Tage lang bei Hofe nicht erschienen war; — „Kammerherr, es ist recht gut und löblich, ist sogar exemplarisch für iezzige Zeiten, daß sie ihre Frau innig liebten. Aber da solche nun einmal todt ist, und todt bleibt, so solten Sie sich doch ihrentwegen nicht ganz mit allen Lebenden überwerfen! Unter diesen leztern haben doch auch manche, und ganz vorzüglich Ich einen rechtsbegründeten Anspruch auf ihre Liebe; und gleichwohl vergehen ganze Wochen, wo ich mit keinem Auge Sie sehe!"

„Der schmeichelhafteste Verweis, Ewr. Durchlaucht, der mir iemals gegeben ward! Verzeihen Sie mir indeß, wenn eine kleine Unpäßlichkeit . . .

„Ja unpaß — unpaß, lieber Graf, sehen Sie allerdings aus. Aber wahrscheinlich leiden Sie an Uebeln, die Sie sich selbst durch Ihr stetes Trau-

ren

ren, durch Ihr Wachen, Weinen und ewiges Daheimbleiben zuziehen. — Lassen Sie einmal hören: Wie genossen Sie dieses Karneval? Auf wie viel Bällen waren Sie schon?"

„Die Wahrheit zu gestehn, Ewr. Durchlaucht! auf keinem einzigen."

„Dacht' ichs doch! Und wundern sich dann, daß Sie krank sind, da Sie freiwillig alle Arznei verschmähen. Aber auf Einem Ball wenigstens sollen Sie nicht ausbleiben dürfen! Ich geb' übermorgen eine Redoute. Auf dieser, hof' ich, werden Sie erscheinen?"

„Wenn Ewr. Durchl. so befehlen —

„Vortreflich! Sie hätten Lust, auch da sich zu entziehen. Sie wissen, daß ich das Wort Befehl fast nirgends und am allerwenigsten bei Ihnen liebe; deshalb — Aber List wider List! Ja, Herr Kammerherr, ia, Herr Graf von T** ich verlange diese freundschftliche Nachgiebigkeit von Ihnen, und erwarte Sie Schlag acht Uhr."

Der Kammerherr verbeugte sich und versprach zu gehorchen. Zur Redoute traf man sofort alle erforderliche Anstalt. Halb B** freute und rüstete sich zu derselben. Sie ward würklich am dritten Abend mit vielem Glanz und Anstand eröfnet. Eine große Anzahl von Masken erschien auf dem weiten, schönerleuchteten Schloßsaale. Der Fürst mit seiner ganzen Hofstaat stelte nicht minder sich

ein. Graf T**, fast immer in der Nähe des Herzogs befindlich, und sehr oft mit ihm im Gespräch begriffen, zwang sich wenigstens einigermaßen heitrer als bisher zu scheinen. Zwei Stunden schon, und vielleicht noch etwas drüber mochten verflossen seyn, als er, ebenfalls an der Seite seines Gebieters, vom steten Herumgehn — vielleicht auch von verhehlter Langweil — ermüdet, sich ein Weilchen, um auszuruhen, an das Gesimse eines Kamins lehnte, der in des Saales Mitte sich befand, und an welchem man die schönste Aussicht aufs ganze Gewühl des Festes haben konte.

Nicht lange befand er sich hier, als eine weibliche, zwei oder dreimal dicht bei ihm vorbeistreifende Maske seine Aufmerksamkeit an sich zog. Es war ein schwarzer Domino, mit einer weißen, das ganze Gesicht genau bedeckenden Larve. Sie ging immer ganz allein; hatte eigentlich in ihrer Tracht, so nett, fein und neu auch solche zu seyn schien, nichts auszeichnendes; keine Schmucknadel im Haar, nichts was glänzt oder prahlt; aber in ihrem schönen, schlanken Wuchse, in ihrem gleichsam schwebenden Gange, und in der ganzen Art, wie sie ihren Körper hielt und trug, glaubte der Graf eine große Uebereinstimmung mit dem Wuchs und Gange seiner verstorbenen Gemalin zu finden. Als sie endlich an einen Pfeiler ihm schief gegenüber sich anlehnte, und gleichsam unbekümmert um alles das Getümmel und Gesause rund herum,

ihr

ihr Gesicht nur immer nach ihm hinwandte, da stieg eine gewisse Unruh und unwillkührliche Neugier in ihm empor; auch er blickte nur immer nach jenem Pfeiler hin, und der Fürst, der eine Veränderung in seiner Miene bemerkte, fragte zulezt: ob ihm etwas fehle?

O nichts, Ewr. Durchl. gar nichts! Ich sah nur da eine Maske, die mich interessirt, — die ich wohl kennen möchte.

„So würd' ich sie anreden! Ohne Zwang, Graf! Gehn und kommen Sie wieder, so oft und wenn Sie wollen! Es freut mich schon, wenn Sie nur an irgend etwas Antheil nehmen."

Der Kammerherr folgte dieser Ermahnung. Doch jene Maske, wiewohl sie von diesen leisen Reden unmöglich etwas gehört haben konte, schien das Vorhaben des Grafen errathen zu haben und ihm vorbeugen zu wollen. Denn kaum machte er Miene sich ihr zu nahen, so verließ sie ihren Posten, und flüchtete sich ins tiefste Gewühl. Je mehr sie sich entfernte, je sorgfältiger suchte nun Graf T** sie auf. Dem Günstlinge des Fürsten machte, wie man leicht begreift, gern alles Plaz. Endlich konte sie nicht länger, ohne offenbare Beleidigung, ihm ausweichen. — Er redete sie mit einer von jenen gewöhnlichen Redoutenfragen an, die, unbedeutend an sich selbst, nichts anders sagen wollen, als: Maske, ich kenne sie nicht, aber ich

wünschte

wünchte wohl sie sprechen zu hören. Sie antwortete ihm nur etwas weniges, etwas eben so gleichgültiges als er gefragt hatte. Aber selbst diese wenigen Worte erschütterten ihn: denn er glaubte auch in der Stimme die möglichste Gleichheit mit iener ihm entrißnen und doch immer gegenwärtigen Person zu finden. Er zwang sein Erstaunen und sprach weiter. Sie gab ihm auf alles Bescheid; that es mit anständiger Höflichkeit, aber auch stets in einem gewissen traurigen, seiner Fantasie nur alzusehr entsprechenden Tone. Er bot ihr endlich seinen Arm zu einem Spaziergang' im Saale an; sie war es zufrieden; als sie ihn, wiewohl ganz leise nur anfaßte, schien gleichsam ein geheimer Schauer ihn anzuwandeln; auch diesem trozte er, und fragte;

„Warum, schöne Maske, berühren Sie mich so schüchtern? Sehen Sie es vielleicht ungern, daß ich Sie führen will?

Vielmehr gern, sehr gern! Im ganzen Saale, Graf, sind Sie der Einzige, zu dem ich dies sagen kan.

„Eine Verbindlichkeit, die mich beschämt! — Gingen wir schon iemals, schon irgendwo mit einander?"

Oft! Hier und anderswo! Mit und ohne Maske!

„Sie kennen mich also?"

O ia!

O ia!

„Und zwar genau?"

Ich schmeichelte mir einst damit; iezt hof' ich es noch mehr, als einst.

„Aber ich auch Sie?"

Ja wohl, ia wohl!

„Sonderbar! Und Ihren Namen — darf ich ihn nicht wissen?

Sie dürften wohl! Doch nüzzen kann er Ihnen iezt nichts; eher schaden.

„Schaden! Ihr Name mir schaden? Irgend ein Name mir schaden? — Unbegreiflich — unmöglich!"

Aber doch wahr! Sie sind hier, um sich zu zerstreuen; ein einziges Wort von mir dürfte ihre Gedanken gewaltig sammeln. —

So ohngefähr fing ein Gespräch sich an, das mit iedem Worte mehr für den armen Grafen immer wichtiger und dunkler ward; das mit Bangigkeit ihn erfüllte, und wovon er sich doch nicht loszureißen vermochte. Er spielte den Gang der Rede auf verschiedne längst verfloßne Bgebenheiten seines Lebens; die Maske kante sie alle, mit einer Bestimtheit, mit einer Treue, worüber nichts ging; sogar manchen kleinen, ihm selbst entfallnen Zug rief sie in sein Gedächtnis zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog oder neckte, und doch auch

fast

fast kein einziges, das — nicht traf. Er kam endlich, mit heimlichem Zittern, aufs Glück seiner Ehe zu sprechen. Die Maske schwieg hierbei, oder sprach einsilbig. Dumpfer, unterdrückter schien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in sie drang, ihm zu sagen: ob sie auch hievon etwas wisse? brach sie zulezt in die Worte aus: „Warum soll ich Wunden aufreissen, die bei mir selbst noch bluten? Sie fühlen, Graf — Sie fühlen allerdings, was Sie verloren haben. Doch da man Sie wieder hier findet, so scheinen Sie bereits nach Trost und nach Vergessenheit sich umzusehn." — Es war ihm, als ob sie bei diesen Worten sich losreissen wolte; doch er hielt sie alzufest.

„Bei allem was heilig ist, rief er — rief es viel lauter, als es für diesen Ort sich ziemte, — ich lasse Sie nicht! Unbegreifliche, wer sind Sie? Und woher kommen Sie?"

Eine Bewegung mit ihrer rechten Hand nach oben hin, diente statt der Antwort, und schien zu sagen: von dorther!

Nun konte der Graf den Ausbruch seiner Empfindungen kaum mehr zurückhalten. Indem er sich mit ihr, um nur nicht zum Augenmerk, zum Gespötte aller Anwesenden zu werden, in einer Ecke des Saales niedersezte; indem er aufbot, was er nur an Beredsamkeit und Versprechungen aufzubieten vermochte, drang er unablässig darauf, daß sie

ent-

entweder ihren Namen ihm sage, oder was er noch lieber wünsche, sich ihm entlarven möge. Lange widerstand sie noch iezt, oder schwieg vielmehr. Endlich, als er sie bei allem, was Erd und Himmel ehrfurchtswerthes in sich faßt, und auch, wenn sie iemals geliebt habe, beim Gegenstand ihrer Liebe, beschwur, sagte sie, gleichsam halb unwillig: Wohlan, ihre Bitte soll gewährt werden. Ich will mich entlarven; aber nicht hier! Wissen Sie irgendwo im Schlosse ein sichres, einsames Zimmer, und beharren Sie durchaus auf ihrer Neugier, so führen Sie mich hin!" — Er stand sofort auf. — „Aber ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, ihr Eigensinn wird Sie gereuen!" — Er bot ihr, statt der Antwort, den Arm.

Sie gingen. Dem Günstling des Fürsten ward ohne Bedenken von der Reihe von Zimmern, die längst dem Saale fortlief, eines geöfnet. Beim Eintritt sah sich die Maske erst überall um, ob sie auch gewiß allein wären? Ueberzeugt davon fragte sie nochmals ihren Begleiter: „ob er ihr wahres Gesichte zu erblicken wünsche?" — Ja! ia! ich beschwöre Sie darum! — „Es sey!" Sie hob die Larve, und Graf T** sank, wie vom Blizze getroffen, zu Boden; denn er sah — einen Todtenkopf.

Wie lange er in dieser Ohnmacht gelegen haben mag, läßt sich nicht genau bestimmen. Doch

daß

daß er endlich wieder, und noch zur rechten Zeit erwachte, dieß hatte er wahrscheinlich nur des Fürsten Vorsorge zu danken. Immer hatte dieser ein aufmerksames Auge auf seinen Liebling gerichtet. Sein langer Spaziergang mit einer Maske, die durchaus Niemand kennen wolte, die Wärme ihres Gesprächs, oder vielmehr die Wärme, womit der Graf fast immer das Wort führte, seine Theilnahme an dieser Person, worüber er alles um und neben sich vergaß, — dieß und mehreres noch befremdete den Herzog ein wenig. Am stärksten wunderte er sich, als er sie endlich beide aus dem Saale mit graden Schritten gehen sah. — Gern hätte sich Se. Durchl. dabei einen Grund gedacht, der bei Redouten und bei gewissen warmgewordnen Gesprächen nicht selten sich finden soll; und hätte sich dann von ganzem Herzen über die Heilung eines so tiefen Jammers gefreut. Doch allzurasch dünkte ihm diese Genesung, alzuernst die Miene des bisherigen Gesprächs und alzuunvorsichtig eine so ofne Entfernung. Daß vollends der Graf ganz weggegangen sey, ohne sich vorher bei seinem Gebieter zu beurlauben, ließ sich durchaus nicht vermuthen.

Als daher nach einer geraumen Frist Graf T** immer noch nicht wieder kam, ward der Fürst im Ernst unruhig; erkundigte sich genauer, erfuhr, daß sie in ein Zimmer gegangen und sich verschlossen hätten; ging selbst an diese Thüre; rief zuerst; klinkte dann; und — siehe, die Thüre ging auf; in

in der Mitte des Zimmers lag der Graf hingestrekt, einem Todten ähnlicher als einem Lebenden. Bediente und Wundärzte flogen beim ersten Winke hinzu. Man gab sich viele Mühe, und lange vergebens. Als der Ohnmächtige endlich ins Leben zurückkam, als er sich ein wenig zu erholen schien, befragte ihn dringend der Fürst um die Ursache des ganzen Vorfalls. Er bekante alles offenherzig. Der Herzog staunte, und hätte lieber geargwohnt: der Graf sprech' in Fieberhizze; doch Puls und Zeugniß der Wundärzte widerlegten einen solchen Verdacht. Auch hätte ia der Fürst wenigstens einen kleinen Theil dieser sonderbaren Begebenheit mit eignen Augen beobachtet! — Nach iener Maske wurde nun sofort die strengste Nachsuchung angestellt. Niemand hätte sie weggehn, niemand nur aus dem Zimmer heraus kommen gesehn; und doch war sie auch nirgends. Alle Lohnkutscher, die vorm Schlosse hielten, alle herrschaftliche Bedienten wurden befragt; niemand hatte sie gefahren, niemand sie bedient. Endlich, als man des Nachfragens schon müde ward, meldeten sich zwei Sänftenträger.

„Sie hätten, sagten sie, vor einer kleinen Stunde ohngefähr, allerdings einen weiblichen Domino, der von einer Hinterthüre des Schlosses hergekommen sey, wegtragen müssen." — „Nun! und wohin, wohin?" — Dieß zu sagen trügen sie fast Bedenken, denn = = „Ohne Umstände! Wohin, wohin?"

„Nach dem Kirchhof! Dort habe die Maske zu halten befohlen; habe beim Aussteigen dem hintern Träger einen alten, ganz verschimmelten Dukaten in die Hand gedrückt; sey an die Thüre des Gottesackers gegangen; habe solche mit einer einzigen Berührung geöfnet, und schnell wieder hinter sich zugeworfen. Wo sie dann hingekommen sey, wüßten sie nicht genau. So viel sie bei ihrer Furcht und Bestürzung spüren können, sey solche in den Grüften tief rechter Hand hineingeschlüpft und verschwunden." — Hier lag die Erbgruft des Grafen! Hier war seine Gemalin eingesenkt! Die Thüre der Gruft fand man des andern Morgens eröfnet. Alle übrige Spuren schnitten nun gänzlich ab. Troz oft wiederholter Nachforschungen sah und hörte man von dieser Maske nichts weiter.

Daß diese Begebenheit, als sie bekant ward — und sie muste es wohl am andern Morgen iedem Kinde in B* seyn! — große Würkung hervorbrachte, läßt sich leicht begreifen, und daß man sehr verschieden darüber urtheilte, liegt in der Natur der Sache selbst. Der größere Haufen sah hier eine unläugbare Geistererscheinung; ein andrer, nicht unbeträchtlicher Theil entschied mit äußerst weiser Miene — gar nichts; und nur einige wenige glaubten: es liege gewiß auch hier irgend eine menschliche Hinterlist zu Grunde. Mit Fug und Recht spotteten diese darüber: daß ein Geist zu seinem Wegkommen erst ein paar Sänftenträ-

ger bedurft habe; und bemerkten: „Auch selbst dann, wenn würklich Geister der Verstorbnen den Lebenden sich zeigen dürften; wenn sie dann sogar ganz den vorigen Körper mit allen seinen Hüllen und Zufälligkeiten wieder annehmen könten; sey wenigstens diese Erscheinung äußerst tadelnswerth zu nennen. Was habe sie seyn sollen? Ein Strafbesuch? Womit habe diesen der Graf verdient? — Ein freundschaftlicher vielleicht? Nun währlich, dann habe Zeit, Ort und Art nicht schlechter gewählt werden können! Dann handle man ia ienseit des Grabes noch zweckwidriger, als man leider oft genug disseits desselben handle!"

Gewiß war diese lezte Klasse von Beurtheilern die vernünftigere; aber leider hatte der gute Graf nicht Kälte der Empfindung, nicht Stärke des Geistes genug, sich zu ihr zu schlagen. Er war fest überzeugt, daß würklich der Geist seiner Gemalin ihm erschienen sey, und ihm die Ermahnung geben wollen, ihrer nie zu vergessen. Noch mehr, als bisher, entzog er sich aller zerstreuenden Gesellschaft; noch stärker hing er seinem Gram und seiner Liebe zur Einsamkeit nach. Keine Vorstellung, kein Gegenbeweis fruchtete. Seine schon vorher geschwächte Gesundheit litt durch diesen Schreck und diese Lebensart bald noch mehr. Er begann zu kränkeln. Eh' ein Jahr verging, war die Abzehrung entschieden; gegen Ende des zweiten starb er. Jezt sprach man abermals ein Weilchen von iener

Erscheinung. Dann vergaß man ihrer wieder — wenigstens für lange Zeit.

Ohngefähr fünf und zwanzig Jahr nachher ward ein schon alterndes Hoffräulein, Baronesse U*, zu ihren Hochwohlgebornen verblichnen Stammeltern versamlet; sie hatte, wie man zu sagen pflegt, ein sehr erbauliches Ende gehabt; und auch in ihrem lezten Willen Kirche und Schulen mit einem Legat von funfzig Thalern bedacht. Bald nach ihrem Begräbniß aber flüsterte man sich in einigen Zirkeln ein Geschichtgen zu, wozu sie selbst durch ein Geständnis auf ihrem Todbette die Veranlassung gegeben haben solte. — Graf T**, hieß es, sey in ihrer Jugend ihre erste, und gewissermaßen auch ihre einzige Liebe gewesen. Von ihr selbst aufgemuntert hab' er eine Zeitlang ihren Anbeter gemacht, und ihre Gunst im vollsten Maaße besessen. Sehr ernstlich sey es dabei auf ihrer, wahrscheinlich nie so ganz auf seiner Seite gemeint gewesen. Denn nach einigen Monaten hab' er sich in bester Ordnung zurückgezogen, und bald drauf öffentlich um die Hand seiner nachherigen Gemalin geworben. Ein solches Betragen habe die übrige vornehme Welt für sehr natürlich, und nur die einzige Baronesse U* für unerlaubt gehalten. Durch seine Wankelmuth im Innersten ihres Herzens gekränkt, habe sie zwar noch einige Versuche gemacht, den geliebten Ungetreuen zurückzurufen; als sie aber alle fruchtlos geblieben, habe sie sich

heimlich selbst den Schwur der bittersten Rache geschworen; und um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, in ihrem Aeußerlichen eine so heitre Gleichgültigkeit angenommen, daß alle ihre Bekanten, und sogar der Graf selbst sich dadurch täuschen lassen. Ein neuer Liebhaber, blos deshalb von ihr mit vieler Offenheit angenommen und begünstigt, habe diesen Glauben noch befestigt, und endlich sey es ihr sogar gelungen das Zutrauen und die Freundschaft der neuvermählten Gräfin T* zu erwerben.

So sey sie stets in genauster Verbindung mit allen seinen häuslichen Umständen geblieben; habe immer nach einer Gelegenheit zur Rache sich umgesehn, und doch nie eine, die ihr gnügte, finden können. Beim Tode der iungen Gräfin, der ihr zwar auch unerwartet, doch nicht ungewünscht gekommen, sey auf einige Tage die Hofnung in ihr neu erwacht, sein Herz wieder zu gewinnen. Doch da seine Betrübnis sie fast keines Blickes gewürdigt, da er mit ihr, wie mit vielen andern, den Umgang ganz abgebrochen; so hätte sie diese neue Unbilligkeit, seine Trauer, und iene Redoute auf den Einfall geleitet, ihn durch ein Gaukelspiel noch peinlicher zu kränken.. Ihre Taille, nur um ein weniges stärker, sey durch eine Schnürbrust verengt, alles Uebrige ienem Urbilde nachgekünstelt worden. Seine Einbildung, die Maske selbst und der Ton ihrer Rede hätten manches Abgängige

ersezt. Da sie zeitig in ganz andrer Kleidung auf dem Ball erschienen sey, absichtlich mit mehrern Personen gesprochen, absichtlich dicht beim Fürsten und bei seinem Günstling die Larve auf ein paar Minuten abgenommen habe, so hätte der Graf, als sie in ihrer zweiten Verkleidung erschienen, um so weniger auf sie verfallen können. Der Todtenkopf sey eine Larve unter der Larve gewesen. Daß der Schreck den Grafen verhindern werde solchen genauer zu betrachten, darauf habe sie im voraus gerechnet; aber auch auf den schlimsten Fall sey iede ihrer Reden einer zwiefachen Deutung fähig gewesen. Jenes Zimmer, eine Tapetenthüre und eine Hintertreppe, dichte nebenbei, habe sie längst gekant. Ein kleiner Ruck ihres Armes habe den nach Entdeckung ungeduldigen Grafen leicht gelenkt. Eine Kammerfrau, ihre einzige Vertraute, ihre Erzieherin von Jugend auf, beleidigt durch den Grafen, der ihren Sohn bei einem Hofdienst einst anstellen sollen und ihn abgewiesen habe, sey ihr bei diesem allen mit Rath und That an die Hand gegangen. Eben diese habe immittelst auch die Thüre des Kirchhofs, wohin sie sich tragen lassen, mit einem Dietrich geöfnet; habe troz der Nacht und des schauderhaften Ortes, dort ihrer mit der erstern Kleidung gewartet, und durch einen andern Ausweg sich geflüchtet. — Schon wäre sie wieder auf den Ball zurückgekehrt, bevor man noch den Grafen aufgesucht und gefunden habe. Von nun

an

an in Verdacht zu kommen sey fast unmöglich gewesen; sie habe vielmehr dicht neben dem einen Sänftenträger gestanden, als er seine Wundergeschichte dem Herzog erzälen müssen. Gelungen sey ihr diese Rache in hohem, ia fast noch höherm Grade, als sie selbst gewünscht hätte. Lange modre bereits iene Kammerfrau, die einzige Genossin ihres Geheimnisses. Doch auch sie selbst könne iezt unmöglich ins ernste Thor der Ewigkeit schreiten, ohne sich vorher ihr Herz wenigstens einigermaßen durch ein aufrichtiges Geständnis erleichtert zu haben."

So erzälte man sich diese Begebenheit! Es ist nicht unmöglich, daß auch in ihr das flüsternde, nicht durchgängig mit gehörigen Belegen versehne Gerüchte manchen kleinen Umstand verändert hatte. Doch, dünkt mich wenigstens, erklärt sich auf diese Art alles, was auf den ersten Anblick fast unerklärlich schien; und wer vielleicht die Rache der Baronesse U* alzuweit gehend, nach einem alzumühsamen Plane entworfen finden möchte; der erinnere sich an die große Wahrheit: Daß verschmähter weiblicher Liebe so leicht keine Gefahr zu furchtbar und keine Genugthuung zu unbarmherzig dünkt.

Die Stecknadel,

wahre Anekdote.

Zu einem der reichsten, angesehendsten Kaufleute in L*, kam einst — schon vor ohngefähr siebenzig oder achtzig Jahren — ein Handwerksmann, der ziemlich dürftig, doch sauber gekleidet war, nur ein paar Minuten mit ihm allein zu sprechen begehrte; und als er vorgelassen wurde, sein Anliegen, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Inhalt nach also vortrug:

„Mein Herr, von Jugend auf hatt' ich gewaltig große Lust zur Handlung; wenn meine Brüder und Schulkameraden herumliefen und spielten, saß ich daheim und rechnete. Fast unzälige mal bat ich meinen Vater, mich bei einem Kaufmann, der nicht weit von uns sein Gewölbe hatte, und mir ein freundlicher Mann zu seyn schien, in die Lehre zu geben. Aber immer ward meine Bitte abgeschlagen. Denn entweder glaubte mein Vater zum Kaufmann gehöre eignes Vermögen; oder sein eignes Gewerbe schien ihm ehrwürdiger, als alle mögliche Handlungsgeschäfte zu seyn. So ward ich Tuchmacher, ich mochte wollen oder nicht; nahm nach seinem Tode seine Nahrung an, und stehe, dem Himmel sey Dank, auch jezt, wie man sprichwörtlich sagt,

sagt, am mitlern Fenster; das heißt, gleich fern zwischen Darben und Ueberfluß. Eine Gewohnheit ist mir indeß doch noch von meiner jugendlichen Neigung übrig geblieben; daß ich nemlich dann und wann Sontags, wenn ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, wenn ich die Zeitungen lese, und über die Zeitläufte reden höre, bei mir überdenke; was ich wohl iezt vornehmen würde, wenn ich Kaufmann wäre. Mancherlei Pläne gehn dann durch meinen Kopf und vergehn auch bald wieder. Denn so klug bin ich wohl, meinen Freunden und Zunftgenossen von meinen Träumereien nichts merken zu lassen. Nur ein einziger Plan will nun schon seit einigen Wochen aus meinem Gehirne nicht wanken und weichen. Er scheint mir so ausführbar und die ganze Spekulation so einträglich, daß ich die Meinung eines verständigen Mannes drüber wissen möchte. Nun kenn' ich aber keinen verständigern Kaufmann in ganz L* als Sie. Hätten Sie wohl Lust mich anzuhören?"

„Von Herzen gern!"

„Aber noch eine Bedingung hätt' ich dabei. Gesezt, Herr, Sie fänden, ich hätte Recht, und die Sache sey ausführbar! Gesezt: Sie selbst unternähmen dieselbe! Versprechen Sie dann, mich an der Ausführung und am Nuzzen einigen Antheil nehmen zu lassen? Geld hab' ich freilich keines; aber an Thätigkeit wolt' ich gewiß nichts sparen;

und der erste Gedanke von einer guten Sache ist doch auch etwas werth."

„Sey es! Wenn der Vorschlag ausführbar ist, so gehöre ihm, mein Freund, das Drittheil des reinen Gewinstes!"

Der ehrliche Handwerksmann eröfnete nun seinen ganzen Plan; und der Kaufmann muste bei sich selbst gestehen: Es sey ein Geschäfte, worauf er von selbst nicht gefallen wäre; sey ausführbar, und im Gelingungs-Fall äußerst belohnend. Indeß war, auf der andern Seite, dieser Gelingungs-Fall doch nur wahrscheinlich, nicht gewiß. Auslage ward ziemlich viel erfordert; und endlich muste er sich dabei großentheils einem Manne anvertrauen, den er heute zum erstenmal in seinem ganzen Leben sah; dessen moralischer Karakter ihm also durchaus fremde war; der zwar nicht übel sprach, nicht gemeine Verstandsfähigkeiten verrieth, aber auch selbst gestand: daß er eigentlich die Handlung nie gelernt und nie getrieben habe. — Etwas Unentschlossenheit war daher dem Kaufmann nicht zu verargen, und er gab nach einer kleinen Pause die sehr vernünftige Antwort: daß er diesen Vorschlag keineswegs abweisen, sondern nur noch genauer durchdenken, und seinen Bescheid darüber in einigen Tagen, spätestens in ein paar Wochen, ertheilen wolle.

Doch grade dieser Aufschub misfiel unserm Tuchmacher höchlich. Entweder, daß er bei einem längern Verzug in die Aufrichtigkeit des Handelsherrn

selbst

selbst ein Mistrauen sezte; oder daß er auch aus würklicher Ueberzeugung sprach; kurz, er behauptete: Was unternommen werden solle, müsse iezt und zwar so schleunig als möglich unternommen werden. Grade iezt, oder nie mehr, sey der glückliche Zeitpunkt da! Gründe über Gründe führt' er an; alle ließen sich hören; aber einen Ausschlag zu geben vermochten sie doch kaum, wenigstens für einen argwöhnischen Zuhörer nicht!

Mitten im Fluß seiner Rede, und indem er mit dem Hausherrn im Zimmer ein paar Schritte auf und nieder ging, ward er auf dem Fußboden einer Stecknadel gewahr; bückte sich, hob sie auf, und steckte sie sorgfältig, ohne iedoch im Sprechen zu stocken, in den Aufschlag seines Ermels. Dies, so sehr es nur Kleinigkeit war, entging doch den Augen des Kaufmanns nicht; und sobald er nur durch eine geringe Pause Raum zum Einfallen bekam, fragt' er den Planmacher halb lächelnd: „Sagen Sie mir aufrichtig! Halten Sie in ihrer ganzen Wirthschaft alles so zu Rathe, wie Sie es iezt mit dieser Stecknadel machten?"

„Mit dieser Stecknadel? Hm! — Wer wird denn eine Stecknadel liegen sehn, und sie nicht aufheben?"

„Würklich? — Bravo, Sie sind mein Mann! Hier ist meine Hand; ich wag es mit Ihnen."

Er hielt sein Versprechen, und hatte keinen Grund es zu bereuen. Das Geschäfte lief gut;

iener

jener bisher ganz gemeine, ganz unbemerkte Mann zeichnete sich vortreflich dabei aus. Der Gewinn, der ihm hierdurch zu Theile ward, sezte ihn in den Stand, bald mehreres zu versuchen. Der Kaufmann, der ihn liebgewonnen, unterstüzte ihn noch fernerhin. Verschiedne Pläne, von seinem Kopfe ausgedacht, von seinem Fleis unterstüzt, erhielten durch die Kasse von Jenem ihre Ausführbarkeit. Sein bisheriges Handwerk ward niedergelegt; er machte endlich selbst den Kaufmann; fuhr fort Glück zu haben, und starb reich und geachtet. Seine Nachkommen folgten eine Zeitlang seinen Fußtapfen nach. Späterhin — vielleicht nicht ihr klügster Einfall! — ließen sie sich adeln. Die H**ler, eines von Th****gens reichsten Geschlechtern, und nun schon längst mit sogenannten guten Familien verschwägert, stammen von diesem Tuchmacher ab; und verdanken also gewißermaßen ihren ganzen Wohlstand — einer Stecknadel.

Ende der eilften Samlung.

Skizzen.

Zwölfte Sammlung.

Alexander und der Quell der Unsterblichkeit,

ein persisches Mährchen. *)

Schon hatte der kühne Mazedonier, Alexander, Philipps Sohn, zwölf Jahre hindurch unablässig gekämpft und gesiegt; schon gehorchte seinem Zepter Griechenland, Persien, Scithien, Indien und Aegypten, der größre und schönre Theil der damals bekannten Erde. Schon nante die Geschichte einstimmig ihn den Großen; seine Völker ehrten in ihm eine gegenwärtige Gottheit; kein Monarch wagt' es mehr sich mit ihm zu messen; und wohin er nur seine Waffen wandte, kamen ihm von weiten schon flehende Boten mit Beweisen der Unterwerfung entgegen. Dennoch war seine unersättliche Seele nicht zufrieden!

Seitdem ihm einst ein Magier erzält hatte: daß irgendwo, in einem versteckten Winkel der Erde,

*) Aus eben derienigen Quelle — iedoch mit mannichfachen Veränderungen! — geschöpft, aus welchem im vorigen Bande Alexander und Kiasa entlehnt war.

Erde, ein Quell der Unsterblichkeit, ein alles veriüngendes Wasser sich ergieße; — seitdem gelüstete es dem Monarchen zwar minder nach Siegen und Ländern, doch desto stärker nach diesem Quell. Daß alle Macht der Erde zerstörbar, aller Glanz der Hoheit vergänglich sey, darüber hatte Alexander schon oft halblaut und weit öfterer noch im Geheim geseufzet; am Todtenlager seines Hephästions hatte der Gedanke der Sterblichkeit nur alzumächtig auch seine Seele ergriffen. Er nante sich zwar Ammons Sohn, aber er fühlte sich Mensch. Unaufhörlich schwebte daher iener wunderbare Brunnen vor den Augen seines Geistes. Dort — dort allein hofte er seine Dauer, und seine Größe zugleich, unvergänglich zu machen. Alle Weisen des Orients befragt' er um ihre Meinung. Alle riethen, muthmaßten, zankten sich unter einander; etwas bestimtes wuste keiner von ihnen. Endlich berief Alexander auch seinen Lehrmeister, den berühmten Aristoteles, zu sich.

Fern von seines königlichen Zöglings Feldzügen und Hoflägern hatte dieser indeß in Athen gelebt, gelehrt, und unabläßig selbst noch gelernt. Sein heißer Durst nach Kentniß und Weisheit darbte sich oft iedes Vergnügen am Tage und selbst den Schlaf der Nächte ab. Ungern nur war er iezt aus seiner philosophischen Stille herausgegangen; noch ungerner vernahm er die Frage des Königs. Warum er dieselbe thue? dieß kont' er leicht errathen,

then, und war schon im Begrif allen Folgen, — oder vielmehr aller eignen Theilnahme an diesen Folgen durch einen Vorwand von Unwissenheit auszuweichen, als er sich besann: W a h r h e i t s p r e c h e n sey die unerlaßbare Pflicht eines Weisen! und daher frei gestand: „Ja! auch er habe schon „manches von diesem Quell der Unsterblichkeit in „alten Handschriften gelesen. Doch unermeslich, „ia für den Sterblichen fast unübersteiglich, wären „die Schwürigkeiten, die sich dem Suchenden da„bei entgegenstellten. Der Gottheit selbst scheine „schon das Streben darnach misfällig zu seyn; „scheine ins Rad des menschlichen Schicksals ein„greifen zu wollen, und könne, genauer betrachtet, „für freveln Unsinn gelten. Denn durch ein stetes „Verharren auf dieser Erde werde der Weg zu „einer andern, wahrscheinlich weit bessern Welt „versperrt."

Kentlich genug war der Sinn dieser Rede; doch Alexander w o l t e denselben nicht fassen. Wer ihm G e f a h r bei einer Unternehmung zeigte, rieth ihm dadurch zu ihr, und demienigen, welchem schon der Erdkreis untergelegen hatte, schien iezt der Kampf mit dem Schicksale selbst fast der Einzige noch zu seyn, der seinem Heldenmuthe zieme. Immer stärker drang er daher in den Weltweisen, ihm alles zu entdecken, was er von dieser wunderthätigen Quelle wisse, oder auch nur vermuthe. Aristoteles gab endlich nach; schloß den ganzen

Schaz seiner Kentnisse auf; und schon am dritten Morgen sezte sich Alexander mit einem zahlreichen Heere auf den Marsch. Daß Aristoteles mitgehn muste, so ungern er auch wolte, versteht sich von selbst.

Alles zu erzählen, was unterwegens ihnen aufstieß, wäre eben so unnöthig, als — unmöglich. Zwar folgten dem ehrgeizigen Monarchen auch hierbei wenigstens zehn Geschichtsschreiber nach, und schrieben dicke — dicke Werke von seinen Thaten, die vielleicht grade deswegen untergingen, weil sie so ausführlich und zusammenhängend waren. Nur ein paar einzelne Anekdoten sind dem verwüstenden Strome der Zeit entgangen, und verdienen wohl auch in flüchtiger Erzälung einen kleinen Raum. — Wenigstens zwei = oder dreihundert Meilen schon hinter Alexandrien mochte der Heereszug gedrungen seyn, als der Weltbezwinger von einem Einsiedler hörte, der seitabwärts in der Wüste wohne, weit umher für einen heiligen Mann gölte, und tausend Kentniße besizze, die gewöhnlichen Menschen mangelten. Alexander wünschte ihn zu sehen, begab sich mit einem großen Gefolge nach seiner Hütte, und trat in die Thüre derselben. Doch der Eremit, so eben im Lesen begriffen, stand nicht einmal auf; warf einen einzigen, hönischlächelnden Blick auf den Monarchen, einen zweiten halblächelnden auf dessen Gefolge, und — las dann weiter in dem Buche, das vor ihm lag. Perdikkas,

dikkas, der Vornehmste unter Alexanders Begleitern, machte dem Einsiedler Vorwürfe über dieses Betragen.

„Und warum, erwiederte dieser, solt' ich aufstehn? Warum solt' ich mich vor dem Sklaven meiner Sklaven demüthigen?"

Ich ein Sklave deiner Sklaven! rief Alexander ganz erstaunt. Wenigstens sprich deutlicher; denn dieses versteh ich nicht.

„Weil du leider so selten dich selbst verstehst! Bist du nicht ein Sklave deiner Leidenschaften, die ich mir unterthan zu machen wußte."

Und Aristoteles — hälst du auch diesen nicht deiner Achtung würdig?

„Ich habe viel Gutes von ihm gehört; hab' auch Proben seiner Wissenschaft gesehn. Er sezze sich hier auf meine Bank, wenn es ihm beliebt! Aber er vergönne mir auch zu sagen: ich wundre mich doch, ihn, iezt in deinem Gefolge zu sehen. Stille Weisheit neben eitler Pracht, Tugend neben Tirannei, Wißbegier neben Länderdurst; das heißt, das Lamm zum Wolfe und den Hirsch zum Tieger spannen.

Auch troz dieses, gewiß nicht einladenden, Empfangs, blieb Alexander bei seinem Plane; befragte den rauhen Mann um Nachrichten vom Quell der Unsterblichkeit, und erhielt sie mit einer

— Bereitwilligkeit, worüber der Monarch selbst sein Erstaunen nicht verbergen konte. — „Lobe mich deswegen nicht zu sehr!" sprach der Einsiedler. „Es ist Pflicht eingesamlete Kentnisse seinen „Mitmenschen nicht vorzuenthalten. Ueberdies hof' „ich noch: iene ewige Vorsicht wird selbst die Wahr„heit bei dir zur Thorheit und zum Fallstrick ma„chen; und ich freue mich der Menschheit algemei„nen Feind auf einem Wege zu sehen, der zehnmal „wahrscheinlicher zum nahen Tode als zum unbegrenzten Leben führt."

Alexander lächelte, vergab ihm, und zog weiter. Noch einige hundert Meilen tiefer kam er ins Land der Brachmanen, *) iener indischen Weltweisen, die Bramas Lehre befolgen, die ihr irdisches Leben als einen bloßen Durchgang, als einen Prüfungsstand betrachten; die in iedem lebendigen Wesen eine ihnen verwandte Seele anzutreffen glauben; eine Wanderung der Geister von Körper zu Körper annehmen; sich selbst zur Armuth, Nacktheit, auch nicht selten zur peinlichsten Qual verdammen, und fast ihr ganzes Leben mit einem abgezognen Nachdenken über den Ursprung der

Dinge

*) Indien einige hundert Meilen hinter Alexandrien! könte man ausrufen. Aber man erinre sich, daß ein persisches Mährchen sich um richtige Geographie fast so wenig als ein Deduktions-Schreiber um Wahrheit bekümmert.

Dinge und die Natur der höhern Wesen zubringen. — Auch hier suchte Philipps Sohn einige von den berühmtesten auf; aber auch hier sah er sich mit Verachtung, wenigstens mit Abscheu behandelt.

„Unersättlicher, blutgieriger Grieche," sprachen sie, „es ist leicht begreiflich, warum du so un„gern sterben wilst! Du ahndest dann dein künf„tiges Schicksal."

Und dieses wäre?

„Den Körper eines Löwen oder einer Klapperschlange bewohnen zu müssen! von allen Thieren sich gefürchtet und geflohen, von keinem einzigen geliebt zu sehen; von gierigem Heishunger gequält in verbranten Einöden zu toben; zu zerfleischen, was sich dir naht; dem nachzuschnauben, was vor dir flieht; und endlich entweder an unbefriedigter Freßbegier, oder unter den Waffen eines Stärkern zu sterben! Länderbezwinger, Volksbekrieger, da ist deine Bestimmung!"

Vortreflich! Und euer Loos?

„Steht in Bramas Hand! Doch, vermögen wir anders unsre ärgsten Feinde, die innern Lüste, zu bezähmen; vermögen wir unsern Geist durch Uebung der Tugend, durch Durst nach Wissenschaften, durch Ehrfurcht gegen ein höhres Wesen zu bessern, so hoffen wir, wenn einst dieser Körper,

die klägliche Hülle menschlicher Seele zerfällt, mit Brama neu vereint zu werden, und in seinem Schoos ein unvergängliches Glück zu genießen."

Alex. Genießt es! Ich wenigstens gönne dieses Glück und diese Ruh' euch gern; aber gönt mir auch dasienige Gut, wornach ich strebe, und sagt mir: bin ich noch auf dem rechten Wege?

„Du bist es noch!

Alex. Und wie soll ich es machen, daß ich drauf bleibe?

„Suche das Denkmal des Bacchus auf, das noch hundert und funfzig Meilen von hier steht! Du glaubst ja ohnedem sein Bruder zu seyn. Vielleicht erlernst du durch ihn Dinge, die er selbst — nicht verstand."

Gern hätte Alexander noch mehr von ihnen erfahren; aber sie schwiegen hartnäckig. Der Zug ward fortgesezt. Neue Völkerschaften wurden überwunden, noch mehrere wurden geschreckt; Endlich kam man zu dem Ort, wo ienes Denkmal stehen solte. Ein dichter Hain verbarg dasselbe; ein gewisses ehrfurchtsvolles Grausen hielt alle benachbarte Nationen davon zurück. Alexander und seine Krieger, mit der Furcht unbekant, durchdrangen und lichteten desto schneller den Wald. Sie stießen im Mittelpunkt desselben auf ein Gebäude. Man sah, es war ein Tempel — noch mehr, es war ein prächtiger Tempel gewesen. Jezt lag er

freilich

freilich in Trümmern. Die noch stehenden Pforten, mit Bildnerei treflich geziert, und vom schönsten orientalischen Marmor, drohten mit iedem Augenblick vollends einzustürzen; das Innere schien bereits gänzlich verschüttet zu seyn. Gleichwohl wagte sich Alexander so nahe wie möglich hinzu; einige seiner Krieger erhielten Befehl alles zu durchforschen. Sie räumten den Schutt hinweg, und fanden statt des Denkmals, welches sie suchten — ein Grabmal. Es war in Form eines Altars gebaut. Tieger und Löwen sah man hier in erhabner Arbeit auf ieder Seite. Epheu, Weinranken und Thyrsusstäbe machten oben herum die Verzierung. Gold und Edelgesteine glänzten überall. Mit Moos verwachsen, und mit den ältesten, längst entwähnten Zügen griechischer Buchstaben eingegraben, las man folgende Inschrift:

„Mein Muth und mein Heer überwanden zwar „den Erdkreis; doch meine Ueberwinder fand ich „hier! Nicht meine Siege, meine Kronen — nur „die Wohlthaten, die ich meinen Milbrüdern, nur „die Gaben der Natur, und die Freuden, die ich „sie kennen lehrte, trösteten mich im lezten Au„genblick des Scheidens. Griechenland erbaut dem „Bacchus, als einem Gott, Altäre; Indien sah „ihn sterben, indem er den Quell der Unsterblich„keit suchte. Wer mir nachfolgt und dies liest, sey „weiser! kehre um, genieße sein gegenwärtiges Glück, „und erwarte gelassen die Zukunft!"

Noch ernstlicher zu warnen war fast unmöglich; doch Alexander, schon taub gegen so manchen andern Rath, blieb es nicht minder bei diesem. Zornig über seine vereitelte Hofnung befahl er das Grab des Bacchus ganz zu zerstören, und sezte seinen Weg weiter fort. Schon verschwand Indiens bisherige Fruchtbarkeit; minder bewohnt ward das Land; immer rauher der Boden, immer stürmischer der Himmel. Jezt kamen sie an eine Gegend, von welcher der Einsiedler ihnen einige abgebrochene Nachrichten gegeben hatte. Dunkle Schlüchte schienen im Mittelpunkt der Erde hinabzuführen; überhangende Felsen, eine nebliche Luft, gleichsam fühlbare Schatten raubten dem Wanderer selbst das Licht des Tages. Alexander, auch hierauf vorbereitet, blieb unerschütterlich, befahl eine ungeheure Zahl von Fackeln anzuzünden; und der Marsch, mehr einem Leichenbegängnis als einem Kriegszug ähnlich, ging weiter.

Nach zweien Tagen gelangte man plözlich an einen Ort, wo eine glatte Felsenwand in der Mitten sich erhob, und dann an ieder Seite ein abgesonderter Weg fortlief. Eine Tafel von schwarzem Schiefer, am Felsen hoch erhaben, zog aller Augen auf sich; und mit Flammenschrift leuchteten folgende Worte an ihr: „Verwegner, der bis hieher drang, vernimm die lezte Warnung! Kehr „um! Kehr um! — Wo nicht; so wähle! Zwei „Wege sind hier, und einer davon führt allerdings

„zum

„zum Quell der Unsterblichkeit. Doch welcher? „das mußt du selbst, ganz ohne fremden Beistand „errathen. Wisse zugleich: Du räthst nur ein„mal. Hast du dich vergriffen, bist du zur Rück„kehr gezwungen, so ist ieder neuer Versuch — „alsbaldiger Tod. Daß dies kein machtloser „Gott dir verkündige, erkenne am Schicksal die„ser Tafel!"

Kaum hatte Alexander, und wer zunächst ihm stand, die leztern Worte gelesen, so fuhr ein Bliz-stral herab, und verschlang Schrift und Tafel. Die Erde bebte; alle Fackeln im Heer, eine einzige ausgenommen, verlöschten; alle Krieger sanken auf ihr Antliz; Alexander selbst erhielt sich zwar noch aufrecht, doch mühsam. Auch seine Kühnheit entwich. Erst nach einigen Minuten gebot er die Windlichter wieder anzuzünden; schöpfte, als sie branten, und brennen blieben, neuen Muth, und fing nun an genauer um sich herum zu sehn.

Von ienen zwei Pfaden war der eine breit genug einen ansehnlichen Heereszug aufzunehmen; der zweite, einer Schacht in Bergwerken ähnlich, kaum geräumig genug für einen einzelnen Menschen, konte kein Roß, geschweige einen Wagen durchlassen. Alexander zögerte einige Augenblicke; verglich und wählte dann (wie kont' er auch anders!) den Erstern. Alle seine Mannschaft folgte, wenn nicht willig, doch hurtig; nur Aristoteles blieb zurück;

 schüt-

schüttelte einigemal bedenklich sein Haupt; schien sprechen, ia nachrufen zu wollen, und — schwieg. Mit einer kleinen Leuchte in der rechten, mit einem Stab in seiner linken Hand, mit Feuerzeug und einiger Nahrung in seiner Tasche versehen, stieg er getrost den engen Steig herab. Ganz verloren in seinen Plänen, und überhaupt schon längst des ewigen Sittenrichters müde, bemerkte Alexander nicht einmal diese Trennung; erfuhr sie erst am folgenden Morgen, und schalt den Philosophen als einen ewigen Sonderling, als einen lebenden Widerspruch.

Würklich schien einige Tage hindurch das Glück den Monarchen anzulächeln. Die Luft ward wieder hell, der Weg eben, das Wetter freundlich. Das Land blieb zwar noch menschenleer; aber von fern zeigten sich wieder Wälder; auf beiden Seiten der Berge rieselten Quellen herab; schon manche derselben wurden versucht: daß noch keine davon der Quell der Unsterblichkeit sey, begrif man zwar leicht; doch die Hofnung wuchs; Alexanders Weisheit ward gepriesen. Aber iezt erreichte man die Wälder, und plözlich schien sich der Himmel selbst zum Kampf gegen den verwegnen Sterblichen zu rüsten. Ganze Heere von Löwen und Panthern stürzten hervor; dichte Schaaren von Adlern und Geiern stießen herab; fürchterliche Ungewitter stiegen auf; Sturmwinde heulten; der Tag ward wieder zur schwärzesten Nacht; Blizze zerrissen die

Luft; gespaltete Eichen stürzten; getrofne Tannen flamten; gräslich tönte der Wiederhall; die Erde bebte; über, um und unter ihnen schien der Tod zu seyn; allenthalben unentfliehbar, allenthalben an Gewalt sich gleich, nur in der Art unähnlich. Rasch durchschnitten wieder breite Waldströme den Weg; nach himmelhohen Bergen folgten fast unergründliche Schlünde; ienseits derselben schreckten riesenmäßige Schattenbilder; dumpfe Stimmen murmelten Grabgesänge; wer noch niemals gebebt hatte, bebte hier unwillkührlich. Dennoch folgte das Kriegsheer seinem König unverdrossen, und selbst die tägliche Verringerung des Trupps hielt die Uebrigbleibenden nicht zurück.

Zulezt schien ein weites Thal sich zu öfnen; freudig drangen alle hinein; breiteten sich aus, und sahen, daß eben dieses weite Thal — keinen Ausgang habe. Unersteiglich schroffe Felsen wölbten es überall. Die fruchtbarschönste Wand, die man iemals sehn konte! wie ein Marmor glatt, ohne Gesträuch und Baum, ohne eine Pflanze, ohne ein Gräsgen sogar! Staunend blickten aller Augen umher; noch stärker staunten sie, als schnell eine Schrift — iener ähnlich, die schon vorher sie schreckte! — am Gipfel eines dieser Felsen sich zeigte. Sie lautete: „Nie war Alexander vom „Brunnen der Unsterblichkeit entfernter, als grade „iezt! Er kehre zurück und fühle endlich, daß er „ein Mensch ist und bleiben muß! Nur dann

Heil

„Heil über ihm, wenn er Babilon iemals wieder „erblickt!“

Nie hatte Philipps Sohn in der Schlacht vor den Schrecknissen des Todes, nie unterwegens vor dem Rachen der Löwen, oder vor den Blizzen des Himmels gezittert. Doch iezt, da er alle seine Aussichten zernichtet, seinen Lieblingsplan zertrümmert sah — iezt warf er sich mit bitterm Schmerz zu Boden nieder; vernahm nicht den Trost seiner Freunde, die Schmeichel-Lieder seiner Sänger, die Rathschläge seiner Kriegsobersten, selbst nicht die vereinte Stimme seines ganzen Heeres. Drei Tag' und Nächte lag er so, ohne Speise, Trank und Schlummer. Boten über Boten schickt er aus, um nachzuforschen: ob nicht irgend eine Kluft des Felsens, irgend ein Pfad zum Heraufklimmen sich finde? Alle kamen mit Verneinung zurück. Am vierten Morgen stand er endlich wieder auf, und gab mit thränendem Auge Befehl zum — Rückzuge. Niemals noch hatten seine Krieger ihm schneller und freudiger gehorcht; doch eben diese sichtliche Freude war ein Dolchstoß mehr in sein ohnedem schon wundes Herz.

Die Beschwerlichkeiten des Heimweges standen mit ienen des Hinzuges in keinem Verhältnis. Das Heer kam bald wieder in bewohnte Länder; keine höhere Macht stemte sich ihnen entgegen; kein Volk brauchte mit den Waffen zum Durchlaß gezwungen

zu werden. Dennoch war auch dieser Zug nicht ganz ohne Drangsal, und schon die ungeheure Entfernung war Hinderniß genug. Alexander, Tag und Nacht von Sorgen umschwebt, von Mismuth über seine gescheiterte Unternehmung gefoltert, von Mühseligkeiten, die er selbst über sich aufgehäuft hatte, ermattet, suchte vergebens bei Zerstreuungen mancherlei Art Ruhe und Trost. Die starken Getränke, in welchen er seinen Gram zu ersäufen strebte, entflamten sein Blut. Er erkrankte; noch war vielleicht seine Krankheit nicht gefährlich; doch ein kleiner Zufall machte sie tödtlich.

Voll Begier nach Babilon, — wo ihm jene Flammenschrift Heil versprochen hatte, — bestand er drauf, daß der Heereszug, troz seiner Unpäßlichkeit, ununterbrochen fortgesezt werden solle. Einige seiner Krieger trugen ihn auf ihren Schultern fort. Vier ehrne Schilde, künstlich zusammen verbunden und mit Teppichen überdeckt, machten eine Art von Tragbette aus, geziemend für den Eroberer und bequem genug für den kranken Monarchen. Um die Stralen der brennenden Sonne von ihm abzuhalten, hatte man einst über seinem Haupte sein goldnes Schild, das ihm überall nachgetragen ward, befestigt; hatte dies gethan, als Alexander eben ein wenig schlummerte. Er erwachte, sah über sich, stuzte und gedachte der Prophezeiung eines sirischen Priesters. „Sohn Ammons," hatte dieser gesagt, „dein Lebensende ist

„dann

„dann vorhanden, wann der Boden unter dir „von Eisen, der Himmel über dir von Golde ist!" — Lächelnd hatte damals der Monarch die Verkündigung gehört, und reich beschenkt den Wahrsager entlassen, der an Unmöglichkeiten dieser Art sein Lebensende knüpfte. Jezt sah er das Unmögliche erfüllt. Keine Widerlegung fruchtete; seine erregte Einbildungskraft würkte verderblich auf den schon geschwächten Körper. Des andern Tags starb Philipps Sohn. Im Sarge hielt er seinen Einzug zu Babilon.

Und hier, eben hier war es, wo Aristoteles schon einen Monat lang auf seinen königlichen Schüler harrte! Selbst drei Tagereisen weit war er dem Heere entgegen geeilt, als er die Anrückung desselben vernahm. — Was Alexander in so großer Entfernung vergebens suchte, das hatte der Weltweise schon am dritten Tage nach ihrer Trennung, in einem kleinen, einsamen Thale gefunden, und brachte ein Gefäß voll dieses wunderthätigen, allveriüngenden Wassers mit sich. Nur einmal war es ihm erlaubt gewesen zu schöpfen; iezt stand er im Begrif diesen Schaz mit seinem Monarchen, seinem Zögling, wenigstens zu theilen, und fand denselben — schon todt. Unbeschreiblich groß war sein Schmerz; seine Thränen strömten. Doch im Jammer selbst blieb er — ein Weiser. Daß keine Klage, keine Zähre den einmal gefällten Spruch des Schicksals rückgängig mache, — dies

schwebte auch iezt seiner Seele vor. Bald trocknete er daher sein Auge; seine entflohnen Kräfte samleten sich wieder; er trat zu Alexanders Leichnam und sprach:

„Ach, daß wir so uns wiederfinden! daß dieser Augenblick ein Beweis mehr seyn muß: Es ist nur Einer Gott, und seine Herrschaft läßt sich nicht meistern! — Edelster der Monarchen, auch du hattest freilich das Erbtheil der Menschlichkeit, Schwächen und Fehler, empfangen; und des Erdenglücks gefährlichster Schmuck, das Diadem, verleitete auch dich zu manchem raschen Schritte. Oft vergaß sich der Fürst bei der glänzenden Thorheit des Eroberers; oft verwechselte dein getrübtes Auge Königspflicht und Königshoheit mit einander. Aber dein Herz war groß und gut. Deiner Tugenden waren mehrere als deiner Fehler; und das Uebergewicht von ienen hätte vielleicht — vielleicht! verdient, daß dein Suchen glücklicher gewesen wäre. Wohlan, wenigstens solst du nicht ganz gestorben seyn! dein Körper vergehe; aber dein Gedächtnis daure!" — Er sprach es, und goß einen Theil seines mitgebrachten, wunderthätigen Wassers über Alexanders Leichnam hin. Eben deswegen — so mancher Welteroberer schläft ewigen Schlaf; sein Name ist eben so verflogen wie sein Körper zerstäubt: aber Alexanders Name lebt noch iezt nach zwei Jahrtausenden im vollsten Glanze, und wird ewig in ihm leben.

Noch hatte Aristoteles Wasser genug in seinem Gefäße, um sich selbst durch Genuß desselben Verjüngung und unverwüstliche Dauer zu verschaffen. Aber der Weltweise kante alzugut der Dinge wahren Werth, — alzugenau das, was würklich ist, und was nur so scheinet, als nach dem Besiz eines so zweideutigen Gutes ernstlich zu verlangen. — „Nein! sprach er zu sich selbst: Mich blendet der Schimmer dieser Unsterblichkeit nicht. Sind nicht die Freunde meiner Jugend längst dahin? Weiß ich nicht aus Erfahrung schon, was sich hienieden hoffen, erwerben, genießen läßt? Ermüdete mich nicht mehrmals schon dieses ewige Einerlei der Stunden, Tage, Monden, und Jahre? Dieser Kreislauf von Sorgen, Wünschen, vereitelter Hofnung und erneuter Begier? Sehnt' ich mich nicht mehrmals schon nach iener Veränderung, die der große gemeinere Haufen Tod, der kleinere, eingeweihte Zirkel Wechsel des Lebens nennt? Widerrieth ich nicht diesem erbleichten Jüngling ienes Bestreben, wodurch er seine Laufbahn, statt zu verlängern, nur kürzte? ienen ganzen Zug, auf welchem er auch mich mit sich fortriß? Mit, durch, und neben ihm aufs Wohl der ganzen Menschheit zu würken — vielleicht hätte diese Aussicht mich verführt! doch iezt wäre ein solcher Trunk eine doppelte Thorheit. Und unendliches Leben alhier ist nichts als — unendliches Leiden. Wohlan, allweises Geschick, iene Warnung sey

für

für mich Belehrung! Samle mich zu meinen Vätern, wann, wie, und wo es dir gutdäucht! und nim dieses wunderthätige Wasser als eine freiwillige Gabe, als ein Sühnopfer von meinen Händen an. Du köntest ja auch ohne dasselbe an mir ein Wunder thun, wenn dieses Wunder mir und andern wahrhaft fromte!"

Bei diesen Worten goß Aristoteles ienes kostbare Getränke auf den Boden hin. Ein paar Tropfen blos, die in seiner Schaale zurück blieben, soll er — sey es aus Ohngefähr, sey es aus einem sehr verzeihlichen Ueberrest von Eitelkeit geschehen! — auf seine Schriften hingesprengt haben; und allerdings ward sein Name durch Weisheit eben so unvergeßlich, als es Alexanders Name durch Heldenthaten geworden ist.

Almenon und Don Alfonso,

ein Bruchstück aus spanischer Geschichte.

Ein sonderbarer Irthum pflegte, vor noch nicht langer Zeit, den grösten Theil unsrer Schriftsteller anzuwandeln, wenn sie — auch im Vorbeigehn nur — von dem Volke der Mauren, oder von ienen Arabern sprachen, die fast achthundert Jahre

lang Spaniens schönsten und größten Theil beherrschten. Sey es aus Unkunde, aus Religions-Schwärmerei, oder aus Nachbetungssucht parteiischer Frömmler geschehen, — kurz, fast immer pflegte man sonst iene Söhne des Morgenlands als Barbaren zu betrachten, die mit Ungerechtigkeit gesiegt, mit Grausamkeit geherrscht, im Kampfe nur durch wilde Wuth und im Frieden durch rauhe Sitten sich ausgezeichnet hätten. Daß sie, berufen durch einen Theil der Einwohner selbst, nach Spanien überschiften; daß sie mit einer Milde, die man vergebens bei christlichen Siegern damaliger Zeiten sucht, den Ueberwundnen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gesezze und ihren Gottesdienst ließen; daß unter ihnen eben dasienige Reich, das später nachher durch Isabellens Andacht und der Philippe pfäffische Undultsamkeit verödete, wie ein Fruchtgarten angebaut, mit reichen Städten überdeckt, und mit Millionen arbeitsamer Menschen angefüllt wurde; daß durch sie zuerst Künste und Wissenschaften im abendländischen Europa aufkeimten, und sich von da aus nur leise und langsam in die benachbarten Staaten hinüberschlichen; daß viele ihrer Könige, Heerführer und Staatsmänner mit ächter väterlicher Huld für ihre Unterthanen sorgten; und daß überhaupt der Karakter dieses Volkes nicht hart und wild, sondern leicht und froh, für Gesang, Liebe und sanfte Gefühle empfänglich zu seyn pflegte, — von diesem allen schwieg man weislich,

lich, oder ging flüchtig dabei vorüber. Denn welche Tugend ließ sich wohl an Menschen preisen, deren Vorhaut beschnitten war; die auf ihren Thürmen keine Glocken, in ihren Tempeln keine Altäre hatten, die einen einigen Gott und Mahomet als seinen Propheten verehrten?

Zwar — um das dawider so wenig als das dafür zu verschweigen! — zwar entstellt auch manche Lasterthat die Geschichte der spanischen Araber. Auch unter ihnen begiengen die Mächtigern oft manche Gewaltthat, die der Koran verbietet; bürgerliche Kriege brachen nur alzuoft aus, erleichterten den Angrif äußerer Feinde und schwächten die innern Kräfte; Ueppigkeit ward zulezt ein fast allgemeines Laster in Hütten und in Schlössern; und einige Tieger in menschlicher Gestalt entehrten die Würde des Thrones und der Menschheit zugleich. Doch zugegeben, daß allerdings ein heisseres Blut in den Ädern dieser Fremdlinge rann, die nach Jahrhunderten noch ihr erstes Vaterland nicht verleugnen konten! zugegeben, daß dieses Blut sie dann und wann zum Uebermaas in Sinnlichkeit sowohl, als in Heroismus verleitete! Zugegeben sogar, daß die späten Mauren durch Wollust verzärtelt, den frühern nur, wie Stiefgeschwister glichen; — dennoch vergesse man eines nicht! Vergesse nicht, aus welchen Schriften wir jezt größtentheils diese Völker kennen lernen! Aus den Geschichtsbüchern der

Spanier — ihrer Feinde, ihrer Neider, ihrer ewigen Widersacher im Felde sowohl als im Glauben.

Welche Wahrheit, welche Unparteilichkeit läßt sich wohl von Menschrn dieser Art erwarten! Musten sie nicht ihren Voreltern, ihren Mitbrüdern, sich selbst, und vorzüglich auch ihren Priestern einen Dienst zu leisten wähnen, wenn sie auf ein Volk schmähten, in welchem sie den Erbfeind des christlichen Namens zu erblicken glaubten? Und gleichwohl sonberbar genug, auch diese Geschichtsbücher dürfen wir nur mit ofnen Augen lesen; dürfen nur mehr auf die Thaten selbst, die sie erzälen, als auf die schiefen Urtheile, womit sie solche begleiten, achten; und wir werden von diesen vermeinten Barbaren so manchen Zug angegeben finden, der selbst den wärmsten Nachfolgern ächtchristlicher Sittenlehre keine Schande machen würde. Ja, wir werden bald gestehen müssen: die Mauren handelten oft edelmüthig gegen die Spanier, die Spanier schon seltner auch nur gerecht gegen die Mauren!

Hundert Beispiele statt einem ließen für diese lezte Behauptung sich angeben. Doch keines, dünkt mich, ist so sprechend, als iener Gegensaz: Wie Ferdinand I. Söhne, wiewohl sie Brüder und Christen waren, sich bekämpften, und wie indeß gegen einem dieser Prinzen der Muselmann, Almenon,

menon, sich betrug. — Keine romantische Novelle, eine wahre Erzälung nur, gedenk' ich davon zu liefern. Keinen einzigen historischen Umstand werd' ich anführen, für welchen nicht entweder Ferreras oder Mariana bürgen! Blos im Gespräche sey es mir erlaubt, dasienige mit etwas bestimtern Worten anzugeben, was die spanischen Geschichtsschreiber nur auszugsweise niederschrieben.

* * *

Die anfangs kleinen Besizzungen, die den Westgothen noch an Spaniens nördlicher und westlicher Küste geblieben waren, vergrößerten sich almählich durch die ewigen Kämpfe mit den Arabern. Nur Schritt für Schritt, aber fast unablässig, drangen die Christen wieder tiefer ins Land; und gewannen nach drei Jahrhunderten auch dadurch an Kraft, daß sie, die vorher unter sechs oder sieben Oberhäuptern — bald Grafen, bald Herzoge, bald Könige genant, — gestanden hatten, nach und nach wieder unter die Herrschaft von zweien oder dreien kamen, die den Königsnamen nun schon mit grössern Rechte führten.

Ganz vorzüglich war dies der Fall bei Ferdinand I. Kastilien hatte er von seinem Vater ererbt; Leon und Gallizien war ihm durch seine Gemalin zugefallen, deren Bruder plözlich ohne Erben starb; Portugall hatte er selbst durch das von ieher so

 viel.

vielgeltende Recht des Krieges gewonnen. Erbschaft, Heirath und Waffenglück also hatten ihm eine Macht zubereitet, wie sich deren nach jenem berühmten Treffen bei Xeres kein christlicher Regent in Spanien rühmen konte. Eine Macht, die den Mauren, — wiewohl sie noch wenigstens zwei Drittheile dieser schönen Halbinsel beherschten! — allerdings furchtbar zu werden begann; die aber Ferdinand selbst, kurz vor seinem Tode, wieder äußerst schwächte. — Noch war das Recht der Erstgeburt nicht, wenigstens nicht algemein, unter Spaniens Regierung eingeführt. Ferdinand I. hatte drei Söhne; in diesem Punkte mehr zärtlicher Vater als staatskluger Monarch, vertheilte er unter dieselben, noch bei seinem Leben, ganz ohne Vorliebe, fast alzugerecht seine Staaten. Sancho, der Aelteste, empfieng Kastilien und halb Asturien; Alfonso der Mitlere, Leon und Asturiens Ueberrest; Garzias, der Jüngste, Gallizien und Portugall.

Von diesen dreien war zweifelsfrei Don Alfonso der Edelste und Gutherzigste, der Schlimste und Gewaltthätigste hingegen Don Sancho. Mit heimlichem, desto tiefer gegründetem und unversöhnlichem Hasse betrachtete er seine Brüder. Er hielt sie für seine ärgsten, wenigstens für seine schädlichsten Feinde, weil er, wenn sie nicht wären, ein ungleich größeres Reich ererbt haben würde. So lange zwar Vater und Mutter noch lebten,

be-

bezwang er sich; aber kaum waren beide todt, so sann er auf Gelegenheit, dasienige wieder an sich zu reißen, was, seinem Bedünken nach, ihm entwendet worden war. Don Alfonsens Staaten lagen ihm zunächst. Eben deswegen überzog er auch diese zuerst mit Kriege. Vergebens suchte Donna Urraka — beider Brüder ältre Schwester, eine Dame, die durch ihre Tugend sich in allgemeine Achtung, ia fast im Geruch der Heiligkeit gesezt hatte, — alle mögliche Mittel hervor, Don Sanchos Ehr- und Ländergeiz zu besänftigen. Ein kurzer Stillstand endete sich bald in einem ofnen Kriege.

Don Alfonso führte die Waffen mit Muth, aber auch zugleich mit einem edlen Widerwillen, der unverkennbar durchschimmerte. Bei Volpellar trafen die Heere auf einander. Schon am frühen Morgen begann eine blutige Schlacht; erst gegen Abend siegte die Tapferkeit der Leoner. Don Sancho und seine Kastilier flohen. In Don Alfonsos Händen befand sich iezt wahrscheinlich die Entscheidung des ganzen Kriegs. Doch da es ihm, seinen eignen Worten nach, um das Blut der Christen Leid that, so verbot er seinen Kriegern das flüchtige Heer des Bruders gehörig zu verfolgen. Grosmüthig genug klang ein solcher Befehl, und wahrhaft edel mochte auch wohl die Quelle desselben seyn. Doch mit der ächten Kriegsklugheit vertrug er sich keineswegs. Denn Schonung am un-

unrechten Orte ist oft Beleidigung seiner selbst; ist eine Kränkung der gerechtern Sache. Nur alzubald und alzuhart machte Don Alfonso davon die Erfahrung.

Mit dem geschlagnen Don Sancho floh auch der tapfere und so berühmte Roderich Diaz. Ihn haben die Dichter seines Landes in Romanen, Schauspielen, und Balladen, unter den Namen Cid so vielfältig besungen; haben so manche Heldenthat von ihm gepriesen, verschönert — wohl gar erfunden, daß iezt die wahre Geschichte oft kaum zu entscheiden wagt, was ihm mit Recht oder Unrecht gebühre. Doch daß er den Beinamen eines Helden in der That verdiente; daß sich in ihm Muth, Klugheit, Erfahrung und Geistes-Gegenwart vereinten; daß er seinem Gebieter Don Sancho schon manchen Dienst, und iezt den grösten von allen geleistet habe; darüber ist nur eine Stimme. Denn als er gewahr ward, daß kein Sieger sie verfolge; als er sah, daß von den zerstreuten Schaaren sich schon wieder einige um ihren König zu sammeln begönnen; da rieth er diesem Leztern, nicht nur in seiner Flucht einzuhalten, sondern auch straks wieder umzukehren, und das feindliche, vermuthlich sorglose Heer mit Tages-Anbruch abermals anzugreifen. Sein Rath ward befolgt; seine Vermuthung traf ein. Im Schlaf, im Ausruhn von gestriger Beschwerde, zum Theil wohl gar im Rausch und im üppigsten Vergnügen

wur-

wurden die Leoner überrascht. Es kam bei ihnen fast früher zur Flucht als zum Kampfe. Don Alfonso selbst zu spät von der Erkentnis seines Fehlers und von einer fruchtlosen Reue ergriffen, fand kaum Zeit genug sich auf sein schnellstes Roß zu werfen, und mit verhängten Zügel in eine nahgelegne Kirche zu entfliehen. Eine elende Rettung, die höchstens für einen kleinen Aufschub gelten konte! Der rasche, seinen Vortheil nie versäumende Don Sancho sezte gar bald ihm nach; scheute sich vor Verlezzung der kirchlichen Freiheiten so wenig als er vor Verlezzung der Bruder-Pflichten sich gescheut hatte, und sandte den verhaften Alfonso nach Burgos im Kerker.

Besorgt für das Leben ihres geliebten Bruders eilte Donna Urraka beim ersten Gerücht dieses Vorfalls zum König Sancho; auch die vornehmsten Leoner, und unter ihnen vorzüglich Peter, Graf von Assurez, kamen, thaten Vorstellung und manche dringende Bitte. Sey es, daß Don Sancho sie zu erbittern sich scheute; sey es, daß er zwar raubgierig im höchsten Grade, doch nicht grausam genug war, um seine Hände mit Bruder-Blute beflecken zu wollen; kurz, Alfonsens Leben blieb zwar unangetastet; doch mußt' er es mit harten Bedingungen lösen, muste allen seinen Besizzungen, allen fürstlichen Würden und Ansprüchen entsagen, und ein Mönch im Kloster Sahagum werden.

Erzwungner Gottesdienst ist demienigen, dem er geleistet wird, ein Greuel, und ienem, der ihn leisten muß, eine fast unerträgliche Bürde. Alfonso blieb daher auch sehr natürlich nur so lange im Kloster, als er drinnen bleiben — muste. Donna Urraka und die Grafen von Assurez, die Erretter seines Lebens, wurden auch die Wiederhersteller seiner Freiheit. Indeß König Sancho — nachdem er nun Alfonsens Erbtheil verschlungen — auch gegen den iüngsten Bruder Garzias seine Waffen wandte; indeß er schon mit Glück und Sieg in Portugall eindrang, schaften iene Freunde Don Alfonsen Mittel seine Aufseher zu hintergehn; und auf längst bereitgehaltnen raschen Pferden entfloh er dem verhaßten Kloster.

Schon war er außerhalb den Mauern und der Gewalt seiner Wächter; und noch wußt' er nicht bestimt genug: wohin er sich wenden solle? In Sancho's Staaten selbst ließ sich an keinen Schuzort und eine Verbergung denken; Arragoniens Grenzen waren alzuweit, die Zwischenwege alzugefährlich; Toledo lag in der Nähe. Doch eben dieses Toledo gehörte damals noch den Mauren, und galt für eine ihrer wichtigsten, unersteiglichsten Festungen. Schon oft hatten die Könige von Kastilien und Leon mit den Regenten dieses Landes Krieg geführt. Der iezt regierende Fürst hieß Almenon, ein gütiger, weiser, schon greiser Regent, doch nicht alzuglücklich im Kampfe der Waffen. Er hatte mehr

als einmal das größre Kriegsglück und die Uebermacht König Ferdinands I. erfahren; hatte erst nach ansehnlichen Verluste mit ihm Friede und Freundschafts = Bündnis geschlossen. Ob Don Alfonso iezt zu diesem Almenon sich flüchten dürfe, unterlag manchem Bedenken. Er war freilich zulezt der Bundsgenosse seines Vaters gewesen. Doch Don Sancho war ia eben so gut König Ferdinands Sohn, wie Don Alfonso es war. Jener, der nun die ganze Macht seines Vaters in sich vereinte; der eben so gewaltig und glücklich war, als seine Brüder ohnmächtig und hülflos waren, — Don Sancho muste ia wohl unter ihnen für den wünschenswürdigsten Bundsgenossen gelten! Grade seiner bekanten kriegrischen Denkungsart halber musten sich wohl die Nachbarn vor iener Beleidigung seiner, sie sey groß oder klein, nur scheinbar oder würklich, hüten! Konte Alfonso hoffen, daß der König von Toledo sich seinetwegen in die Gefahr eines neuen Krieges stürzen würde? Oder muste er nicht eher befürchten, verhaftet und ausgeliefert zu werden.

Dennoch warf er sich mit dem Zutrauen der — Verzweiflung in Almenons Arme, und ward mit einer Willfährigkeit, mit einer Freundschaft aufgenommen, wie er sie von keinem seiner Glaubensgenossen stärker e r w a r t e n, ia, kaum stärker w ü n s c h e n konte. Nicht nur, daß ihm sofort Schuz und Sicherheit versprochen, — ihm und

seinen

seinen Begleitern ein standesmäßiger Unterhalt, in fast verschwenderischer Fülle, gereicht wurde; daß man ihm, weil er die Jagd leidenschaftlich liebte, ein eignes großes Gebiet zu seiner Willkühr anwieß; daß er in der Pracht seines Gefolges, in dem Wolleben seiner Hofstaat, nicht einem entflohnen, verbannten, sondern einem noch iezt regierenden Könige glich! Nein! Almenon ließ auch überdieses noch, bei iedem seiner öftern Besuche, bei iedem seiner Gespräche, so viel Herzlichkeit, so viel Achtung und Liebe blicken, daß er den christlichen Prinzen nicht wie einen Fremdling oder Gast, sondern wie einen Blutsverwandten, ia wie seinen eignen Sohn zu behandeln schien.

Neun Monate dauerte dieser Aufenthalt. Eine lange Zeit, in welcher schon manche anfangs königliche Grosmuth zur Kälte und Kargheit hinabschwand! Das edle Betragen des Maurischen Monarchen verminderte sich während derselben nicht um ein Sonnenstäubchen. Doch desto größer, desto unerwarteter war die Veränderung, die in Don Alfonsos Schicksalen vorging! — König Sancho hatte den Krieg gegen seinen iüngsten Bruder, Garzias *), so glücklich und glücklicher noch, als den

*) Merkwürdig, daß auch Don Garzias zu einem Maurischen Fürsten, zu Benabad, den König von Sevilla floh, und ebenfalls von ihm gütig aufgenommen ward! — „Sancho, sagt ein französischer Schriftsteller, verfolgte seine Brüder, wie seine ärg-

den gegen Alfonson ausgefochten. Den Leztern unterstüzten seine Unterthanen wenigstens; ienen liessen sie selbst im Stiche. Jede Stadt, vor welche Don Sancho rückte, schickt' ihm von weiten schon die Schlüssel zu ihren Thoren entgegen. Binnen Jahresfrist hatte er Leon, Gallizien und Portugall seinem Zepter oder vielmehr seinem Schwerdt' unterworfen. Aber seine unersättliche Seele begnügte sich damit nicht! Der lezte Wille seines Vaters hatte Toro und Zamora, zwei ziemlich mittelmässige Städte, den beiden Infantinnen, Urraka und Elvira zum Leibgeding' angewiesen. Auch dies schien dem König Sancho eine Entwendung seines Eigenthums zu seyn. Er forderte die Plässe von seinen Schwestern zurück; und grif bei der ersten verneinenden Antwort zu seinem gewöhnlichen Hülfsmittel — zu den Waffen. Toro ergab sich sofort; aber Zamora ließ es auf eine Belagerung ankommen, und vertheidigte sich so tapfer, daß Don Sancho endlich nur durch Hungersnoth zu bewürken hofte, was er mit ofner Gewalt nicht durchzusezzen vermochte. Schon nahm in der eingeschloßnen Stadt der Mangel überhand; schon stand die Besazzung auf dem Punkt, sich zu ergeben, als ein einziger kühner Mann, Bellides Dolfo mit Na-

sten Feinde; und zwei Maurische Könige, die natürlichen Feinde aller Christen (??) nahmen diese zwei Prinzen, wie ihre Brüder auf."

Namen, wenn man nur noch einige Täge zögre, blos durch seinen Arm und seine List die Belagerung aufzuheben versprach. Man willigte in diese Frist, und Dolfo floh sofort ins Lager des Königs. Schlau genung spielte er dort die Rolle des Ueberläufers; versprach dem bereits ungedultig gewordnen Don Sancho ein Pförtchen zu zeigen, wodurch Zamora sich leicht überfallen lasse, und bewog ihn dadurch zu einem einsamen Ausritt; doch auf eben demselben ersah er seine Gelegenheit; tödtete ihn durch einen Wurfspies von hinten zu, und entfloh.

Daß die Belagerung nun aufgehoben ward, versteht sich von selbst. Doch Donna Urraka sah sich kaum von eigner Gefahr befreit, so richtete sie sofort auf Don Alfonson ihre ersten Gedanken. Ein reutender, vertrauter Bote, zu Eil, Schweigen und Vorsicht ermahnt, ward schleunigst nach Toledo geschickt. Daß Don Alfonso sogleich kommen, von der Krone Besiz nehmen, seine noch bestürzten, noch ungewissen Baronen überraschen solle, dies war ihr schwesterlicher und weislicher Rath. Mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Erstaunen und Freude, von Bedaurung und Vergnügen, von Hofnung und Furcht empfieng Alfonso diese Botschaft. Er trat sofort mit seinen vertrautesten Freunden in Ueberlegung. Alle staunten wie er; alle waren der einstimmigen Meinung: daß an seiner baldigen Abreise viel, wo nicht alles gelegen

sei.

sei. Aber wie er sich entfernen solle? Ob mit oder ohne Vorwissen König Almenons? darüber wankte noch die Entscheidung.

„Wenn nun dieser Ungläubige, hieß es, — (denn für ungläubig galt auch der frömste, der redlichste Mahometaner in christkatholischen Augen!) — die Abreise des Prinzen verhindern, die Verwirrung im Reiche seiner Erbfeinde nüzzen, den verwaisten Thron entweder umstürzen oder doch erschüttern, das verlorne Portugall zurückbegehren, oder für Alfonsens Freiheit sonst ein hohes Lösegeld, für die ihm geschenkte Ruhestatt eine theure Vergütung fodern solte? Wer könte ihm dies verwehren? Wer es ihm verargen sogar? Ist er nicht ein Nachbar, ein Fürst und ein Maure? Könte nicht Staatsklugheit auf iener und Religion auf dieser Seite zu ganz andern Maasregeln, als seine bisherigen sind, ihn verleiten? Freilich war er bis iezt Don Alfonsens Wohlthäter, Freund — sein halber Vater sogar! Freilich müste ein so heimlicher Abschied ihn schmerzen! Freilich würd' ein solches Betragen von einer bloßen Privatperson für Mistrauen und Undank gelten. Aber ganz andre Regeln schreibt bürgerliche Tugend und fürstliche Staatsklugheit vor. Kastiliens Vortheil, die Vorrechte der Krone, die Wohlfahrt unsrer heiligen Kirche — was fodern, was entschuldigen diese nicht! Auch ist es am Ende nur ein Mahometaner, der getäuscht wird."

So

So lauteten die Gründe derienigen, die Alfonsen eine heimliche Flucht empfahlen. Je länger er die Sache überdachte, ie zweifelhafter ward sie. Auch die Meinung der für ihn so wichtigen Grafen von Ansurez war die Meinung — gewöhnlicher Höflinge. Auch sie riethen zu Verstellung und Hinterlist. Aber in Don Alfonsens Herzen sprach doch, zu seiner eignen Ehre, lauter die Stimme eines innern, vielleicht nicht ganz entwickelten, aber desto stärkern Gefühls. Er riß sich rasch aus der Versamlung, indem iene Räthe mit Kopfschütteln und Achselzucken ihm nachblickten; eilte zum König der Mauren, dessen unbewachte Thüre ihm stets offen stand, und sprach:

„Edelmüthiger Almenon, als Menschen, Blutsverwandte, und das Schicksal selbst sich gegen mich erklärten, fand ich bei dir Rettung, Freiheit, Freundschaft, standesmäßigen Unterhalt, — alles, alles, was ich ausser meinem Vaterlande zu wünschen vermochte! Zu ewigem Danke hast du mich dir verpflichtet. Ihn dir ganz abzutragen vermag ich freilich nie; nur dein eignes Herz kan dich dafür belohnen. Aber wenigstens einen Theil meiner Erkentlichkeit dir zu bezeugen, wenigstens die Zinsen von meiner Schuld dir zu zalen — vielleicht, vielleicht giebt mir die Zukunft Gelegenheit und Kraft dazu. Denn wisse: mein Schicksal ändert sich! Wisse, eben derienige Bruder, der mir alles, nur nicht das Leben rauben wolte, ist todt!

Eben

Eben dasienige Reich, das er zum Theil mir selbst entriß, fällt nun, von ihm vergrößert und vereint, an mich zurück. Die Meinigen berufen mich zum Thron. Wohlan, grosmüthiger Fürst, vollende nun deine Wohlthaten gegen mich! Sende mich, als König, in mein Königreich zurück! Bisher war mein Leben dein Geschenk; lass' es nun Kron und Zepter nicht minder seyn."

Mit ernster Aufmerksamkeit hatte Almenon der Rede Alfonsens zugehört. Jezt da er spürte, daß der Kastilier geendet habe, — iezt fiel er ihm mit Freuden um den Hals, küßte ihn, und rief:

„Ja, Don Alfonso, ich begrüße dich hiermit als einen König dreier Reiche; als den würdigen Erben eines seiner Gewalt unwürdigen Bruders; als einen der mächtigsten Monarchen Europens. Und um dich zu überzeugen, daß meine Freude nicht erheuchelt, nicht etwa die oft täuschende Laune der ersten überraschenden Minute sey; so wisse: nicht aus deinem Munde zuerst erfahr' ich Don Sanchens Tod."

Don Alf. (erstaunt zurücktretend) Wie? Du hättest ihn früher schon gewußt?

Alm. Früher, als du selbst! Seit nächstverfloßner Mitternacht schon! So sehr auch Donna Urrakens Bote eilte, meine Kundschafter fanden doch noch kürzere Wege und schnellere Rosse. Warum du heute früh so rasch und so heimlich

deine vertrautesten Freunde zusammenberiefst, das war mir nicht fremd; auch was sie dir rathen würden, ließ sich ebenfalls leicht vermuthen. Aber ich wolte gleichwohl dich iezt nicht stören; wolt' es im Stillen abwarten: welchen Entschluß du fassen würdest; ob (mit nachdrucksvollem Ton) dein dankbares Zutrauen mein Lob, oder dein undankbares Mistrauen meine Rache verdiene.

Don Alf. (etwas betreten) Deine Rache?

Alm. Ja! ia! denn warum solt' ich es leugnen, daß ich ein solches Mistrauen bei dir für eine Beleidigung, für einen Freundschafts-Bruch gehalten hätte. Daß ich zwar den zu mir fliehenden Spanischen Prinzen mit Freuden aufnahm, doch den von mir entfliehenden König mit Ernst zurück gehalten haben würde! — Sieh, unmöglich war es dir, unbemerkt und ungehindert zu entfliehn. Schon sind Kundschafter und Wächter auf allen Straßen ausgestellt. Schon beobachteten Augen genug ieden deiner Schritte; und eben so sicher, eben so rasch würden ihre Händ' und ihre Schwerter .. Doch ich freue mich, daß es deren nun nicht bedarf! Mit einem Geleite, wie es dem Könige und dem Freunde gebührt, will ich dich nun bis an die Grenzen meines Reiches begleiten. Begehrst du mehr, so begehr es ohne Scheu! Ich gewähre dir im Voraus schon, was du forderst. Offen ist für dich meine Schazkammer; gerüstet für dich mein Heer!

Don

Don Alf. (ihn nochmals umarmend) Edler Greis, mein Vater und mein Retter! Wie soll ich dir zu erkennen geben, was alles in meinem Innern vorgeht?

Alm. Kein Wort des Dankes weiter! Deine Geschäfte haben Eile, deine iezzigen Minuten hohen Werth. Doch bedarf ich von diesen leztern noch einige; laß uns daher desto räthlicher mit ihnen umgehn! — Du betrugst dich bisher, betrugst dich iezt erst wieder, brav und freundschaftlich gegen mich; laß auch auf dem Throne nichts in diesem Betragen dich ändern! Laß uns stets gegen einander so handeln, wie es unsern eignen Herzen, nicht unsern Höflingen gut dünkt!

Don Alf. Du sprichst dunkel.

Alm. So will ich mich deutlicher ausdrücken. Schwer ist die Last der Krone, das weißt du sicher bereits aus eigner Erfahrung! Schwer ist es für Regenten ihr Amt redlich und gnügend zu verwalten.

Don Alf. Leider! leider!

Alm. Und noch schwerer wird ihnen oft die Erfüllung ihrer Pflicht durch eben dieienigen gemacht, die sie ihnen erleichtern solten, durch ihre Diener, Räthe, Günstlinge. — Alfonso, daß du heute mir alles frei gestandest — tausend gegen eines! — es war das Werk deines Herzens, sicher nicht der Vorschlag deiner Freunde! Ob

du besser gethan, ihnen oder dir selbst zu folgen, das weißt du bereits. Aber erfahre nun auch wie ich gehandelt habe, als vorlängst die meinigen sich zwischen dir und mir zu stellen versuchten! — Entsinnst du dich wohl des Tages noch, als du mich einst, kurz nach der Jagd, auf Susa, meinem Lustschlos, besuchtest? Du ließest dich dicht neben mir nieder. Plözlich sträubte sich das Haar auf deinem Vorderhaupte ungewöhnlich empor. Dreimal strich ich selbst es nieder, und dreimal richtete es sich wieder auf. Entsinnst du dich dessen noch?

Don. Alf. Vollkommen! So klein auch dieser Umstand seyn mag!

Alm. In deinen Augen; ich habe nichts dagegen! Aber wahrlich, es gab Menschen, die ihn nicht so erfanden! Denn noch am Abend dieses Tages warnten mich meine Wahrsager, und schwuren: Dieses sich sträubende Haar bedeute, daß ich in dir den furchtbarsten Feind meines Hauses und meines Volkes beschüzze; bedeute: daß du einst als Sieger und König in Toledos Mauern einziehen werdest. — „Daß es daher rathsam sey, dich so schnell als möglich zu greifen und zu tödten! Dies fügten drei oder viere von meinen sonst weisesten Räthen wohlmeinend hinzu.

Don Alf. (mit einiger Verlegenheit, die er umsonst zu verbergen sucht.) Wie — eines so thörichten Aberglaubens willen —

Almen.

Almen. (lächelnd) Und hätten deine Glaubensgenossen nichts, gar nichts, was der Gegenpartei eben so thöricht, so grundlos dünkte? Sind Wahrsager und Priester nicht überall? und nicht überall sich gleich oder doch ähnlich? — Laß das iezt bei Seite! Ob es ganz nichtig sey, aus Vorzeichen dieser Art auf späte Ereignisse zu schließen; — ob ich das, was diese mir verkündeten, überhaupt für möglich oder unmöglich hielt; dies gehört nicht zur Sache. Genug, ich verwarf einen Vorschlag, wodurch Gastfreundschaft und gegebnes Wort schändlich verlezt worden wäre. Er hat, sprach ich, Brod an meiner Tafel gegessen, Wasser aus meinem Becher getrunken; der Tod komme über dessen Haupt, der mir räth, eines solchen Mannes Meuchelmörder zu werden!" — Meine Wahrsager und Höflinge verstummen seitdem. Aber iezt, iezt fodr' ich von dir zum Lohn nichts, als ein einziges Versprechen; leicht zu ertheilen, und leicht zu halten! Keinen von deinen Glaubenssäzzen, keine von deinen Herscher-Pflichten beleidigt dasselbige. Willst du es mir wohl leisten?

Don Alf. O von ganzer — ganzer Seele gern!

Almen. Wohlan so bleibe dann, unter eidlicher Versicherung, mein Freund, und der Freund meines . .

Don Alf. (rasch einfallend) Und der Freund deines ganzen Hauses, so wahr mir Gott —

Almen. (ihn ebenfalls schnell unterbrechend) Schwöre nicht alzurasch und alzuviel! Nur mein Freund, und der Freund meines ältesten Sohnes, Hißem, meines Thronfolgers — dies zu bleiben, versprich mir! Ueberlebst du uns beide, dann .. (mit geänderten feierlichem Tone) Es ist nur ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet! Jener einige thue mit Mahomets Geschlecht, was ihm gut däucht! Zum freveln Kampfe mit dem Geschicke selbst hab' ich weder Fug noch Kraft.

Don Alfonso gab ihm freudig und feierlich Wort und Hand. Almenon beförderte nun gegenseitig die Abreise seines Gastes. Auf ein von dem Maurischen Könige gegebnes Zeichen, samleten sich alle seine Krieger, die versteckt im Hinterhalte lagen, und wurden die Bedeckung eben desjenigen, zu dessen Verfolgung und Verhaftung sie bisher bestimt gewesen waren. Auch begleitete Almenon in eigner Person den spanischen Prinzen bis an die Grenze beider Staaten, und schied dann von ihm, wie ein Vater von seinem geliebtesten Sohne sich trennt, den er gern nie von sich ließe, und doch iezt nie wieder zu sehen fürchtet; mit Umarmung, Thränen und Segenswünschen.

Wie es Don Alfonsen erging, als er in seinen Staaten zurückkam, wie er seine Schuldlosigkeit an Don Sanchos Ermordung den Kastiliern durch einen Eid zusichern muste, bevor sie seinem Zepter

sich unterwarfen; wie er seinen iüngern Bruder, Garzias, als er zurückkehrte, und auch sein geraubtes Erbe wieder zu fordern gedachte, durch List in seine Bothmäßigkeit lockte, ihn lebenslänglich in Haft behielt; und von keinem christlichen Geschichtsschreiber, von keinem Bischof deshalb getadelt wurde; kurz, was er alles thun mußte, um fest auf seinem Thron zu sizzen; dies gehört nicht hieher; dies lese, wer es zu wissen begehrt, im Ferraras und Mariana selbst nach. Nur ein Umstand aus seiner Regierung hat mit dem Vorhergehenden noch Verbindung!

Drei Jahre später überzog der König von Sevilla den von Toledo mit Krieg. Schon war der Angreifer über Almenons Grenzen gedrungen; ihm die Spizze in ofnen Felde zu bieten glaubte sich der Ueberraschte zu schwach. Plözlich erblickte man von Toledos Thürmen auch von Norden her eine anrückende Kriegsmacht, und erkante gar bald, daß es — kastilianische Waffen wären. Almenon erschrack. Gesandte wurden Don Alfonsen entgegen geschickt, mit der Frage: „Ob dieser Einfall die Vergeltung ehmals erwiesener Freundschaft seyn solte?" — „Allerdings, erwiederte König Alfonso, „denn ich komme, um meinem Vater Beistand ge„gen den Feind von Sevilla zu leisten. Almenon „vereine seine Schaaren mit den meinigen!" — Mit Entzücken vernahm der Greis diese Antwort. Er freute sich über die trefliche Hülfe; er freute

sich fast stärker noch über die seltne Tugend der Dankbarkeit bei einem christlichen Prinzen. Ohne Mistrauen vereinte er seine Krieger mit dem Heere der Kastilier; ihre verbundne Macht zwang den Feind zum Rückzug.

Nach Almenons Tode bestieg Hißem, sein ältester Sohn, den Thron. Der König von Kastilien blieb sein Freund; doch nur kurze Zeit währte Hißems Regierung. Er starb, und der iüngre Bruder, der ihm folgte, war eines solchen Vaters unwerth; herschte mit eisernen Zepter über sein Volk, und beleidigte sehr oft muthwillig seine christlichen Nachbarn. Alle riethen iezt König Alfonson zum Kriege — seine Großen, seine Priester, seine Gemalin sogar. Lange widerstand er ihrer Ermahnung. Ihn band zwar kein Eid und kein Versprechen mehr; ihm schwebte nunmehr oft ienes Gespräch und iene Verkündigung in Gedanken; aber die Ehrfurcht gegen Almenons Asche dauerte immer noch fort. Nur spät und halbgezwungen gab er der allgemeinen Forderung nach, und siehe, die Prophezeiung — traf ein. Don Alfonso eroberte das für unüberwindlich gehaltne Toledo. Nie kehrte diese große, schöne, feste Stadt unter die Herschaft der Araber zurück. Alfonsens Lob preisen ganze Bände. Von dem edlern Almenon spricht zuweilen noch eine einzelne Zeile.

Die ältere Ehefrau

vielleicht ein Beispiel ohne Gleichen. *)

Der Oberste von Molldorf, bis ins fünf und sechzigste Jahr Soldat mit Leidenschaft, glaubte doch nun endlich fürs Vaterland, oder bestimter zu reden für seinen Fürsten, sich gnüglich herumgetummelt zu haben; und zog sich für den Ueberrest seines Lebens, mit einem mäßigen Gnadengehalt, mit einem bunten Bändchen im dritten Knopfloche, einem steifgeheilten Arm und zwei podagrischen Knieen, auf sein schönes, halb ererbtes, halb durch weisliche Sparsamkeit erworbnes Landgut zurück. Er war, im Ganzen genommen, was die Sprache des gemeinen Lebens einen guten Herrn nennt, obschon, nach Sitte alter Krieger, zuweilen ein wenig auffahrend und rauh. Nie verehlicht und unbeerbt hielt er sich desto mehr verpflichtet seine ärmern Verwandten zu unterstüzzen; und da er deren zwei hatte, im Grade der Blutsfreund-

*) Dasienige Gegenstück zur: Matrone, wie es deren wenig giebt, das ich schon in der 6ten Samlung dieser Auflage, S. 248 versprach. In allen historischen Umständen vollkommen getreu. Nur in einigen feinen Nebenzügen und Namen abgeändert, weil wenigstens eine, wo nicht zwei Hauptpersonen davon noch leben.

schaft und der Bedürfnis sich vollkommen ähnlich, — seines Bruders Sohn, einen Knaben von zwölf, und seiner Schwester Tochter, ein Mädchen von beinahe zwanzig Jahren, so nahm er, um keinem weh zu thun, beide zu sich. Sie glichen sich, insofern sie Waisen und durch die schlechte Wirthschaft ihrer Eltern ganz vermögenslos geworden waren; doch an Gemüth und Betragen unterschieden sie sich fast noch mehr, als an Geschlecht und Alter.

Für einen bildschönen, aber etwas muthwilligen Burschen galt Karl Molldorf. Ungern ließ er sich in allem, was er sprach und that, viel vorschreiben. Worauf er selbst verfiel, das betrieb er eifrig und geschickt; was ihm anbefohlen ward, gelang selten. Jeder Drohung und Strenge sezt' er Troz entgegen: bei guten Worten war er biegsamer als Wachs. Ueber Geschenke, die er erhielt, freut' er sich innig, doch nie laut; zu schmeicheln verstand er durchaus nicht. — Helena Drewiz hingegen war sanften stillen Geistes, fleißig in jeder Arbeit, die man ihr auftrug, furchtsam beim kleinsten Tadel, bescheiden in Anzug und Reden, gewöhnt von Jugend auf nach andrer Willen sich zu fügen. — Wenn Zipperlein und Winterluft den Alten oft mismuthig in sein kleinstes Zimmer zum warmen Ofen trieben, nahm sich Karl das wenig oder gar nicht zu Herzen, sondern sprang um so rascher durch Pfüzzen und Schneegestöber, weil er

heute

heute einen Aufseher minder hatte. Lehnchen hingegen wich dann fast nie von des Oheims Seite; brachte ihm mit besorgter Miene und eignen Händen iezt die Suppenschaale, und iezt die Guaiack-Tropfen; erbot sich ihm bald die Tobakspfeife einzustopfen, bald die Zeitung vorzulesen; sang ihm iezt ein Lied am Klavier, und bat ihn iezt, ihr etwas vom Ueberfall bei Hohkirch, oder der Schlacht bei Torgau zu erzälen.

Die Würkung dieses Unterschieds konte nicht lange ausbleiben. Der Oheim, der sich oft — und nicht selten zur Unzeit! — über den Muthwillen seines Neffen recht herzlich ärgerte, gewann bald die Nichte noch herzlicher lieb. Nicht nur, daß sie völlig für Frau im Hause galt; daß Küche, Stall, Hof und Keller unbedingt ihr zu Gebote standen! Sondern, wenn nun auch gesündre Tage und beßre Laune beim Obersten wieder einkehrten, sucht' er seine treue Wärterin für ihren bewiesnen Eifer zu belohnen, wo er nur wußte und konte; bald durch ein neues Kleid, bald durch Uhr und Ring; bald indem er sie aufforderte, selbst zu begehren, was ihr Freude machen könne. Doch auch dann nüzte das brave Mädchen seine beste Laune fast nie zu eignem Vortheil. Daß er einem seiner Unterthanen den Erbzins fürs nächste Jahr, oder die Geldbuße für einen Fehltritt erlassen, — einer armen Häuslerin die verlorne Kuh wieder ersezzen, oder zu einem Kranken den Arzt aus nächster

Stadt

Stadt holen lassen möchte; darinnen bestanden gemeiniglich die Wünsche, die sie ihrem Oheim vortrug und bei ihm durchsezte. Wohl zehnmal hat sie für andre, ehe sie ein einzigesmal an sich selbst dachte.

Auch Karl verdankte ihr manches kleine Geschenk seines Oheims, und die Erlassung von manchem Verweis. Wenn er mit der Dorfiugend handgemein geworden war, ein paar Tafelscheiben eingeworfen, ein Blumenbeet zertreten, oder sonst einen ähnlichen Unfug angestellt hatte, so suchte Lehnchen es immer zu bemänteln, oder zu verringern. Selten erkante der rasche Knabe ihre gute Meinung so wie er solte; glaubte oft in ihrer freundschaftlichsten Ermahnung nur die unberufne Hofmeisterin zu erkennen, und neckte sie wohl selbst zum Danke dafür heimlich. Erst als er, schon allmählig zum Jüngling aufgewachsen, auf ihre Vorbitte einst seines höchsten damaligen Wunsches, eines eignen Reitpferdes, theilhaftig ward, — erst seitdem fing er an ihre Denkart zu schäzzen; bewarb sich nun oft, wenn er etwas durchzusezzen wünschte, um ihre Unterstüzzung, und erhielt sie fast immer. Vorzüglich wohl befand er sich dann dabei, als er im zwanzigsten Jahre auf eine höhre Schule geschickt ward; denn auch hier waren der alte und iunge Molldorf selten zusammen einig. Der Oheim wolte seinen Neffen zwar nicht Noth leiden lassen, doch auch, nach Gewohnheit des

Alters,

Alters, die Börse nicht allzuweit aufthun. Der Neffe war kein Verschwender, doch ein Jüngling, der seine Jugend auch zu genießen, und unter seines Gleichen lieber voran, als ganz zulezt zu stehen wünschte. Darüber kam es oft zur Ebbe in seiner Kasse, und zu einer Flut von Verweisen in des Alten Briefen. Schon ein paarmal sprach der Leztere von gänzlichem Hand-Abziehn, von Ueberlassung seines Schicksals und so weiter. Doch immer wußte Lehnchen noch zur rechten Zeit ihn zu besänftigen; und that manches, was wir — später erst genauer erfahren werden.

Daß ein so sanftherziges, überall zum Besten würkendes Mädchen bald geschäzt unter ihren Bekanten, und von den Unterthanen ihres Oheims fast angebetet werden muste, dies ist sehr begreiflich. Doch daß eben dieselbe schon ins zwei und dreißigste Jahr trat, und immer noch ledig, ia gewissermaßen sogar unbegehrt blieb, das schien höchst seltsam auf einer Seite, und war doch höchst begreiflich auf der andern. — Nie hatte Helena Drewiz in Rücksicht der Außenseite mit ihrer griechischen Namensschwester zu wetteifern vermocht. Nicht häßlich, oder ganz hübsch! das war alles, was man von ihr sagen konte. Sie war gut gewachsen, doch etwas zu hager; von feiner Gesichtsbildung, doch etwas zu bleich; mit blauen, sanften, doch etwas matten Augen ausgesteuert; hatte nichts, was auf den ersten

An-

Anblick fesselt; ward angenehm, wenn sie sprach; aber sprach wenig und nie unaufgefodert. Bis zum Tage, wo sie ins Haus ihres Oheims kam, galt sie für ein blutarmes Mädchen; seitdem muthmaßte man zwar, daß sie der Oberste nicht ohne Aussteuer, doch äußerst schwer von sich lassen werde. Würklich runzelte er bei einer oder zwei Anfragen, die ganz von weitem geschahen, sogleich gewaltig die Stirne; und das gefällige Mädchen brach, so bald sie dies merkte, alle Unterhandlung von selbst ab; that es um so williger, da gerade bei diesen Freiwerbern ihr eignes Herz wenig oder nichts fühlte. Doch andre, wo eine Entsagung schwerer und verdienstlicher gewesen seyn dürfte, ließen durch ienes Beispiel sich abschrecken. — „Fräulein Helena will nicht heirathen!" ging ein Gerücht umher, dem der Oheim — wenigstens nicht widersprach.

Ohnedem samleten sich auf dem Schlosse eines podagrischen, schon etwas mürrischen betagten Invaliden nur immer wieder Männer von seinem Alter und Stande. Die iungen liebenswürdigen Taugenichts blieben ganz weg. Sie auswärts zu sehn, und von ihnen gesehn zu werden, fehlt' es Helenen an Gelegenheit. So schlichen zwölf Jahr dahin. Oft mochte wohl eine gewisse Leere des Herzens, ein Verlangen an Winter-Abenden oder Frühlings-Morgen sie anwandeln; und wann sie hörte, daß wieder eine ehmalige Freundin Braut

oder

oder Gattin geworden sey, ein leises Ach! oder Warum? in ihr aufsteigen. Doch immer besänftigte sie sich bald wieder; fand in Erfüllung häuslicher Pflichten hinlängliche Beschäftigung, hinlängliches Glück; und glaubte zulezt im Ernst schon über die Jahre und Gefahren der Liebe hinweg zu seyn. Daß sie sich irrte, sieht ieder voraus, der durch Erfahrung weiß, daß die Liebe an keine Zeit sich bindet.

Reichliche fünf Jahre hatte Karl Molldorf auf Akademien und dann auf einer Reise nach Paris und London zugebracht; hatte während dieser Zeit — so wolt' es der Eigensinn seines Oheims! — nicht einen einzigen Besuch in der Heimath gemacht. Jezt kam er endlich wieder, und war im eigentlichsten Sinne des Worts, ein wohlgebildeter junger Mann geworden; hatte seinen Geist mit Kentnissen bereichert, seine moralische Denkart geläutert, auch seinen Körper mit Vortheil geformt. Wer ihn sah, staunte, und kante ihn nicht mehr. Grade iene lange Entfernung hob den Unterschied zwischen iezt und ehmals mit doppeltem Gewinn heraus. Das fühlte der Oheim gar wohl, der den Neffen iezt zum erstenmal als seinen Sohn, als seinen lieben Sohn sogar begrüßte, und laut gestand: er hoffe ienes Erziehungs-Kapital nun auf gute Zinsen ausgeliehen zu haben! — Das fühlte weit stärker noch — Fräulein Helena.

War-

Warlich, kaum traute sie ihren Augen, könt' es kaum begreifen, wenn sie überdachte, daß dieser schöne, kraftvolle, vollendete Mann einst als Knabe unter ihrer Aufsicht gestanden, und vor wenig Jahren erst — so däucht' es ihr! — als halberwachsner Jüngling weggegangen sey. Ganz unbesorgt, welche Gefühle in ihr erwachten, konte sie sich die erstern vier oder fünf Tage an ihm nicht satt sehen, satt hören. Jeden Augenblick, ihren häuslichen Geschäften abgespart, suchte sie in seiner Gesellschaft hinzubringen, begleitete ihn auf iedem Spaziergange; nahm immer bei Tische ihren Plaz neben ihm; fragte, wenn er nur ein Stündchen auf seinem Zimmer allein zubrachte, sogleich: wo er sey und bleibe? und glaubte mit allem diesen nichts besonders, geschweige gar etwas tadelnswürdiges zu thun; denn sie hatte ia so unendlich viel ihm zu erzälen, und über noch mehreres ihn zu befragen! Sie waren ia so alte Freunde und so nahe Verwandte!

Aber bald stuzte sie doch selbst über dieses neue Bedürfnis; merkte bald, welche Leidenschaft sie bedräue, oder vielmehr schon beherrsche; und sagte sich sofort alles, was nur die strengste, aufrichtigste Freundin zu sagen vermocht hätte. Die Ungleichheit ihres Alters, der geringe Vorzug ihrer Gestalt, der Unterschied ihrer Gemüthsstimmung, ihr ehmaliges Verhältnis, wodurch eigentliche Liebe gewiß mehr gehindert als befördert ward, —

alles

alles das stand ihr hell vor Augen. Daß ihre Zärtlichkeit hier Erwiederung finden solle, dünkt ihr selbst unwahrscheinlich; daß Entdeckung derselben sie lächerlich machen dürfte, hielt sie für nur allzumöglich. Diesem Uebel vorzubeugen, ward ihr ernster Entschluß. Sie legte sofort Hand ans Werk, und es gelang, und — mislang ihr, wie man es nehmen will.

Sie modelte vor allen Dingen ihr Betragen gegen Moldorf. Blos die Verwandschaft trat in das ihr gebührende Recht. Alle Aufmerksamkeit, die dem Freund und dem Vetter gebührten, wurde ihm erwiesen. Daß er ihrem Herzen noch mehr sey, verrieth kein Wort und keine Miene. — Aber freilich sie selbst litt desto mehr dabei. Ihre Wange ward noch blässer, ihr Blick noch matter als sonst; ihre bisher gelaßne Stimmung schien sich der Schwermuth zu nahen. Wer sie kante, spürte diese Veränderung, rieth auf Unpäßlichkeit, und fragte: Ob etwas ihr fehle? Sie gab allen — selbst Karln, als er mit Theilnahme darnach forschte, — eine verneinende Antwort. Viele besorgten: es schleiche eine Abzehrung ihr nach; noch andre: sie habe solche schon. Ein Einziger ahndete ihr Geheimnis, und dieser Einzige war — ihr Oheim.

Ihm — der freilich durch einen zwölfjährigen Umgang Helenens Herz von Grund aus kennen

konte, ia fast kennen muste, — ihm, der ihr Betragen in mänlicher Gesellschaft oft genug, und in der erstern Zeit auch scharf genug beobachtet hatte, ihm war es gleich anfangs vorgekommen: als ob Helena doch diesen Vetter ein wenig alzuwarm empfange; als ob ihr Blick doch zuweilen ein wenig alzustarr auf seinen Gesichtszügen hafte; und als ob ihr ein iedes Wort, das Vetter Karl spreche, doch ein wenig alzuwichtig dünke. Ihm war auch der rasche Uebergang von leidenschaftlicher Bewunderung zur kältern Höflichkeit nicht entgangen; und als er einst unter vier Augen absichtlich sie fragte: Ob sie gar keine Freundin habe, gar kein reizendes, braves Mädchen in der Nachbarschaft kenne, die man gelegentlich in Karls Gesellschaft bringen und zur künftigen Gemalin ihm vorschlagen könne? als sie da plözlich vom Kinn an bis über die Stirne roth, bleich und wieder roth ward; als sie sich stotternd mit ihrer Unkunde in allen Vorschlägen dieser Art entschuldigte; gleich drauf ihren Sessel unterm Vorwand eines kleinen häuslichen Geschäfts zurückschob; wegging und in vier Stunden nicht wieder kam; da hatte der Oberste vollkommen weg, was ihr fehle. Dennoch schwieg er, und nur als ihm ein paar Tage drauf ein Arzt aus der Hauptstadt, der zum Besuch herausgekommen war, versicherte: Fräulein Helena habe eine Stahl und China-Kur äußerst nöthig; nur da schüttelte er mit bedenklichem Lächeln

den Kopf, und sagte: „Schreiben Sie ihr Rezept,
„Herr Doktor! Ich bezahl' es gern. Aber drol-
„licht bleibt es doch, daß ich alter, unstudierter
„Soldate mich getraue in diesem Falle noch ein
„beßres Rezept zu schreiben, als ihr graduirte
„Herrn."

Wenn sonst die Nichte heimlich liebt, und der Oheim es merkt, pflegt iene ihre Neigung für höchst erlaubt, dieser solche nicht selten für strafbar zu halten; pflegt iene den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit anzulocken, dieser ihn zu entfernen. Hier war der Fall umgekehrt. Je mehr Helena sich bestrebte der Gesellschaft dieses ihr so werthen und so gefährlichen iungen Manns auszubeugen, ie mehr bestrebte sich der Oberste ihn ihr näher zu bringen; sah in ihrer Liebe das Thörichte gar nicht, was sie selbst drinnen fand, und wünschte bald nichts mehr, als daß sie — erwiedert werden möge. Seine Nichte bekam ia dann einen liebenswürdigen Mann, sein Neffe ein redliches, treflichés Weib; sein Vermögen blieb dann einst beisammen, sein Rittergut unverschuldet, und er selbst — sein höchster Wunsch! — war versichert, sich bei Lebzeiten nie von seinen Kindern, zumal von seiner Lieblingstochter, trennen zu dürfen. Zwar war er nicht blind gegen die Ungleichheit ihres Alters; hatte oft gehört, und oft gesehn, daß Ehen dieser Art nichts taugten; und wünschte oft im Geheim: „Möchten sie doch „mit ihren Jahren tauschen können! dann wäre

„alles im glücklichsten Verhältnis." — Gleichwohl war er Hagestolz genug, dieses Verhältnis nur für erspriesllich, nicht für nothwendig zu halten; glaubte steif und fest, daß ein gänzliches Mislingen der Ehe nur von einem Fehler des Herzens, nie blos vom Abstand des Alters — wenigstens nicht eines solchen Alters! — herrühren könne. — „Ist nicht ohnedem, dacht' er bei sich selbst, dem Ehmann nach fünf oder sechsiährigen Besiz die äußre Form seiner Gattin größtentheils sehr gleichgültig? Ist er nicht glücklich genug, wenn er dann noch in ihr eine würdige Freundin, eine Vertraute in Freud' und Leid besizzet? Schön war Lehnchen nie; hübsch bleibt sie wahrscheinlich noch ein zehn oder zwölf Jahr; angenehm und achtungswerth gewiß durchs ganze Leben. Jeden Mann, der ihren Werth nicht verkennt, würde sie zu beglücken vermögen. Wie vielmehr noch denienigen, den sie sich selbst gewählt, und um den sie sich bereits so manches frühere Verdienst erworben hat. Wenn er nur einmal sich bestimte, nur einmal sich erklärte; fürs Festhalten würde sie schon zu sorgen wissen."

Mancherlei Fehlschlüsse und Unrichtigkeiten schlichen sich in diese Gedankenreihe. Aber wenigstens waren seine Absichten redlich! Wenigstens täuscht' er nur denienigen, den auch die besten Menschen so oft zu täuschen pflegen — sich selbst! und die Richtigkeit seiner Maasregeln vergütete ge-

wissermaßen was der Richtigkeit seiner Gedanken abging. — Er hätte mit Karln im Ton — wenn auch nicht des väterlichen Befehls, doch — der väterlichen Ermahnung sprechen können. Aber er kante seine Denkungsart, die selbst den Schein des Zwanges haßte, und achtete solche. Er hütete sich ihm auch nur durch ein voreiliges Wort seine Absicht merken zu lassen. Er verbarg sie sogar seiner Nichte; denn er sah ihren innern Kampf, scheute ihre Schüchternheit und glaubte ihres Geständnisses sowohl, als ihrer Vollmacht entbehren zu können. — So oft er iedoch Karln ein Geschenk machen wolte, schickt' er es ihm durch Helenen; so oft er allein mit ihm sprach, mischt' er Helenens Lob in seine Rede. Daß Karl iederzeit herzlich mit einstimte, freute ihn; daß er nichts weiter sagen und thun wolte, verdros ihn; endlich glaubt' er doch die Mine gnüglich vorbereitet zu haben, um sie springen zu lassen.

Einst nach dem Abendessen saßen Oheim und Neffe allein, im Kabinette des Erstern, bei einem Glase Punsch, dem Leibgetränke des Alten. Helena, heute stiller noch als gewöhnlich, hatte bereits in ihr Schlafgemach sich begeben. Das Gespräche, vom Obersten unbemerkt gelenkt, kam auf das Leben in der Fremde, auf die mancherlei Gefahren, die einen Ungeübten bedrohen, auf die mancherlei Klippen, woran nicht selten Gutherzigkeit und Leichtsinn stranden; und der iüngre Moldorf ge-

 stand,

stand, daß er selbst schon einigemal nahe dran gewesen sei, durch böse Gesellschaft, und durch Betrüger, welchen er zur Unzeit getraut, verführt zu werden.

Der Oberste lächelte, — „Offenherzig gestanden, Karl! (sprach er, und faßt' ihn vertraulich bei der Hand) es gab Zeiten, wo ich besorgte — nicht, daß du verführt werden würdest, sondern daß du es wärest. Im zweiten Jahr auf Akademien, als der Liebeshandel mit der Wirthstochter — die Spielschuld am Farotische, und der Streit bei der Schlittenfahrt — zugleich in einer Woche mir zur Kundschaft kamen; da gab ich schon die Hofnung auf, an dir Freude zu erleben! da stand ich schon im Begrif, dich auf eine Art zu bestrafen, die — ich seh es selbst nun ein, — alzurasch und alzuhart gewesen wäre; und die ich doch, einmal ausgesprochen, gewiß nicht widerrufen haben würde. Sieh, Karl, (er wankte bei diesen Worten nach seinem Schreibeschrank, zog ein Papier hervor und bot es ihm dar,) sieh, hier ist ein Testament schon unterzeichnet und besiegelt, das deine ganze Erbschaft nach meinem Tode auf tausend Thaler beschränkte, und auch diese beim kleinsten Murren dir wieder wegnahm! Sieh, hier ist ein Brief, — daß er schon eingepackt war, zeigen seine Brüche! — der dir ankündigte: ein beigeschloßner Wechsel von zweihundert Thalern sey deine lezte Unterstützung bei meinem Leben. Des andern

Tags

Tags bereits wolt' ich dieses Schreiben absenden, und ienes Testament gerichtlich niederlegen; da — kanst du errathen, wessen Hand einen Riß in diese Urkunde machte, und den Brief aus seinem Umschlage hervorzog?

Wessen Hand, mein Vater, hätte dies gedurft, wenn es die Ihrige nicht that? Oder wie? solte Helenens Vorwort vielleicht —

Obrist. Ja wohl Helenens — Helenens allein! Aber nenn' es nicht Vorwort blos. Es verringert zu sehr das, was sie that. Noch ist mir unbegreiflich, woher sie erfuhr oder errieth, was ich glaubte im Stillen beschlossen zu haben und im Stillen auszuführen. Doch daß sie, zu deren größten Vortheil dieser Entschluß vereichte — sie, die ich zur einzigen Erbin meiner sämtlichen Haabe erklärte, — die das reichste Mädchen sechs Meilen im Umkreis dadurch zu werden vermochte, — daß sie sofort mit Bitten und Flehen dagegen sich stemte, mehr that, als eine Schwester für ihren geliebtesten Bruder — ia gewiß mehr, als du damaliger Trozkopf für dich selbst gethan haben würdest; das war bei Gott, doch schön und groß gehandelt! Hier auf eben der Stelle, wo du iezt sizzest, umarmte sie zulezt, als ich durchaus nicht wolte, im Feuer ihrer Beredsamkeit meine Knie, und ließ nicht eher ab, bis ich ihr diesen Riß zu machen erlaubte, und ihr Wort und Hand drauf gab, dir wenigstens diesmal zu verzeihen.

„Und davon — davon, mein Vater, schrieben Sie mir nie ein Wort?"

Obrist. Weil gänzliches Stillschweigen hierüber ein Punkt mehr war, dessen Zusage mir das edelmüthige Mädchen halb abflehte, halb abzwang. Noch iezt würde sie zürnen, wüßte sie in diesem Augenblicke, wovon wir sprechen. —

Fast mit iedem neuen Worte war Karls Erstaunen gewachsen. Daß sein Oheim vordem zuweilen auf ihn unwillig und Helenens Vorsprache ihm ersprieslich gewesen sey; beides wußt' er zwar längst. Doch daß die Gefahr der Verstoßung schon so nahe über seinem Haupte geschwebt, daß Helene dann ihre uneigennüzzige Grosmuth so weit getrieben habe, dies war ihm ganz fremd; und kaum wußt' er, was er mehr dabei bewundern solte: den Edelmuth der That selbst, oder ienen zweiten, der in Verschweigung ihres Verdienstes lag? Jezt, indem er seine Empfindungen zu lüften suchte, indem er sich fast heiser an Lobeserhebungen sprach, — iezt kam er almählich ganz in die Stimmung, auf welche sein Oheim gerechnet hatte. Absichtlich gab ihm dieser Zeit sich auszubreiten, sich gleichsam an seinem eignen Feuer zu erwärmen; und erst, als der iunge Mann wohl zehnmal gezweifelt hatte: ob er auch iemals Gelegenheit finden werde, Helenen die ganze Größe seines Dankgefühls zu bezeigen? — erst dann grif der Alte mit

Gewandheit wieder in seine Rede; fragte halb ernsthaft, halb lächelnd:

„Aber wie dann, lieber Karl, wenn die Gelegenheit zum Danke würklich schon da wäre? Wenn du Helenen alles, was sie für dich that, vergelten — ihrem Gefühle nach mit Wucher vergelten köntest?

Karl. (aufmerksam werdend) Und wodurch, mein Vater, wodurch?

Obrist. (den Kopf schüttelnd) Errähst du meinen Sinn würklich nicht? Gelang es würklich Helenen dir zu verbergen, was sie freilich, aus unzeitiger Schaam, gern der ganzen Welt und sich selbst verbürge?

Karl. (immer dringender) Was denn, mein Vater, was denn?

Obrist. Daß sie liebt! Dich liebt! — Karl, als sie iene Vorbitte einlegte, sah sie gewiß nur den Vetter und den schuzbedürftigen Jüngling in dir. Doch daß sie iezt mit weit andern Gefühlen dich betrachtet; daß Liebe zu dir ihr ganzes Herz füllt, ihre Gesundheit untergräbt, ihre ganze Denkungsart umstimt — Karl, ist es Blindheit oder Bescheidenheit von dir, daß du dies alles bisher nicht merktest? daß ich es dir erst verdollmetschen muß? —

Man sieht, der Obriste war iezt da, wo er seyn wolte. Was er nun sprach, erräth sich dem

Sinne nach leicht, obschon die Worte fehlen. Auch sprach er wohl fünf Minuten hinter einander allein. Seine Pläne, seine Wünsche, seine Hofnungen, — alles drängte er so stark und so gnügend als möglich zusammen. In einer Art von stummer Betäubung vernahm ihn der Neffe. Ganz unerwartet in ieder Rücksicht kam ihm diese Wendung, diese Entdeckung. Daß sie ihn nicht grade mit des Entzückens höchster Wonne überströmte, würde ein ganz unbefangner Zuschauer doch wohl aus seinem Schweigen und einigen unentschloßnen Blicken gespürt haben. Selbst dann blieb er noch ein paar Augenblicke stum, als der Oheim nun geendet hatte, und eine Antwort zu erwarten schien. Doch war der Kampf bald zu Helenens Vortheil entschieden. — „Mein Vater, rief er, überraschender kam mir noch nie eine Botschaft. Doch wenn ihre Muthmaßung sie nicht täutscht; wenn dieses edelmüthige Mädchen mich liebt; wenn Neigung zu mir der Grund ihrer Kränklichkeit seyn solte; dann ergreif ich mit Freuden diese Gelegenheit zum Danke; will mit Freuden der Arzt seyn, durch den sie genest. Wär' es nicht schon tiefe Nacht, in dieser Minute noch würd' ich in Helenens Zimmer eilen; würde Herz und Hand ihr anbieten, oder Sie, mein Vater ersuchen, Freiwerbers-Mühe zu übernehmen."

Am Halse des iungen Manns hing bei diesen Worten der Greis voll Entzücken. Selbst bei der

Rück-

Rückkehr aus der Fremde, nach iener fünfiährigen Entfernung, hatt' er ihn nicht halb so feurig umarmt. Zehen - zwanzigmal ließ er sich die Hand drauf geben, daß Karl Wahrheit spreche. Immer hatt' er besorgt, sein Herz würde schon versagt seyn. Er begrif das Gegentheil kaum, aber er freute sich dessen unendlich. Bis nach zwei Uhr in der Nacht wurde noch geschwazt; iezt von der künftigen häuslichen Einrichtung, iezt von Helenens Ueberraschung, iezt vom wahren Glück vernünftiger Ehe, und iezt von dem Schmaus und Feuerwerk, welches der Oberste allen seinen Nachbarn geben wolle. So redseelig war der gute Alte seit dem Abend nach der Schlacht bei Torgau nicht gewesen. Daß er fast allen Punsch allein austrinke; daß er immer hundert Worte spreche, bevor Karl zu einem einzigen komme; dies und noch mehreres bemerkt' er nicht einmal. Sie schieden mit der Abrede, daß Karl noch vor dem nächsten Mittagsmal seinen Spruch anbringen solle. Ob schriftlich oder mündlich? ward Karls Willkühr überlassen. Er nüzte diese kleine Freiheit, um dem Oheim einen Beweis mehr von seinem Eifer zu geben.

Wahrscheinlich hatte die Freude über sein gelungnes Werk den guten Greis noch einen großen Theil der Nacht wach erhalten; desto müder, desto sanfter war er erst gegen Tages Anbruch eingeschlummert, und schlief um acht Uhr noch, als Helene, ihrer Sitte nach, eigenhändig das Frühstück

stück ihm brachte. Schon dran gewöhnt, ihn dann noch oft auf seinem Lager, doch stets wach zu finden, eilte sie mit einem Papier in ihrer Hand zu ihm hin, und rief: „O mein Vater, was haben „Sie gemacht? Wer hat Ihnen mein Geheimnis, „und warum haben Sie es Karln verrathen? „Diesen Brief — Karl hat ihn geschrieben; aber „Sie selbst haben ihm solchen in die Feder gesagt!" — Aus seinem Schlummer fuhr der Alte empor. Wovon die Rede sey, konnt' er zwar leicht errathen; doch überrascht' ihn die Eil seines Neffen. Er begehrte den Brief zu sehn, und fand ihn ganz nach seinem Herzen. Karl hatte in solchem nicht mit der erkünstelten Glut des Schwärmers, aber wohl mit der Wärme eines gefühlvollen Mannes gesprochen. Er bezog sich auf die Versichrung seines Oheims, daß er hoffen dürfe, Erwiedrung zu finden; aber er trug ihr seine Hand nicht etwa als ein Geschenk des Mitleids, selbst nicht als einen Beweis des Danks, sondern als einen längst gehegten Wunsch innigster Vereinigung, als die Folge derjenigen Hochachtung an, die selbst mit bloßer Freundschaft ungern sich begnügt; und er schien desto wahrhafter zu sprechen, je mehr er Uebertreibung vermied. — Zweimal überlas der Oberste den Brief; dann erst fragt' er mit gutmüthigem Lächeln: Nun, Lehnchen, was wirst du antworten?

Nichts konte einfacher seyn, als die Frage; nichts schwüriger für Helenen, als ihre Beant-

antwortung. Das arme Mädchen stand iezt am bedenklichsten Scheideweg ihres ganzen Lebens. Unerwartet, neidenswerth, übereinstimmend mit ihren geheimsten Wünschen war der Antrag, der ihr gemacht worden. Ein schöneres Glück konte ihren Gefühlen nicht winken; — eine größre Gefahr eben so wenig! Alle Gegengründe, womit sie das Aufkeimen der Leidenschaft zu bekämpfen gesucht, standen auch iezt noch vor ihren Augen, hoben und unterdrückten sich wechselseitig. Daß dies doch nicht die Sprache innigster Liebe sey; daß Karl bald bedauern werde, was er iezt, aufgefodert von einem dritten, thue; daß dann die Kälte ihres Gemals, der Spott der Welt, die Reue ihres eignen Herzens sie treffen dürfte; alles dies verschwieg sie sich selbst keineswegs; alles dies trug sie auch in die Antwort über, die sie ihrem Oheim — stockend ertheilte. Nicht unerwartet kamen ihm ihre Zweifel; nur ernstlicher, als er vermuthet hatte, wurden sie vorgetragen. Er ließ sie ganz ausreden, bevor er seine Widerlegung begann; auch war solche dann eigentlich nur gegen einen einzigen Punkt ihrer Rede gerichtet. Er bewieß ihr, daß er einen Antrag dieser Art Karln nie anbefohlen, kaum durch seinen Rath veranlaßt habe; und Helena glaubt' es bald; denn sie wünschte, was sie glaubte. Was er drauf von der Nichtigkeit ihrer Besorgnisse sagte, war schwach genug; aber auch dies unterstüzte ein mächtiger Vorsprecher — Helenens eignes Herz.

Wohin die Entscheidung ausfiel, — wohl auch dann ausgefallen wäre, wenn der Oberste seine ganze Rednerkunst sich erspart hätte! — erräth man leicht. Als bald drauf Karl ins Zimmer trat, um seinem Oheim den Morgengruß zu bieten, vielleicht auch, um Helenen zu finden; als der Oberste im wahren Soldaten-Tone ihm zurief: „Brav, junger Mann, die Festung steckt schon die weisse Fahne aus, uud auch mich hast du überflügelt!" Als er sich ihr bescheiden nahte, und um Bestätigung dieser Nachricht bat; als er ihr, die erröthend verstumte, mit Wärme die Hand küßte, und auf den strafenden Ausruf des Oheims: „Höher, Sohn! drei Spannen höher! Ein Bräutigam küßt auf die Lippen!" nun Miene machte, dieser Ermunterung zu folgen; — o dann! bescheidner und wärmer zugleich ward vielleicht nie einem Liebhaber der erste Kuß geboten! — Und die Thräne im Auge, der leise Seufzer: Karl, Karl, wenn Sie meiner nur spotteten! verschönerten das holde Geschöpfe so unbeschreiblich, daß Molldorf in diesem Augenblicke nicht begrif: wie er zu einem solchen Glück erst habe ermuntert werden müssen; daß er sie gewiß mit innigster Zärtlichkeit umarmte; daß es nur eine Stimme, und sicher auch nur eine Empfindung war, mit welcher sie beide am Bette des Oheims niederknieten, und ausriefen: Ihren Segen über uns, Vater!

Die Freude des Obersten überstieg allen Ausdruck. Hundertfältig gab er ihnen diesen begehrten Seegen; hätte ihnen in dieser Minute, wenn sie es verlangt hätten, seine ganze Haabe abgetreten. Allen seinen Dienern und Hausgenossen verkündigte er bald nachher selbst, was vorgehe. Wer sich ihm diesen Morgen nahte, ward beschenkt. Binnen einer Stunde hatte diese Neuigkeit auf seinem Gute die Runde gemacht; noch vor Sonnen Untergang wußte sie die ganze hochadeliche Nachbarschaft. Manche Nase rümpfte, manche Fräuleins-Wange entfärbte sich. Viele versicherten: diesen Plan des alten Molldorfs hätten sie schon seit zehn Jahren gemerkt. Andre erhielten von guter Hand die sichre Nachricht: daß Karl sich gewaltig gesträubt, fast fußfällig um Verschonung gebeten, und nur bei angedrohter Enterbung nachgegeben habe. Noch andre zogen aus Helenens bisher bleichen Wangen sehr liebreiche Vermuthungen. Mit bedauerndem Achselzucken, mit alwissendem Lächeln bemerkten sie: daß alzugroße Nähe von Vetter und Muhmchen freilich zuweilen — ihre Folgen habe; daß in mancher Abenddämmerung ein iunger Mann nicht ganz überlege, was er begehr' und thue; daß aber auch nicht selten — noch bedeutender ward hier Blick und Ton — die Kur weit schlimmer als die Krankheit selbst ausfalle. — Kurz, fast überall, zumal vor weiblichen Richterstühlen, war der Urtheilsspruch — Tadel. Aber auch fast

überall

überall schmähte man nur auf Helenen, und bedauerte Karln.

Der warlich Mitleid nie weniger verdient hatte, als eben iezt! der sich so heiter und selig fühlte, als nur ie ein Bräutigam! Keine Reue, keine Besorgnis nahte sich seiner Seele. Unpassend dürften dies manche finden; ein paar Neben-Umstände werden es glaublicher machen. — Bräute, sagt eine allgemeine Bemerkung, kränkeln gern. Bei Helenen wandte der Fall sich um. Zufriedenheit und Freude kehrten iezt in ihrer Seele ein; fast unglaublich, wie schnell Gesundheit und merklich erhöhter Liebreiz ihnen folgten! Röther und voller ward Helenens Wange, feuriger ihr Blick; heitre Hofnung schien ieden ihrer Schritte zu beleben. Keinem aus dem Zirkel ihres Umgangs entschlüpfte diese Bemerkung. „Sie ist würklich zehn Jahre iünger geworden! flüsterten sich nicht selten ihre Bekanten mit Neide zu. Wem das Verdienst dieser Aenderung gehöre, war keine Frage; daß männlicher Stolz sich dadurch geschmeichelt fühlte, unterlag keinem Zweifel. — Aber noch mehr! Karl, dieser schöne, iunge, mit dem Tone der größern Welt nicht fremde Mann, durch vielfache Gaben des Körpers und Geistes von der Natur selbst zum Genuß des Lebens ausgesteuert, und diesem Genusse keineswegs unhold, stieß doch iezt zum e r s t e n m a l auf eine Neigung, wie er sie schon oft gewünscht, und noch nie gefunden hatte. Zwar,

daß

daß er längst wisse, was Liebe sey; längst ihre feinern Freuden, und auch ihre — sinnlichern kenne, das verläugnete er selbst seinem Oheime nicht. Aber iene Zärtlichkeit, die unendlich mehr wieder giebt, als sie empfängt; iene Gegenliebe, die nur in dem Liebenden und Geliebten lebt und webt; diese kant' er — aus Büchern wohl; doch noch nicht aus Erfahrung. Zweimal sogar schon hatte sein Zutrauen ihn gewaltig getäuscht. Zweimal war er erbötig gewesen, Leib und Leben für Mädchen aufzuopfern, die mit Erwiederung ihm schmeichelten, und am Ende ihn betrogen. Ein reicher, reisender Britte und ein gräflicher Geck hatten ihm schmerzhaft die Augen geöfnet. Anfangs hatte er sein Schicksal verflucht, später nachher es gepriesen. Nahe stand er dran, ächte weibliche Liebe ganz zu läugnen, sie nur für weibliche Wollust oder Laune zu halten. Helene, ganz Liebe für ihn, und doch von ächter, eigner Tugend bewacht, überführte ihn eines andern. Daß er ihr dies von ganzer Seele dankte; daß er einen Kuß ihres Mundes entzückender, als ehmals durchschwelgte Nächte fand; — unglücklich sind dieienigen, die dieses nicht glauben, und für unwahrscheinlich halten!

Wenn Braut und Bräutigam verliebt, ihre Obern damit einig, und ihre Glücks-Umstände der Ehe nicht hinderlich sind, so giebt es gewöhnlich bald eine Trauung. Alles dies war der Fall bei Karl und Helenen; und ihre Verbindung ward

daher auch in vier Wochen schon anberaumt; würde es noch früher geworden seyn, hätten den Oheim nicht die vielen Anstalten verspätet, die er zum Hochzeit-Male für nöthig erachtete. Er nahm sich vor ein Fest der ganzen Nachbarschaft zu geben, wie es seit zwanzig Jahren nicht gesehen worden sey. Alle Vorstellungen seiner Pflegekinder, die ihre Ungedult im Mantel der Bescheidenheit hüllten, verwarf er. „Ich will nun einmal, sprach er oft, in diesem Punkte meinen Willen haben!" und — hatte ihn nicht. Der lezte Tag der dritten Woche erschien; viele Gäste waren schon geladen. Am Schluß der Mittagstafel überrechnete scherzend der ältere Molldorf so eben, daß ihm heut' übers Jahr ein Enkel schon anlächeln, über zwei Jahr schon anreden könne, als er plözlich verstummte, wankte, bewutslos vom Sessel sank. Erschrocken eilte man ihm zu Hülfe; hob ihn auf, trug ihn aufs Lager, rieb, strich, badete ihn gleichsam in stärkenden Wassern. Man bracht ihn zwar ins Leben, — doch nicht ganz zurück. Ein Schlagfluß hatte seine linke Seite getroffen; Fuß und Arm waren gelähmt. Als der aufs schleunigste herbei geholte Arzt erschien, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Es sey schon ein seltner Fall, meinte er, daß ein Schlagfluß in diesem Alter und auf dieser Seite nicht sofort ende. Baldige Wiederholung wäre muthmaslich, daß er dann tödtlich seyn werde, gewis."

Mit

Mit großer Gelassenheit vernahm der Oberste diese Ankündigung. — „Ich schmeichelte mir freilich, sprach er, mit noch einigen Freuden hienieden. Doch die größte von allen, die gewisse Aussicht, daß meine Kinder glücklich und vereint durchs Leben gehen werden, erhielt ich schon. Oder woltest du Helena vielleicht selbst diese Hofnung noch gewisser machen? Woltest du vor meinem Bette hier die Trauung vollziehen lassen, zu deren Feier ich so eitle Pläne entwarf?" Es ward ihm nicht ganz leicht, dies herauszustammeln; es ward Helenen noch schwerer ihm drauf zu antworten. „Ihren Befehlen folgen, rief sie, war immer mein größtes Glück. Auch lieb ich Karln, wie man seine Seele liebt. Mit Entzücken wär' ich gestern noch seine Gattin in iedem Augenblick geworden. Doch iezt — an Ihrem Sterbebette — in Ihrer Sterbestunde vielleicht, mein Vater! — ich thue, was Sie wollen; aber mein Herz ist zerrissen, — kan iezt nicht fühlen, was es bei diesem großen Schritte fühlen soll."

Der Oberste drang nicht weiter in sie. Er schien zu befürchten, daß auch ihn diese Handlung zu sehr angreifen, vielleicht sein Ende beschleunigen könne, und er war nun karg geworden mit den Augenblicken, die er noch sein nennen konte. Ein Rechtsgelehrter ward gerufen. Fast zwei Stunden blieb er mit ihm allein. Dann verlangt' er nach seinem Neffen; Karl kam. — „Bist du überzeugt,

 fragt'

fragt' er, daß Helene dich innigst liebe?" — Innigst! Unaussprechlich sogar würd' ich sagen, wenn dies nicht ruhmredig klänge! — „Und vergiltst du ihr dies herzlich und gern?" — Von ganzer Seele! — „Wird sie also gewiß deine Frau?" — Mein Vater, diese Besorgnis — „Ist überflüßig vielleicht! doch verzeih dem Alter einiges Mistrauen selbst auf dem Todbette. Dieser mein lezter Wille — belohnt den redlichen Sohn und den Mann von Wort; nur den Wankelhaften und Undankbaren würd' er ein wenig beschränken." — Gott, wenn ich dies iemals seyn, iemals werden könte! —

Karl wolte mehr sprechen; ein schmerzhaftes Gefühl hemte seine Worte; auch der Oheim winkt' ihm zu schweigen, und reichte die Hand hin. Karl küßte sie, und eine brennend heiße Zähre fiel drauf. Der Kranke lächelte schmerzlich-sanft. — „Ich würde sie, sprach er, auch dann nicht abtrocknen, wenn ich meiner Linken mächtig wäre. Es glüht wahrhaftes Gefühl in derselben. Rufe nun Helenen! Laß überhaupt ieden meiner Leute herein, der mich noch sprechen will!" — Es geschah; das Testament ward unterzeichnet, mit allen Förmlichkeiten, die das Gesez gebeut. Er tröstete von den Umstehenden ieden, der ihn beklagte, oder zu beklagen schien. Troz seiner Gelassenheit mocht' es ihn doch heftig genug angreifen. Wenige Stunden nachher ging des Arztes Wort in Erfüllung.

Mit-

Mitten im Sprechen traf den Obersten ein neuer Schlagfluß. In zwei Minuten war er todt. Die Betrübnis aller derer, die einen guten Vater oder guten Herrn in ihm verloren, bedarf keiner Erwähnung. Des andern Morgens öfnete man seinen lezten Willen; der Inhalt war folgender:

„Meine ganze Haabe, wie sie liegt und steht, „erbe mein Neffe, Karl Molldorf, unter diesen „Bedingungen. Er ehliche meine Nichte, seine „selbsterwählte Braut, Helenen Drewiz, wenig„stens binnen vier Monaten! Er überliefre ihr von „den landschaftlichen Papieren, die er in meiner „Kasse finden wird, achttausend Thaler, als ein „Nadelgeld, worüber sie allein schalte und walte! „Er vertheile noch zweitausend Thaler unter meine „Dienerschaft, nach Maasstab ihrer Dienstiahre!"

„Wandelbar ist des Menschen Wille bis zum „Tode. Solte mein Neffe davon auch ein Bei„spiel geben; solt' er seine iezt beschlosne Verbin„dung mit Helenen bereuen, trennen, oder daß sie „getrennt werde veranlassen, so sey mein, auf „sechzigtausend Thaler geschäztes Rittergut, halb „sein, halb Helenen. Ob sie es zusammen ver„walten, oder ob er es allein annehmen will, stehe „bei ihm. Ob er ihr die Hälfte dann verzinse, „oder almälig bezale, wäle sie! Daß sie diese Frei„heit nie zu seinem Untergange misbrauchen wird, „dafür bürgt ihre Denkart. Alles übrige baare

„Vermögen unterliegt gleicher Theilung. Nur „jene achttausend Thaler bleiben Helenens Vor„Erbe, und vergüten Karls Erziehung und Reise„kosten."

„Solte mein Neffe Helenen zwar ehlichen, doch „bald oder spät ein Zwiespalt entstehn, der eine „Scheidung nöthig machte, so trete sie ganz ins „vorige Recht, im Besiz der Hälfte zurück!"

Vielfaches Geschwäz entstand in der Gegend rund umher, als dieses Testament ruchtbar ward. — „Nun sieht man doch, hieß es, daß der junge Mann zur Heirath gezwungen ward; daß der Oberste nur sein Schooskind bedenkt!" — „Wodurch sie seine Gunst wohl so vorzüglich gewonnen haben mag? fügten ein paar Betschwestern hinzu; Der Alte war freilich noch vor drei oder vier Jahren ein rüstiger Kumpan!" — „An Karls Stelle, lispelte manches mannbare Fräulein, wüßt' ich wohl, was ich thäte! Es giebt Fälle, wo die Hälfte mehr taugt, als das Ganze. Eine hübschere, jüngere Frau wäre mir lieber, als eine alternde, mit allen ihrem Gelde." „Nein, nein! schüttelten die Väter haushälterisch den Kopf; ein so verschuldetes Gut wäre frelich ein misliches Erbtheil; und ein so reich ausgesteuertes Mädchen ist selten! Der Oberste war schlau; Karl kan den Schaz nicht heben, wenn er die schwarze Kazze nicht

mit.

mitnimt!" *) — Wer bei allem diesen am gleichgültigsten sich betrug, wer die Maasregeln des Obersten unverbesserlich fand, war — Karl und Helene.

Für warme, ächte Liebe ist ohnedem iener gewaltige Mein und Dein, der Quell unsäglicher Zwist' und Kriege, eine sehr geringe Kleinigkeit. Was hier oft Königen selbst — die doch albekant für die grosmüthigsten Menschen gelten! — eine Zentner=Sorge dünkt, wiegt auf der Liebe höchst empfindlichen Wage, kaum einen Gran von Eifersucht auf. Doch auch genau betrachtet, was hatte beider Verlobten Mein und Dein beim Testament des Oheims verloren? Er hatte ia den unbeschränkten, ruhigen Besiz nur an die Innigkeit und Dauer ihrer Liebe gebunden. Karl, der einzig dabei Gefährdete, war deren sicher, Helene der ihrigen nicht minder. Sie betrübten sich daher anfangs nur über den Verlust ihres Wohlthäters, und bald drauf — über den verdrüslichen Aufschub ihrer Ehe. Den Sitten ihrer Zeit und ihres Landes nach, musten sie drei Monate — wie man es nennte — tief trauern; durften so lange an keine Hochzeit denken; durften über-

*) Daß der Aberglaube in verschiednen Gegenden Teutschlands die Bewachung verzauberter Schäzze einer schwarzen Kazze — mit Feuer-Augen, Tellergroß! — anvertraut, ist wohl bekannt genug und auch sprichwörtlich.

überhaupt, dem Wohlstande nach, nicht allein beisammen wohnen. Eine Gesellschafterin, die Helene zu sich nahm, half freilich dieser Schwierigkeit ab; befriedigte den Schein, und belästigte in der Würklichkeit wenig. Doch ob Helene — wann Karl oft, neben ihr sizzend, mit kaufmännischer Genauigkeit die Wochen und Tage zälte, wo dieser Zwang ende; wann er ihr plözlich mit verbindlichem Ungestüm vorwarf: nur ein Uebermaas ihrer Empfindlichkeit habe sein Glück verzögert; wenn sie ihm dann schnell den Mund durch ihre Hand oder durch einen Kuß verschloß, und hinterdrein mit tausend Gründen ihr Betragen rechtfertigte; ob sie dann nicht selbst wenigstens eben so viel bei diesem Verzuge litt; nicht eben so oft es bereute, iene Trauung am Todbette ausgeschlagen zu haben; das ist eine andre Frage, die nur — ein Mädchen enscheiden kann.

Bei allen dem eine glückliche Zwischenzeit! Erst später erkanten es beide. Nicht Besiz beglückt den Menschen; und noch minder alzueifriges Streben. Aber iene nahe Hofnung — nicht alzuumschränkt, damit sie nicht in Besorgnis übergehe; nicht ganz ohne Schwürigkeit, damit sie nicht im voraus sich sättige; — dieses Mittelding vom Genuß und Erwartung, dies oder nichts beseeligt den so schwer zu beglückenden Sterblichen. Aber auch dieses dauert nur selten lange; und verflos hier bald ebenfalls in andre Gefühle. —

Nie

Nie ward wohl eine Erbschaft, die gröste wie die kleinste, die frohste wie die mislichste, ganz ohne Verdrus angetreten. Immer giebt es dann Menschen, die dem neuen Besizzer sein Erbtheil verkürzen oder verkümmern wollen; die ungültige Ansprüche an ihn zu machen, oder seine gültigen von sich abzuweisen suchen. Auch Molldorf erfuhr dies. Sein Oheim hatte einem seiner Kriegsgefährten in großer Verlegenheit eine ansehnliche Summe vorgestreckt; hatte sie nachher, als iener zu höherm Rang und Vermögen kam, wieder begehrt; und statt des Geldes, Undank und einen Prozeß erhalten. Kapital, Zinsen und Unkosten liefen schon nahe an zehntausend Thaler. Eben war der Urtheilsspruch für den Obersten ausgefallen, als er starb. Sein unwürdiger Schuldner suchte nun neuen Aufschub; und da grade die Unwürdigen oft mächtige Freunde an Höfen und Gerichtsstellen haben, schien es ihm auch gelingen zu wollen. Molldorf ward iezt ermahnt, persönlich nach der Hauptstadt zu gehn. Eine kurze Anwesenheit, sagte man, könne dann einer langen Verdrüslichkeit abhelfen. Er hatte keine Lust zur Reise, denn sie trente ihn von Helenen. Doch Helene selbst rieth ihm dazu. Er bat um ihre Begleitung; der liebe Wolstand verwehrte dies abermals. Endlich reiste er ab; nachdem er ausgerechnet hatte, daß er in neun Tagen aufs späteste wiederkommen wolle. Es wurden reichliche neun Wochen draus.

Molldorf war unschuldig — ganz unschuldig an diesem Rechnungs-Verstoß. Man spielte das gewöhnliche Spiel der Residenz-Städte mit ihm; schickte ihn immer vom Herodes zu Pilatus; versprach viel und hielt nichts. „Nur noch zwei Tage Geduld! Nur noch zu ienem Hofrath, zu iener Exzellenz noch gefahren!" so hieß es immer; so verlief eine Woche nach der andern. Karl hätte verzweifeln mögen. Sein Herz zog ihn heim nach Helenen. Sein Stolz wolte nicht unverrichteter Sachen weichen. Umständlich meldeten seine Briefe zwar alles der Geliebten; doch in den ersten drei Wochen glaubte sie ihm iede Silbe; in den nächsten dreien kaum die Hälfte; im leztern Drittheil kein Wörtchen mehr. Auch dies ging sehr natürlich zu; auch an diesem Mistrauen hatte eigne Liebe zwar großen, doch fremde Bosheit noch weit größern Antheil.

Helene hatte sich, wie schon erwähnt worden, eine Gesellschafterin zugelegt. Es war eine iunge Witwe, eine Person von der freundlichsten, gefälligsten Aussenseite; nur Schade, das Herz taugte, troz iener phisiognomischen Empfehlung, verzweifelt wenig. Ein unheilbarer Hang zur Klätscherei herrschte in demselben; alle mit diesem Haupt-Laster verschwisterte Fehler, — unbeschränkte Neugier, Sucht zu verläumden, heimliche Schadenfreude, und so weiter — schlossen sich an. Aus einem Funken ein Feuer anzublasen, aus einer Mücke

einen

einen Elefanten zu machen, verstand sie fast so gut, wie der ausgelernteste Höfling. Wer viel mit ihr umging, dessen Vertrauen erwarb sie leicht, und entzweite ihn dann zum Danke mit der ganzen übrigen Welt. — Ob sie in ihrem nachherigen Betragen gegen Helenen, außer ihrer gewöhnlichen Denkungsart, noch ein besondrer Grund leitete; ob sie mit einem Dritten im Bund stand, der nach dem reich gewordnen Mädchen haschte; oder ob sie gar ein günstiges Auge auf Molldorfs eigne Person gerichtet hatte, und dachte: Nur erst sie beide entzweit! im Trüben läßt sich dann fischen! das wäre nun schwer zu entscheiden. — Kurz, kaum merkte Madame Tellmann, (so hieß sie,) daß Helene über Karls Ausbleiben unruhig zu werden beginne, so fehlt' es ihr nicht an Mitteln, diese Unruhe zu nähren. — Briefe von glaubwürdigen Menschen hatten ihr versichert: daß Molldorf in den besten Häusern Zutritt habe; daß ihn die Männer etwas stolz, aber verschiedne Frauen von feinstem Tone höchst artig fänden; und daß er seine Zeit dort äußerst angenehm hinbringe. — Helene hörte zu, lächelte und — schwieg. Dieses Schweigen gnügte; Madame Tellmann bekam bald wieder Briefe. „Molldorfen, versicherte sie, wäre von seinem Gegner ein vortheilhafter Vergleich angeboten worden; nur an hundert Thaler noch hab' es sich gestoßen; auch diese hab' er lieber ausfechten wollen. Schreibt er Ihnen denn davon nichts?

fügte sie mit verwundrungsvollem Tone hinzu. Eine sehr ernste Miene und ein kurzes Nein war Helenens Antwort. Am nächsten Mittag schmeckt' ihr kein Bissen. — Die Erzälerin kam abermals. Molldorf hatte auf einem Ball mit dem schönsten Mädchen in ganz B — viel getanzt; hatte sie zwei Tage drauf bei einer Spazierfahrt begleitet; man sprach schon in der halben Stadt von einem Plane, der sich freilich nach dem Fuße, auf welchem er mit Helenen stehe, gar nicht denken lasse. — Madame Tellmann lachte hier laut über das mährchenhafte Geplauder der Welt. Daß ihrer Freundin eine Thräne ins Auge trat, bemerkte sie nicht.

Kan man zweifeln, daß Nachrichten dieser Art, iede unschuldig auf einer, schuldvoll auf der andern Seite, tief auf Helenen würken musten? Doch würkten sie nicht ganz so, wie die Erzälerin wünschte! Sie solten Helenen erbittern, und sie betrübten dieselbe nur. Daß Karl sie hintergehe; daß sein Verweilen in der Hauptstadt willkührlich sey; daß er sie nicht mehr so liebe wie er solle und wie er vorgebe; alles dies glaubte sie. Aber sie suchte den Grund davon nicht in Karls Karakter, sondern im Karakter der Männer, zumal der iungen Männer überhaupt, und — in sich selbst. Alles, was sie sonst schon über Ungleichheit ihres Alters und ihrer Gemüther gedacht und gefühlt, was aber ein einziger Kuß des Bräutigams weggetilgt hatte,

das

das erstand iezt von neuem. Sie glaubte sich wieder über den Zeitpunkt heraus, wo sie Liebe, dauerhafte Liebe erzeugen könne. Sie gab ihrer eignen Thorheit die ganze Schuld des iezzigen Kummers; ward eine edelmüthige Selbstquälerin. — Denn, was ihren Karakter ehrt, so sehr Madame Tellmann sich auch bemühte ihr Herz ganz zu lenken, so widerstand Helene doch. Sie traute nur den Nachrichten ihrer falschen Freundin; ihre versteckten Rathschläge, die auf Wiedervergeltung abzweckten, verwarf sie. Im Stillen, nach manchem Kampfe, faßte sie ihren Entschlus; und die Person, an welche sie sich zuerst wandte, war — Karl selbst.

Sie schrieb ihm alles, was sie von ihm gehört hatte. Nicht der kleinste Vorwurf, nur ein paar verwundernde Worte: daß er nicht selbst es ihr gemeldet habe, entfielen ihr dabei. Selbst diese paar Worte versöhnte die Folge. Denn sie ging nun auf ihre gegenseitige Lage über. Alles was Karl, wenn er würklich wankte, für sich zu sagen vermocht hatte, legte sie mit edler Beredsamkeit ihm in Mund. Noch mehr! sie billigte seine Gründe. Sie schwur, in ihren Augen sey er gerechtfertigt. — „Wohlan dann, Karl, (schlos sie dieses sonderbare Sendschreiben) „lassen Sie uns Freunde „seyn, Freunde bleiben, als Freunde handeln! „Jedes von uns strebe nach des Andern Achtung, „und — warum solt' ich dieses Wort nicht in sei-

„nem edlern Sinne brauchen? — nach des An„dern Liebe! Um dies zu bewürken, wollen wir „uns scheiden, bevor wir noch verbunden sind. „Was Sie abhielt, dieses Wort zuerst zu sprechen, „war unzeitige Schaam; ich ersparte Ihnen die„selbe. Noch eine andre, gewiß viel kleinere Hin„dernis will ich ebenfalls, und zwar viel leichter „heben."

„Das Testament meines Oheims bindet Ihre „Hände. Es ist allerdings sehr gütig gegen mich „abgefaßt. Doch alzugroße Güte verzog schon „manches Kind. Ich muß eilen, damit ich es „nicht auch werde. Auf ieden Fall dachte mein „Oheim; einen einzigen vergaß er doch. Den, daß „ich selbst, — ich zuerst, — unbeleidigt „von Ihnen, — aus eigner Regung die Lö„sung unsers Versprechens begehrte. Dieser Fall „ist da. Hier kan das Testament nicht richten, nicht „Sie strafen. Ein Vergleich kan es mitteln. Ich „biete Ihnen denselben hiermit an!

„Entlassen Sie mich meines Worts! Ich trete „Ihnen mit Freuden dafür die Ansprüche auf die „andre Hälfte der Erbschaft ab. Jene achttau„send Thaler auf ieden Fall mir bestimt, und eine „Leibrente von fünfhundert Thalern sind alles, was „ich begehre. Heirathen werd' ich nie. Wohnen will „ich, wo Sie es gut finden. Nach meinem Tode „sind Sie, oder Ihr ältester Sohn, mein Erbe."

Mit

Mit gröster Ungedult hätte grade diesem Briefe Molldorf entgegen gesehn. Den Posttag vorher waren ihm, was noch nie geschehen — was er durchaus nicht begrif, und ieder Leser desto leichter begreifen wird! — alle Nachrichten von Helenen ausgeblieben. Er rieth angstvoll auf eine Unpäßlichkeit von ihr, aufs Verlorengehn ihres Schreibens, auch auf einigen Unwillen seines Verzugs halber. Er grif desto rascher iezt nach dem Briefe — las — stuzte. Staunen und Unwillen wechselten. Das erstere überwog den leztern bald weit. Sein erster Entschluß war, alles sofort hier abzubrechen, hinzueilen, sich zu rechtfertigen, gewissermaßen sie zu beschämen. „Nur mündliche Antwort, rief er, gebührt sich hierauf! Nur der Augenschein widerlegt ganz!" — Er ließ sofort Postpferde bestellen, ließ dem Anwald seine Abreise melden; half selbst seinen Bedienten packen. Eben war er fertig, als ein neuer Gedanke durch seinen Kopf fuhr. Er glich auf einige Augenblicke einem Menschen, der vom Traume sich aufraft. Er überlegte, verwarf, überlegte wieder. In diesem Augenblick kam sein Anwald, und bat ihn: nur noch einen Tag zu verweilen. Er glaubte, dieser Tag werde vergehen, wie die neun bisherigen Wochen; doch stellt' er sich, als ob dieses ihn bestimme; die Postpferde wurden abbestelt; an Helenen erging folgengendes Billet:

„Vortreflicher Mädchen!

„Alles was man Ihnen von meinem hiesigen „Betragen erzälte, ist verfälscht, vergrößert, zum „Theil ganz erdichtet; kurz — es ist unrichtig. Aber „tiefgedacht und vortreflich sind die Betrachtungen, „die Sie hinzufügen; edelmüthig das Erbieten, „womit Sie schließen."

„Ich nehme dieses Leztere an. Meine Liebe zu „Ihnen war von ieher rein und ächt; sie ist noch „iezt, was sie war. Mein bester Wille strebte stets „dahin, Sie glücklich zu machen, doch nie Sie zu „überlisten. Dahin, wo Sie Gram und Reue „zu finden vermuthen, mag ich weder mit schmei„chelnder, noch ernster Zuredung Sie hinführen. „Noch einmal also, ich nehme Ihren Vorschlag „an! — Aber eine Bitte füge ich hinzu. Lassen „Sie ienen Vergleich uns so förmlich und sobald „als möglich treffen! — Binnen drei Tagen aufs „späteste reise ich hier ab. Der Rechtsgelehrte, der „das Testament unsers Oheims entwarf, ist Ihnen „nahe, lassen Sie solchen rufen! geben Sie ihm „Vollmacht ein Instrument aufzusezzen. Machen „Sie die Bedingungen nach Gefallen. Alles, was „Sie in Vorschlag bringen, unterschreibe ich un„gelesen."

Gewiß war es Helenen Ernst mit ihrem Erbieten gewesen; gewiß würde sie auch mit Ernst darauf bestanden haben; doch war ihr eine so rasche

An-

Annahme, ganz ohne Gegenrede, ohne Entschuldigung, kurz — ohne das, was man im gemeinen Leben doch einige Umstände machen nennt, etwas unerwartet. — „Hätt' ich mich denn vielleicht „ganz in ihm geirrt!" rief sie mit einem Gemische von Wehmuth und Unwillen, als sie zuerst sein Schreiben gelesen hatte. Mit überwiegender Fassung fügte sie straks hinzu: „Doch nein! nein, er hat Recht! Ge„wisse Dinge müssen schleunig betrieben werden, „wenn nicht unzeitige Reue das Gute in ihnen „hindern soll!" — Der Anwald ward gerufen: Keine Abrathung von seiner Seite, keine Vorstellung von Madame Tellmann, die aus einigen entfallnen Worten errieth, was vorging, und grade diese Wendung unter diesen Maasregeln nicht billigte, fruchteten. Als Karl am Abend des dritten Tages würklich ankam, fehlte zur Gültigkeit der schon aufgesezten Akte nichts als die Unterschrift von ihm und einigen Zeugen.

Molldorfs Betragen gegen Helenen beim Empfange war anständig, doch etwas gezwungen. Ueberall verrieth sich Hochachtung, doch Liebe blickte nirgends hervor. Er küßte nur wieder ihre Hand, nicht mehr den Mund. Er freute sich sie so wohl zu sehn, und fragte erst gleich drauf hastig: ob sie es auch würklich wäre? Er berichtete ihr sogleich, daß er noch den Tag vor seiner Abreise mit seinem Schuldner ein Abkommen getroffen habe; schien damit sehr zufrieden, und gestand doch gleich

drauf, daß er ein beträchtliches dabei — verloren hätte. Er erzälte ihr noch hundert Neuigkeiten aus der Hauptstadt; Helene mochte wohl neun und neunzig davon überhören; aber er merkte es nicht, oder wolt' es nicht merken. Sie meldete ihm mit wenigen Worten: daß in der bewußten Sache alles fertig sey. Er erwiederte: „er sey ohnedem Willens, übermorgen eine kleine Gesellschaft von Freunden einzuladen. Gewisse Dinge, die zweierlei Auslegungen litten, könne man nicht leicht offen genug vornehmen. Ein Vergleich, in der Gegenwart von mehrern unterzeichnet, beweise stärker, in wie fern er freundschaftlich geschlossen worden sey oder nicht?" — Indem Helene noch auf eine Antwort, vielleicht auch auf eine Einwendung, sich zu besinnen schien, stand er rasch auf und entfernte sich in sein Zimmer. Den nächsten ganzen Tag verbracht' er mit häuslichen Geschäften, die freilich in seiner Abwesenheit sich angehäuft hatten. Helenen sah er nur beim Kaffeetisch und an der Tafel. Jede Rede, an sie gewandt, war verbindlich; nur mit ihrer Gesellschafterin schnitt er das Gespräche merklich ab.

Des andern Mittags erschienen die geladnen Gäste; fünf oder sechs von Molldorfs besten — man kan freilich nicht sagen, Freunden, denn diese hat man selten in solcher Anzahl! aber doch — Bekanten. Sie freuten sich seiner Rückkehr, und hoften sich nun auch bald über seine Heirath

freuen

freuen zu können. Helene entfärbte sich bei dieser Rede, und nahm einen Vorwand sich zu entfernen. Molldorf eröfnete iezt seinen Gästen so kurz und doch so gnügend als möglich: welche Abänderung in seinem Lebensplane sich finde; und welchen Vertrag Helene ihm vorgeschlagen habe. Alle verwunderten sich über die Sache selbst, und bewunderten Helenen. Ein paar thaten es mit einer Miene, die Molldorfen Glück wünschte; ihren Worten wußt' er durch einen Blick zur rechten Zeit vorzubeugen. Helene kam bald darauf wieder. Es schien, als hab' ihr Auge indessen, wiewohl nun wieder trocken und klar, ein paar Thränen fallen lassen. Karl sagte ihr: daß seine Freunde bereits von ihrem Entschlusse wüßten, und ihre uneigennüzzige Denkungsart bewunderten; eine schweigende Verbeugung war ihre Antwort. Die Tafel selbst war eben nicht die munterste. Zwar trank man, erzälte, scherzte, iagte sogar nach Wiz. Doch iene Heiterkeit, die nur ungesucht sich finden läßt, blieb aus. Karls Blick haftete zuweilen mit einem Mitteldinge von Forschungsgeist und Bedauern auf Helenens Antliz; sie mocht' es spüren, und vermied dann aufzuschauen.

Nach Tische holte der Anwald die Urkunde des Vergleichs. Sie ward unterfertigt. Mit einer heitern Miene und festen Hand schrieb Helene ihren Namen nieder; Karl und die Zeugen folgten. Alles war nun, wie man zu sagen pflegt, in Ord-

nung. Von zwei gleichlautenden Exemplaren wolte der Rechtsgelehrte eines ihm, das andre ihr überreichen. Molldorf schob es zurück. „Nein, Herr, rief er, aus Helenens eigner Hand muß ich dieses wichtige Papier, meinen Abschied, empfangen! Und wenn würklich zu diesem Schritte nicht eine schnellgefaßte, mir unbegreifliche Feindschaft gegen mich, oder eine unwürdige That von mir selbst sie drängte; wenn sie würklich bleiben will, was sie zu bleiben versprach — meine Freundin! — so wird sie mit einem Kusse mir es reichen."

Hel. Das will ich! Solt' es auch der lezte in diesem Leben seyn!

Karl. Der lezte? Da sey Gott vor, Mühmchen! (er umarmt sie, und wendet sich dann schnell gegen seine Gesellschaft.) Meine Freunde, Sie glaubten bis iezt: nur als Zeugen dieses Vergleichs wären Sie geladen; und wunderten sich vielleicht, daß ich so Viele mir erbat, wo schon Zweie zur Gültigkeit gnügten. Doch nein, vor ihrer aller Ohren muß ich noch einige Worte mit diesem seltnen Mädchen sprechen. Richten Sie dann zwischen mir und ihr! — Helene, von dem Tage an, wo unser Oheim unsre Hände zusammen fügte, war oft im Stillen meine einzige kleine Sorge: Wird diese Verbindung nicht manchen nur ein Schritt des Eigennuzzes scheinen? Würklich drang auch schon manches Geschwäzze dieser

Art

Art in mein Ohr; drang dann noch unendlich stärker, als unser Vater gestorben war! Doch war es in meinen Gedanken nur Kleinigkeit, denn ich sprach zu mir: Helene selbst kennt dich anders! und nie gab es ein großes Gut ohn' ein geringes Uebel! — Erst dann, als ich Ihren Brief erhielt, erst dann sah ich mit Schrecken: daß dieser Argwohn auch Sie ergreife! hofte zwar iezt noch ihn verscheuchen zu können; aber besorgte auch seine Rückkehr für künftig; sah in ihm den Stöhrer unsers ehlichen Friedens, ihren Quälgeist in mancher einsamen Stunde; und deshalb — deshalb nur verzeihen Sie mir, was ich heute that und annahm!

Hel. (etwas schmerzhaft lächelnd.) Und warum solt' ich Ihnen verzeihen. —

Karl. (einfallend) Noch nicht, liebes Mühmchen, noch nicht! — Jezt, — meine Herrn, nicht wahr? iezt wär' ich Besizzer von meines Oheims ganzem Vermögen? Besizzer desselben bis auf einen kleinen Theil, der im Vergleich des übrigen unmöglich in Anschlag, wenigstens nicht in hohen Anschlag kommen kann! Jezt bin ich ganz Herr über meines künftigen Lebens Plan! Und nun wend' ich mich noch einmal, und frage: theuerste, liebste Helene, wollen Sie meine Hand annehmen? Meine Hand und mein Herz! Wollen Sie es, mit der vollen Ueberzeugung: daß

ich ohne Eigennuz Sie liebe! daß ich mich stets bestreben werde, Sie so glücklich zu machen, als es in meinen, allerdings nur mäßigen Kräften steht?

Hel. (betreten) Wie, Karl, diese erneute überraschende Frage — trenten wir uns nicht mit beiderseitigem Willen? — Sind meine Gründe, meine Besorgnisse, blos von diesem geringfügigen Gelde hergenommen? — Räth mir nicht eine andre Ungleichheit weit stärker noch auf meinem Sinne zu bleiben?

Karl. Nun so bleiben Sie auch im Besiz ihres Vermögens, (indem er schnell die Urkunde zerreißt) im Besiz ienes Erbtheils, um welches kein Vergleich Sie bringen soll und darf! Beim Geist unsers Vaters schwör' ich, nie kam in meine Seele der Gedanke, Ihre Habe nur um einen Pfenning zu verkürzen; nur überführen wolt' ich Sie, daß Ihre Person, — daß Sie selbst es wären, um die ich warb; — um die ich iezt noch werbe, im Beiseyn meiner Freunde. — Ja, ia! ich gesteh es frei: nur Hochachtung, nur Dankbegier leitete mich, als ich das erstemal meine Hand Ihnen antrug. Doch Liebe, innige Liebe folgte dieser Hochachtung bald. Jene lange Abwesenheit minderte solche nicht, und war nicht meine Schuld. Nie verging ich mich, selbst in Gedanken nicht, an der Treue, die ich Ihnen schwur. Mit unsäglichem

Zwang

Zwang nahm ich die Larve von gestern und vorgestern an; rechnete dabei stets auf Ihr Herz; und fühle mich arm — bettelarm, wenn diese Rechnung mich täuschte.

Zeit und Raum genug hatte Molldorf gehabt, die ganze Summe seiner Empfindungen auszugießen. Niemand unterbrach ihn. Alle hatte seine Wendung, seine Bitte, das Feuer seiner Rede überrascht. Erst, als er nun eine Minute lang schwieg, dann der unentschlossen scheinenden Helene sich nahte, und ihr die Hand bot, um noch einmal einzuschlagen, da unterstüzte ihn ieder von den Anwesenden mit seinem Beifall, seinem Vorworte. „O Fräulein, Fräulein, wie können Sie sich noch sträuben?" Dies oder eine ähnliche Formel war der chormäßige Zuruf von allen. — Wohl möglich, daß ihn Helene nicht einmal hörte! denn schon hing sie an Karls Halse; verbarg an ihm ihr Angesicht und stammelte: „Karl, du machst mit mir, „was dir gut däucht! Du hast mit edler Grausam„keit mich abermals überwunden!"

Hier eine Pause, in welcher er mit stummer Inbrunst das holde Geschöpf umarmte, und dann die Glückwünsche der Anwesenden hinnahm, die allerdings diesen Auftritt rührend, seine That schön, seine Belohnung — wenigstens iezt noch, — neidenswerth fanden! Nicht lange genoß er dieser Wonne; iezt müßig zu seyn schien ihm thöricht;

er wandte sich abermals zu Helenen. „Warum solt' ich, sprach er, meine Eitelkeit verschweigen? Warum mit der kleinern Bitte zögern, da mir die größre gewährt worden? Daß ich auf Ihr Herz rechnete, theures Mädchen, sagt' ich vorhin schon; daß ich Erhörung hofte, gesteh' ich. Daß ich aber nun auch wünschte im Hafen zu seyn, wo es nicht mehr stürmt; wer kann mir dieses verargen? — Helene, hier ist eine Erlaubnis uns zu ehlichen, wenn, wie und wo wir wollen. Die Zeit der Trauer ist vorüber. Hier sind Freunde; ganz in der Nähe wartet ein Priester nur auf den ersten Ruf. Lassen Sie uns nach ihm senden! — Eine Ueberraschung glückte schon; lassen Sie die zweite nicht mislingen! Lassen Sie auf einen so schön gewordnen Tag auch einen fröhlichen Abend folgen."

Helenens abermalige Bestürzung ähnelte iener erstern; glich ihr iedoch nicht ganz. Vergebens widersezte sie sich ernstlich, und verlangte nur zwei oder drei Tage Aufschub. Karl fand wieder Vorsprecher genug. Man übertäubte Helenen. Indem sie zwar nicht einwilligte, doch schon schwieg, ging die Thüre auf, und der Priester trat hinein. Wie er seiner Pflicht ein Genüge that; wie gleichsam im Traume noch Helene mit demienigen verbunden ward, von dem sie sich — vor einer Stunde noch — als geschieden auf ewig betrachtete; dies bedarf nun keiner Ausführung, ia keiner Erwähnung weiter. Als die Gäste heimkamen, und in ihren Zir-

keln

keln die Geschichte dieses Tages erzälten, gab es freilich wieder eine Novelle, die vermehrt und verschönert fast in der ganzen Provinz ihren Kreislauf hielt. Doch ward wenig drüber gespottet: höchstens ein wenig gespöttelt. Vorzüglich half hierbei Madame Tellmann, die am dritten Morgen nach der Hochzeit ein ansehnliches Geschenk, nebst ihrer Entlassung erhielt; und die zum Danke sich öffentlich erbot, ihren Kopf zu verwetten, daß das ehliche Glück des neuverbundnen Paares nicht länger als vier Wochen dauern werde.

Sie hätt' ihn verloren, — diesen nichtswürdigen Kopf! denn eilf Jahre lebte Molldorf mit Helenen in einer Ehe, die so friedlich, so traulich, und eben dadurch auch so glücklich war, als man es nur von einer menschlichen Verbindung zu fordern wagen darf. Zwar, daß dieienige, die vordem als Nichte den alternden Oheim so unabläßig, so ganz ohne eignen Willen pflegte, als Frau noch inniger, noch unbeschränkter in den Sinn ihres Gatten sich schmiegen würde, — das ließ sich im voraus vermuthen. Aber daß auch Molldorf nicht einen Augenblick vergessen solte, was er versprochen hatte; daß er ohne Anspruch auf ein anderweites Gefallen nur ganz für seine Gattin und für sein Hauswesen leben würde; daß er seine ehliche Treue nicht nur unbefleckt, sondern auch unverdächtig erhalten werde; — das hatte man nicht gehoft! das machte ihm als einem Mann von Worte, und als einem

Gatten von ächter Beständigkeit zwiefache Ehre; und war eine Tugend, in welcher er zwar nicht ganz ohne Genossen, doch gewiß ohne großem Gedränge von Nebenbulern dastand.

Das ansehnliche Vermögen, das sie beide besassen, der weisliche Gebrauch, den Molldorf davon machte, und eine gewisse ihm angeborne Neigung zu geselliger Freude, machten sein Schloß nun oft zum Sammelplaz der Nachbarn rund umher; auch gegenseitig legten sie manchen Besuch ab; genossen in Gemeinschaft von Mehrern alle Ergözzungen, die das Landleben nach Maasgab und Abwechslung der Jahrszeiten darbeut. Doch wohin auch Molldorf fuhr oder ging, that er es nur in Helenens Begleitung; für sie hatt' er in ieder Gesellschaft vozüglich nur Aug' und Ohr. Den anfänglichen Spott seiner Bekanten hierüber beantwortete er mit einem Ernste, der von fernern Einfällen abschreckte. Den oft listigen Nachstellungen andrer Frauen sezt' er eine unerschütterliche Gleichmuth entgegen; ieder ihm gefährlich dünkenden Schönheit bog er von weiten aus; war höflich gegen alle, Liebhaber von keiner Einzigen. Dadurch, daß er sich gewöhnte, keinen seiner Gedanken vor Helenen zu verschließen; sie in iedem Geschäft' um Rath und Meinung zu befragen; vor ihr auszuschütten alles was ihn freute oder bekümmerte — dadurch gewann ihre Freundschaft eine solche Festigkeit, daß schon sie allein mehr als zehn ehliche

Lie-

Lieben vom — gewöhnlichen Schlage vermochte. Ein einziger Kummer störte zuweilen ihren häuslichen Himmel. Helene erzog keine Erben. Zweimal Mutter hatte sie doch nie die grenzenlose Wollust gehabt von einem eignen Kinde sich angelächelt, sich geschmeichelt zu erblicken. Ein Sohn starb in der Geburt; eine Tochter lebte nur wenige Tage. Die Aussicht zu mehrern verschwand nachher bald. Oft weinte Helene hierüber im Stillen. Oft betrachtete Karl die zwei rüstigen Knaben seines Verwalters, wenn sie des Abends auf den Ackerrossen aus Muthwillen heimgeritten kamen, mit einem Blicke, der sich — zwar schnell in Lächeln verwandelte, wenn ihn Helenens Auge traf; der aber ihr deutlich genug sagte: „Die Hälfte meines Vermögens gäb' ich für solch' einen Knaben!" — Gefühle dieser Art waren freilich Gewitter-Wölkchen an einem Frühlings-Tage. Aber sie hielten auch nie alzudauernd an, und wechselseitige Liebe machte den Himmel halb wieder heiter.

In der Mitte des eilften Jahrs wuchs Molldorfs Haushaltung plözlich um eine Hauptperson mehr an. Helene nahm ihre Stiefschwester zu sich. — Wenn diese Schwester vielleicht den meisten Lesern gleichsam vom Himmel herabfällt, so sey es zu ihrem Troste gesagt: daß es Helenen selbst damit nicht viel anders ging. — Zwar, daß sie von ihrem dreizehnten bis in ihr siebzehntes Jahr unter einer Stief-Mutter gestanden habe, dessen

ent-

entsann sich Helene noch gar wohl. Denn oft genug hatte sie damals die harte Hand derselben empfunden; hatte durch solche gewissermaßen ihren Vater eingebüßt, der, nie übermäßig reich und von etwas schwächlicher Gesundheit, den kurzen Besiz eines schönen, eiteln Weibes mit seinem Vermögen und Leben bezalte. Doch kaum war er todt, so kümmerte sich seine Witwe keinen Augenblick mehr um ein Mädchen, das freilich durch sie verarmt und verwaist, aber auch dafür mit der unschäzbaren Gabe der Geduld ausgerüstet worden war. Helene muste eine geraume Zeit das Gnadenbrod bei entfernten Verwandten suchen, bevor sie an ihrem Oheim einen zweiten Vater fand. Frau von Drewiz, noch iung und reizend, warf indeß ihr Nez abermals aus, und zog einen Baron, der an der N—k anderm Ende ansehnliche Güter besaß. Auch in dieser Ehe trieb sie ihr Wesen, oder ihr Unwesen vielmehr, wie in der erstern. Durch Puz, Spiel und Verschwendung schmolz die Haabe ihres zweiten Gemals zwar etwas langsamer, doch nicht minder. Als er, großentheils aus Kummer, starb, hinterließ er einen halberwachsnen Sohn, eine sehr iunge Tochter, und kaum noch einige Trümmer seines großen Vermögens. Das verschwendrische Weib war nicht ohne Stolz; zu einem dritten Fischzuge fehlt' es ihr nun an den Köder von Jugend und Schönheit; da zu betteln oder zu darben, wo sie bisher geglänzt und

ge-

geschwelgt hatte, war ihr unerträglich. Sie verkaufte daher sofort, was sie hatte, zog damit in einem Winkel von Westphalen; lebte nun einsam und mäßig; und beging doch auch hier einen neuen Fehler. Sie verwandte zwar, was sie nur konte, auf die Erziehung — doch nicht ihrer Kinder, sondern ihres Sohnes allein. Dieser, dachte sie, wächst früher auf, nährt und ehrt dich einst wieder. Dann ist es noch Zeit bei Euphrosinen nachzuholen, was iezt versäumt worden. Würklich war es ein Jüngling von seltnen Gaben. Im achtzehnten Jahre ging er als Fähndrich in H—sche Dienste, und mit nach Amerika; im ein und zwanzigsten ward er durch seinen Muth schon Rittmeister; wenige Tage erschoß ihn im Zweikampf einer seiner Gefährten, den er übersprungen hatte. Die Verzweiflung der Mutter, bei dieser Nachricht, übersteigt alle Worte. Kurz vorher hatte sie ihren lezten Ring verkauft; hatte noch davon einen Theil ihm zugesendet. Zur Auszehrung schon seit einiger Zeit geneigt, verfiel sie nun würklich in dieselbe; und zwar in eine von der schnellern Art. Euphrosinens Schicksal stand iezt qualvoll vor ihren Augen. Das Mädchen war zwölf Jahr alt, verabsäumt, verarmt, in einem Lande, wo sie weder Verwandte noch Freunde hatte. Wer solte sich ihrer annehmen? Jezt gedachte die Sterbende an Helenen. Nicht an das, was sie bei ihr verschuldet hatte; sondern was aus ihr geworden war. Sie

hatte

hatte einigemal von ihrem Glücke mit Neide reden gehört; hatte seit zwanzig Jahren sie nicht eines schriftlichen Wortes gewürdigt. Im Anfange war Stolz, späterhin Schaam die Ursache ihres Stillschweigens gewesen. Ihre iezzige Lage sezte sich über Stolz und Schaam hinweg. Sie schrieb an dieselbe, als an eine ältere Pflegetochter; sie empfahl ihr Euphrosinen als eine iüngre Schwester — wiewohl sie kaum den Namen einer Stiefschwester verdiente; sie wolte sogar hier noch mit einer Art von Würde sprechen, und fiel dann plözlich wieder, was ihr auch besser ziemte, in eine demüthige Klage, in ein aufrichtiges Geständnis ihrer Fehler herab. — Schwer ward ihr gewiß dieser Schritt. Wenige Tage vor ihrem Tode sandte sie den Brief ab. Er kam an den Ort seiner Bestimmung erst an, als die Schreiberin schon ausgelitten hatte. — Helenens Verwundrung war groß; sie wußte würklich kaum vom Daseyn dieser Stiefschwester. Aber Ihr Mitleid war noch größer. Sie eilte mit diesem Briefe zu ihrem Gemal. — „Was ist zu thun?" fragte sie ihn nach Lesung desselben. — „Zu retten, was noch zu retten ist. An Euphrosinen zu thun, was der Oheim an meiner Kindheit that!" — „O Karl, Karl! du sprichst, wie immer, aus meiner Seele."

Molldorf reiste würklich des andern Tages schon nach Westphalen, und holte Euphrosinen. Es war

ein Mädchen, — aber noch ein Kind vielmehr — von der Natur mild bedacht; von angenehmer Gestalt, von einem sanften, willigen Herzen, und auch von dem, was man Mutterwiz nennt, nicht entblößt; aber noch ganz ungebildet, — ia ungesittet beinahe. In ein paar leichtern weiblichen Arbeiten, im Nähen, Stricken u. s. w. bestanden ihre ganzen Kentnisse; von Lesen und Schreiben wußte sie nicht viel mehr als die Anfangs-Gründe. Als sie Helenens Hand zuerst mit kindischer Wärme küßte; als sie ihr ausrichtete, was die sterbende Mutter noch am lezten Tage ihr aufgetragen hatte, schwur iene, von nun an ihr mehr als Mutter zu werden, und auch ihren Unterricht, ihre Bildung selbst zu übernehmen. Sofort legte sie Hand ans Werk, — und nicht unwürksam. Der rohe Diamant war des Schleifens werth. Euphrosine fügte sich willig nach ieder Lehre, iedem Unterricht. Helene fand in dieser neuen Arbeit neues Vergnügen. Ihr häusliches, etwas einförmiges Leben gewann eine Abwechslung mehr. Sie glaubte grade iezt noch nicht an demienigen Zeitpunkte zu stehen, wo es mit ihrem Glück bergabwärts gehen solte.

Das **Altern** ist eine Veränderung des menschlichen Körpers, die fast iedem, den sie betrift, noch viel zu frühzeitig kömmt. Man ehrt das gealterte Gesicht zuweilen bei andern, an sich selbst würde man es — aus bloßer Bescheidenheit! — gern

gern entbehren. Vorzüglich soll dieses der Fall bei den Frauen seyn; und gleichwohl trift wieder, sie dieses Altern am sichtlichsten und am eilfertigsten. Doch auch diese Eil hat ihre Grade und ihre Launen. Schon manche Mutter stand neben ihrer manbaren Tochter, wie eine iüngere Schwester. — Helene schien zu dieser kleinen begünstigten Anzahl zu gehören. Sie war nun schon einige Jahre über den fürchterlichen Zeitpunkt hinaus, den die Dame gutwillig nie einräumt; das heißt, sie war fast vier und vierzig; wer sie zum erstenmal sah, hätte nicht auf so viel dreißig gerathen. Ihr häuslicher Friede und ihres Geistes sanfte Stimmung schienen ihr diese fortdauernde Jugend noch auf lange zu verbürgen. Sie war sogar etwas rothwangig, etwas stärker geworden, als im ehlosen Leben. Da erkrankte sie plözlich an einer Ruhr, die in der Gegend umher ging, und die sie sich selbst durch einen gutmüthigen Besuch am Bette einer ihrer Kammerfrauen geholt haben mochte. Nach einer Todesgefahr von vierzehn Tagen genaß sie zwar wieder; war aber, dem Anschein nach, um so viel Jahre älter geworden. Die Farbe ihrer Wangen, das Fleisch ihres Gesichts und ihrer Hände war weg, und kam nicht wieder. Als sie das erstemal vor ihren Spiegel schlich, glaubte sie ein fremdes Antliz in demselben zu erblicken. Sichtlich und stark war ihre Bestürzung. „Hab' ich denn schon im Grabe gelegen? Oder lieg' ich noch

in

an demselben?" seufzte sie halblaut. Der Trost ihres Arztes und ihres Gemals, daß sie sich bald wieder erholen werde, fand bei ihr wenigen Glauben, und ging vielleicht eben deswegen auch um so weniger in Erfüllung.

Aber nicht in Helenens Gestalt allein, auch in ihrem ganzen Betragen, — in ihrer Denkart sogar, ergab sich von nun an ein merklicher Abstand gegen ehmals. Verschwunden war iene gefällige Heiterkeit, welche ihren Umgang so angenehm gemacht hatte. Ein gewisses stilles Mistrauen, ein sichtliches Zurückziehn herrschte in allem, was sie sprach und that; herrschte grade am sichtlichsten gegen ihren Gemal selbst. Jede kleine Liebkosung von ihm, ieden verbindlichen Ausdruck in seiner Rede nahm sie nicht mehr mit froher Erwiederung, sondern mit einer Miene hin, als besorge sie seinen — Spott. Immer sprach sie nun, daß diese oder iene Freuden für sie sich — nicht mehr ziemten; daß diese oder iene Farben für ihr Alter nun — nicht mehr paßten. Jedem gesellschaftlichen Vergnügen außerhalb ihres Hauses starb sie ab; ward verlegen, wenn irgendwo zwei Menschen leise zusammen sprachen, oder irgend ein Blick sie länger als zwei Sekunden ansah. Bei der Abendtafel eines ihrer Nachbarn wolte sie gehört haben, daß zwei Fremde sich zugeflüstert: Ein sonderbarer Einfall seine Grosmutter zu heirathen! Daß dies auf sie gegangen sey, davon war sie überzeugter, als ein eifriger

Katholik von der Unfehlbarkeit der Kirche. Seitdem brachte Molldorf sie zu keinem Gastmal weiter, kaum zu einer Spazierfahrt an seiner Seite. „Ich mache dir iezt doch nur Schande!" war ihre ewige Antwort, gesprochen mit einem Tone, der sich zwang scherzen zu wollen und dadurch desto ernstlicher ward.

Molldorfen befremdete diese Aenderung gewaltig. So viel weibliche Eitelkeit — denn dafür hielt er es anfangs — hatt' er nicht bei diesem sonst anspruchlosen Weibe vermuthet. Er wußte sich schuldlos, sie durch keine Unvorsichtigkeit in seinem Betragen gereizt zu haben. Er that alles mögliche, sie zu beruhigen; — vergebens! — „Nein, Karl, „nein! rief sie oft, wann er sie schmeichelnd zu „widerlegen suchte: unmöglich kanst du diesen „Körper noch lieben. Aber gönne mir den einzi„gen Trost, daß unsre Seelen noch Freunde „bleiben! den einzigen Stolz freiwillig zu entsa„gen, eh ich verstoßen werde!" Sogar die Hofnung, daß es eine rückständige Krankheits-Grille sey, die von selbst sich zerstreuen werde, verschwand. Helenens Entsagung wuchs, statt sich zu mindern. Bald ward der Garten am Schloß ihr einziger Spaziergang; Gäste, die sie zu besuchen kamen, empfieng sie mit Höflichkeit, aber mit einem so bange-bescheidnen Wesen, daß nur Wenige sich wieder einstellten. Sogar, wenn Molldorf ihr nur in Beiseyn eines Dritten beim Eintritt oder Abschied

einen freundschaftlichen Kuß bot, zauderte sie sichtlich, und zischelte ihm oft ins Ohr: „Wir machen uns lächerlich, Karl! Laß das!" — Er mußte auch hierinne endlich ihrer Grille nachgeben.

Wäre Molldorf ein Mann vom neusten, feinsten Tone gewesen, wie leicht hätt' er sich in alles dieses, und wohl noch in mehr geschickt! Eine Frau und doch auch keine zu haben, ist ia in gewissen Zirkeln das alltäglichste Ding unter der Sonne! Mit einer Gemalin, mit der man nun schon eilf Jahr lang lebt, — die nie bildschön war, und nun fast häßlich geworden; die uns an Alter stets vorausging, und nun selbst gesteht, daß sie diese Unschicklichkeit fühle — sich mit dieser, auf einen sogenannten blos anständigen Fuß zu sezzen, ist ia eher wünschenswerth als unannehmlich zu nennen. Noch mehr! Wiewohl Helene für sich selbst ein fast klösterliches Leben erwählte, war sie doch nicht so unbillig zu fordern, daß Molldorf den Einsiedler mitmache. Immer erinnerte sie ihn selbst bald an die Jagd, und bald an den Spazierritt; bald an den Besuch bei einem nachbarlichen Freunde, und bald an eine kleine Reise in die umliegenden Städte oder auch nach der Hauptstadt. Daß er ia nichts versäumen solle, was Wohlstand und Gesundheit heische, was ihm Vergnügen oder Zerstreuung bringe, das war ihre altägliche Bitte. Kam er dann von einem kleinen Ausfluge zurück, so erwartete ihn die gefällige

Hausfrau gewiß mit dem freundlichsten Gesichte, mit seinen Leibgerichten, mit allen dem, was seine Bequemlichkeit oder seine Laune nur fordern konte; dankte ihm herzlich, wenn er ihr erzählte, was er gehört und gesehen habe; rieth ihm auch immer am Schluß, bald wieder eine ähnliche Reise zu machen, mit dem einzigen Bedinge, daß — sie daheim bleibe. Sezt man nun endlich hinzu: daß Molldorf grade iezt in seines Lebens Mitte stand, ein Mann von fester, geschonter Gesundheit war, Herr über ein ansehnliches Vermögen, gern gesehn, wohin er nur in Gesellschaft kam, und wahrscheinlich für Manche in der Gesellschaft noch lieber, wenn er allein als wenn er selbst ander eintrat; so wird man mnthmaßlich finden: Molldorf hatte iezt noch weniger Gruud mißmuthig mit seiner Lage zu seyn, als vormals.

Dennoch begann er es bald zu werden! Molldorfs empfindsame Seele hätte gern alle seine Freunde rings um sich glücklich gemacht; und daß seine älteste, bewährteste Freundin, wenn nicht unglücklich sey, doch sich unglücklich fühle, das sah er nur alzudeutlich; konte sich des Gedankens nicht entschlagen: daß sie es, troz seiner Unschuld, seinethalber sey; glaubte, daß er doch ehmals statt edel zu handeln, unbesonnen gehandelt habe, und machte sich desfalls Vorwürfe. Nur höchst selten erlaubt' er sich den Genuß fremder gesellschaftlicher Freuden, dachte dann immer zurück: ob

wohl

wohl Helene iezt leidet? und litt dadurch selbst. —

Auch dabei blieb es nicht lange. Was der Arzt vorher gesagt und Molldorf vorher gesehn hatte, geschah. Die eingezogne Lebens-Art, wozu Helene sich selbst verurtheilte, und wahrscheinlich noch mehr die Stimmung ihrer Seele würkten iezt eben so ungünstig auf den Körper zurück, als körperlicher Verfall vorher auf die Seele gewürkt hatte. Helene ward, so wie der Winter eintrat, zwar nicht tödtlich krank, aber äußerst kränklich. Ein unaufhörliches Hüsteln und Frösteln stellte sich ein. Größre Unannehmlichkeiten folgten. Bisher hatte sie oft aus Eigensinn das Zimmer gehütet, nunmehr muste sie es aus Nothwendigkeit thun. Auch beim rückkehrenden Frühling blieb sie siech. Jeder Witterungs-Wechsel hatte in ihrem Körper sein Wetterglas. Fast in iedem Monate war sie wenigstens eine Woche bettlägrig.

Drei Jahre verflossen auf diese Art. Sie drängen sich freilich auf dem Papiere in einem sehr kleinen Umfang zusammen; sie mochten einen desto größern in der Würklichkeit selbst für den armen Molldorf einnehmen. Er suchte zwar sein Loos auf iede anständige Art zu erleichtern. Er sezte es durch, daß Helene wieder, sobald etwas gesündere Zwischenräume kamen, Gesellschaft bei sich sah. Die Bekanten aus der Nachbarschaft wurden wieder fleißig eingeladen; selbst kleine Hausbälle wurden

zuweilen gegeben. Doch waren Erholungsfristen dieser Art immer nur kurz, und abwechselnd. Wenn neue Krankheitsanfälle bei Helenen sich einstellten, entfernte sich Karl oft Monate lang nicht fünfhundert Schritt weit vom Schloße. Keine noch so linde Klage hierüber entschlüpfte seinem Munde; selbst jede ernste trübe Miene suchte er — wenigstens vor Ihr, zu verbergen.

Doch indeß Helene so allmälig hinwelkte, und Molldorf so treulich den Gesellschafter in ihrem Krankenzimmer abgab, wuchs in der Nähe — ja, fast möchte man sagen, in der Mitte von beiden, Euphrosine zu einem der reizendsten Madchen im ganzen Lande empor; und auch um diese hatte Molldorf sich in jenem Zwischenraume manches Verdienst von höchster Wichtigkeit erworben. Nicht blos, weil er ihr alles, was Nothdurft und Wohlstand erforderten, so reichlich als möglich, anwieß, sondern weil er auch an ihr that, was Geld nie, und selbst der wärmste Dank nur halb bezahlt, weil er ihren Geist bilden half.

Von neuem befand sich dieses liebenswürdige Geschöpfe in Gefahr auch hier aufzuwachsen, wie einst unter mütterlichen Augen; das heißt, halb verwildert, sich selbst überlassen. Zwar war sie seit dem ersten Augenblick ihrer Ankunft Helenens Günstling, ihre fast ståte Gesellschafterin am Tage, ihre Schlafgenossin des Nachts geworden;

zwar hegte Helene den ersten Vorsaz, sie selbst in allem zu unterrichten, was ein Mädchen empfiehlt und vervollkomt; zwar machte sie schon, wie wir oben erwähnten, einen Anfang, der viel versprach; doch ihn auszuführen vermochte die Kränkelnde nicht. Körperliche Schwäche und verhehlter Mismuth untersagten ihr bald alles, was einige Anstrengung erforderte. Fremden Miethlingen die Schwester anzuvertrauen, trug sie Bedenken. Immer wolte sie selbst wieder Hand ans Werk legen, und immer mislang es. Von Mitleid bewogen, von seiner Gemalin ersucht, von eigner Langweil aufgemuntert, schlug sich endlich Molldorf ins Mittel. Von ihm empfing Euphrosine Unterweisung in einigen neuern Sprachen, in Musik, in leichter, faslicher Geschichte, Naturkunde, und andern ähnlichen, beiden Geschlechtern nüzlichen Kentnissen. Daß er seinen Unterricht nicht nach pädagogischer Kunstform, nicht als eigentlicher Gelehrter, sondern nur als ein Liebhaber von Künsten und Wissenschaften einrichtete, versteht sich von selbst. Aber würklich besaß er durch Privatfleis in manchem Fach nicht alltägliche Kentnis; und unglaublich war es beinahe, wie glücklich und rasch Euphrosine seine Anleitung zu nüzzen vermochte. Bald sprach sie französisch, welsch und englisch, wenigstens so gut, als ihr Lehrmeister selbst; sang mit Seele zum Flügel; las mit Nuzzen die geistreichsten Schriften der Neuern; begriff, ganz entfernt vom Zir-

 kel

kel der großen Welt, die schwere Kunst, liebens-würdig ohne Anspruch, kentnisreich ohne Pedanterei zu seyn. Wenn sich zuweilen auf Molldorfs Schlos der nachbarliche Adel versamlete, zeichnete sich unter den übrigen Fräuleins, — selbst unter denen, an welchen weither verschriebene Erzieher und Erzieherinnen geschnizt und gekünstelt hatten! — Euphrosine so vortheilhaft aus, daß fast iede Mutter eine solche Tochter, fast ieder Jüngling eine solche Braut sich wünschte.

Wohl mußt' es Molldorfen freuen, zu sehen, welche reichliche Zinsen seine aufgewandte Mühe trage! Wohl mag es überhaupt zu der Menschheit süßesten Gefühlen gehören, beim Blick auf ein gebildetes reizendes Mädchen zu sich selbst sagen zu können: „An diesem Reiz hast auch Du Theil! „Natur gab nur Stof und Körper; Du gabst ihr „Form und Seele.” Doch daß dieses Gefühl nicht Anmuth allein, sondern auch Gefahr bei sich führt, ist eben so unbezweifelt. Der Abelards, die ihre Schülerinnen liebgewannen, gab es schon unzäliche; der Heloisen, die es mit Gegenliebe vergalten, nicht viel minder. Männliche Freundschaft gegen ein schönes Mädchen geht oft pfeilschnell in Liebe, warmer Dank des Mädchens nicht viel langsamer in Zärtlichkeit über. — Wahr genug sind diese Säzze schon im Allgemeinen; noch anwendbarer wurden sie hier im Besondern! Man denke sich Molldorfen zwischen einer gealterten,

un-

unausgesezt kränkelnden, von ihm aus eigner Willkühr abgetrenten Gattin, und einem aufblühenden, sich täglich verschönernden und an ihm anschmiegenden Mädchen! Man denke sich Euphrosinen, wie sie oft Wochen und Monate lang fast keinen andern Mann ihres Standes, als Molldorfen erblickt; wie sie ihn als ihren Wohlthäter, Erhalter, Freund und Lehrer betrachtet, wie sie alltäglich sein Lob aus Helenens Munde vernimmt; wie sie Stof genug findet, mit eignen Augen seine häusliche Tugend zu bewundern; wie er im kleinen Zirkel ihrer Bekanten zwar von Manchem an Jugend und Liebreiz, doch von keinem an Verstand und männlicher Wohlgestalt übertroffen wird. Man denke sich die gefährliche einsame Nähe, die unbefangne Unschuld erst aufblühender Reize, die traurige Langweil, die oft Beide drückte, die Nothwendigkeit bei Ihr und Ihm sich doch an einem Gegenstand anzuschließen, der das Herz beschäftigt; und man wird es sehr begreiflich, oder vielmehr sehr natürlich finden: daß, als Euphrosine iezt ihr achtzehntes Jahr antrat, (ein Zeitpunkt, wo Molldorf grade sein sieben und dreißigstes schlos!) Er in ihr mehr als nur seiner Frauen Schwester, — Sie in ihm mehr, als nur ihrer Schwester Mann erblickte; daß zärtliche Neigung hier und dort gleichsam im Hinterhalte lauschte, bereit, auf den ersten Wink vollem Besiz von beider Herzen zu nehmen.

Unter funfzig Lesern dürften sich neun und vierzig nun auf verliebte Abentheuer vorbereiten, auf Liebesgeständnisse, auf Gewissensbisse, die — bald besänftigt werden, auf Spaziergänge im Mondenschein, auf Tugend, die — strauchelt und vielleicht gar sinkt; auf eine Ueberraschung, wo Helene plözlich das Zimmer öfnet, oder unerwartet in die Laube tritt, und Arm in Arm die Sorglosen findet. Doch alle diese Vermuthungen werden — sich irren. So leicht auch den aufmerksamsten Mann eine zärtliche Leidenschaft zu überschleichen, sobald sie ihn auch zu überraschen vermag; ganz überwinden kan sie doch nur denienigen, der nie auf sich selbst hört. Molldorfen wenigstens warnte eine Kleinigkeit, viellecht in den lezten Minuten, wo Warnung noch Raum fand. Als er, der eine geraume Frist hindurch keinen größern Wohllaut gekant, als ein Lob, das man Euphrosinen beilegte; dem nichts süßer geschmeichelt hatte, als ein Beifall, den sie erhielt, — als er plözlich bemerkte, daß er doch minder gern aus männlichem als weiblichem Munde sie rühmen höre; als ihm die Rose, die Euphrosinen einst Baron Wells, ein iunger Geck aus der Hauptstadt, darbot, und die sie gedankenlos am Busen steckte, um die Heiterkeit bei der Tafel, und ein teutscher Tanz, den sie mit Ebendemselben tanzte, um zwei oder drei Stunden Schlaf in der nächsten Nacht brachte; als er am andern Morgen mit etwas kälterm Blute

an

an diesen Vorfall denken und drüber lächeln wolte, da warf er rasch einen aufmerksamern Blick in sein Innerstes und stuzte; dachte genauer nach und begrif kaum: warum er nicht eher alles das gesehen habe, was er iezt sah. — Jene Duetts am Flügel, wo er sich so gern und so vertraulich über ihren Nacken bog; wo sich so oft schon ihre Seelen in sanften Melodien zu begegnen schienen; — iene Unterrichts-Stunden, wo schon einigemal ein Sonnet von Petrarca, eine Szene aus Shakespears Romeo oder aus Racinens Berenice sie zu aesthetischer Zergliederung der feinern Gefühle gelockt hatte; iene kurzen abgebrochnen Gespräche, wann Helena Miitagsschlummer hielt, wo sie schon oft gegenseitige linde Beschwerden über den Eigensinn der Kränkelnden ausgewechselt und durch einen Händedruck sich mehr noch als durch Worte gesagt hatten; iene halbkindliche Freude, mit welcher Euphrosine ihn zu umarmen pflegte, wenn sie für irgend ein Geschenk, für irgend eine Güte ihm danken wolte; selbst die Bemerkung: daß sie seit kurzen oft Gelegenheit zum Dank erhalten habe; — alles, alles dieses, so unbesorgsam bis iezt in seinen Augen, bekam nunmehr plözlich eine ganz andre Beleuchtung. Es schien ihm, als steh' er auf einem gefährlichen Scheidewege, wo ein einziger Schritt weiter alle Umkehr unmöglich mache. Der Entschlus, den er faßte, war Entschlus eines edlen Mannes.

Mit Recht dünkte ein plözlicher Abbruch ihm bedenklich. Er würde dadurch eine Unschuldige gekränkt, den Verdacht der Hausgenossen geweckt, vielleicht der Gattin selbst das Geheimnis seines Busens verrathen haben. Auf ähnliche Art entdeckte vordem der Oberste ihre eigne Liebe; warum solte Helene nicht auch so scharfsichtig seyn, wie er? — Gleichwohl hielt Molldorf auch iedes längere Zaudern für gefährlich. Aufschub beschließt immer nur derienige, dem es mit seiner ganzen Besserung kein Ernst ist. Molldorfs Absicht war daher allmäliger Rückzug — aber von Stund an. Manche Schwürigkeit sah er dabei voraus; noch mehrere fand er.

Denn nicht genug, daß sein eignes Herz ieden Schritt ihm erschwerte! Euphrosinens Betragen that es noch stärker. Was seine Bescheidenheit gern — wenn nicht ganz, doch gröstentheils sich abgeläugnet hätte, ward ihm bald unbezweifelt. Das holde Mädchen liebte ihn nicht nur wieder, sondern sogar vielleicht inniger noch, als sie geliebt ward. Sehr natürlich auch! denn es war ihre erste Liebe. — So unmerklich daher Molldorf die Stunden des Unterrichts, oder vielmehr des gemeinschaftlichen Lesens abzukürzen suchte; so sorgfältig er den Vorwand wählte, warum er minder als sonst zu ihrem Gesang den Flügel spielte; so dringend die Geschäfte waren, die ihn auf sein Zimmer riefen, wann Helene ruhen wolte; —

Euphro-

Euphrosine spürte diese Veränderung, und das Absichtliche in derselben gar bald! Daß Molldorf ungehalten seyn müsse, war ihre erste Vermuthung; Worüber? ihre angelegentlichste Untersuchung. Was sie seit einigen Tagen, Wochen, Monden sogar, gesagt, gethan, — gedacht nur habe, alles durchlief sie bei sich selbst mit ängstlicher Eil. Nichts, was ihr Gewissen beschweren könne, fand die Schuldlose. Um aber auch unbewußte Schuld wieder auszusöhnen, verdoppelte sie ihre Freundlichkeit, ihre Liebkosungen, ihre besten Künste. Daß sie eben dadurch Molldorfs Verlegenheit, den Kampf seines Herzens, das Bängliche seiner Lage vermehre, kam ihr freilich nicht im Sinn. Sie war unschuldig genug, bei Helenen selbst sich über diese Veränderung zu beklagen; sich bei ihr zu erkundigen: ob sie nicht wisse, warum Molldorf zürne? — „Und warum fragst du ihn, erwiederte diese, nicht selbst?" — „Ich that es! Wohl zwei= oder dreimal schon. Immer hat er eine Ausrede in Bereitschaft. Gestern, indem er sich abermals losmachte, hätt' ich schwören wollen, es ständ' ihm eine Thräne im Auge."

Helene schien hier selbst ein wenig befremdet; forschte genauer: Wie? und seit wann? ward ein paar Augenblicke nachdenkend, und versicherte dann Euphrosinen lächelnd: Molldorf zürne gewiß nicht. Eine Laune dieser Art sey Männern gewöhnlich, doch selten dauernd. — Noch diesen Abend eröf-

nete

nete sie ihrem Gemal die schwesterliche Beschwerde. Etwas unerwartet kam sie ihm in diesem Munde. Helenens freundlicher und doch dabei fester Blick mehrte seine Verlegenheit. Dennoch faßt' er sich bald. Was er antwortete, war nicht die vollste, alleinige Wahrheit; aber noch minder ganz erdichtet. — „Er halt' es," sagt' er, „für überflüßig, vielleicht auch für unschicklich bei einer „schon so erwachsnen, schon so gebildeten Person „den Unterricht noch fortzusezzen, der freilich vor „Jahr und Tag noch Statt gefunden habe. Er „glaube bei einigen seiner Bekanten schon Verwunderung über diesen Punkt verspürt zu haben. Er „scheue die Auslegungssucht, die so gern aus Nichts „etwas, und dann wieder viel aus diesem Etwas „mache. Er scheue" = . . Stockender ward hier seine Rede; Helena selbst unterbrach ihn. „Karl," sprach sie, indem sie mit Wärme seine Hand ergrif, — „Karl, bedurft' es dieses Beweises erst, „daß in dir das Herz eines Biedermanns schlägt? „Wohlan, ich will Euphrosinen zu beruhigen suchen. Versuche das gleiche mit dir selbst!" — Plözlich entfernte sie sich bei diesen Worten in ihr Kabinet. Ihr zu folgen — sie iezt, oder später um den genauern Sinn ihrer Rede zu befragen, hatte Molldorf nicht Muth genug. Was sie nachher mit Euphrosinen gesprochen, erfuhr er eben so wenig. Doch war die Miene des holden Mädchens am nächsten Morgen ernster als gewöhnlich, beinahe

nahe traurig. In ihren Blicken zeigte sich etwas Uebernächtiges, in ihrem ganzen Betragen Zurückhaltung. Jene jugendliche Heiterkeit, mit welcher sie an Molldorfs kleiner Mittagstafel oft selbst der kränkelnden Schwester ein Lächeln abgezwungen hatte, war verschwunden, und — kam auch nicht wieder.

Wer nur einigermaßen aufs menschliche Herz und auf die Riesenkräfte der Leidenschaft sich versteht, wird bekennen müssen: das Opfer, das iezt Molldorf brachte, war ein großes Opfer! Doch auch der treflichste Mann ist nur ein Mensch, und unterdrückte Liebe ist deshalb noch nicht vertilgt. Einem Feuer gleich, das in Kohlenschachten brennt, kan dem Ausbruch in freie Luft zwar vorgebeugt werden, doch seinem Fortglimmen in der Tiefe fast nimmer. Dies auch Molldorfs Fall! Er war durch Nachdenken und Anstrengung Herr über seine Handlungen geworden, doch keineswegs über seine Gefühle. Daß die Entsagung, die er sich selbst auflegte, den lezten Ueberrest seines Glücks zertrümmerte; daß es Augenblicke gab, wo er einem Rückfall — ia wohl mehr als Rückfall noch! — mit gewaltigen Schritten sich nahte; Augenblicke, wo eine lockende Stimme ihm zuzurufen schien: Thor, warum quälst du dich mehr, als tausend andre an deiner Stelle thun würden! Augenblicke, wo Fantasei und Gefühl der Pflicht mit sehr ungleichen Kräften zusammen rangen; Augenblicke endlich, wo am

Siech-

Siechbette seiner Gattin eine täuschende Hofnung ihm Möglichkeiten vorspiegelte, die er schnell verwarf, und noch schneller wieder haschte, — o dies alles kont' in Mollдorfs Lage nicht zum Vorwurf, sondern vielmehr zum größern Verdienst seiner Selbstbezwingung ihm angerechnet werden! Wenn zuweilen bei kleinen Festgelagen ein ganzer Kreis von adlichen Jünglingen um das holde, iezt noch durch einen linden Anstrich von Schwermuth verschönerte Mädchen sich drängte; wenn schaale oder auch feine Schmeicheleien von ieder Seite her sie bestürmten; wenn Euphrosine zwar allen eine höfliche, doch keinem Einzigen eine günstige Antwort ertheilte; und dann mitten durch diesen Bienen- oder Wespen-Schwarm ein halber Blick von ihr auf Molldorfen fiel, dann stockt' ihm oft, — wie er nachmals gern gestand! — mitten im Gespräche der Odem; dann war ihm, als müß' er hin zu ihr und ausrufen: auch ich hab' einen Anspruch auf dieses reizende Geschöpf! — Gewöhnlich entfernt' er sich dann ein Weilchen ganz aus der Gesellschaft, und erzwang sich durch manchen Gang auf und ab in seinem einsamen Zimmer, wenn auch nicht Ruhe, doch Anschein der Ruhe wieder. Fast unbegreiflich dünkt' es ihm in Minuten dieser Art, daß keiner seiner Freund' und Bekanten den Sturm seiner Seele merkte; unbegreiflicher noch, daß ihm nie ein beobachtender Blick von Helenen begegnete; am unbegreiflichsten endlich, wo er Kräfte

für die Zukunft hernehmen solte, da mit iedem Tage das Gewicht seiner Lasten wachse.

Wohl zehnmal schon stand er im Begrif sich einen Vertrauten seines Kummers zu wählen; und dieser solte — Helene selbst seyn. Ihr, ihr allein wolt' er gestehn; nicht zwar, daß er Euphrosinen schon würklich liebe; aber wohl, daß er das Gefährliche dieser Nähe spüre, und Mistrauen in sich selbst sezze; wolte sie bitten, ein Mittel auszusinnen, wie man unter schicklichem Vorwand dieses reizende Mädchen wenigstens eine Zeitlang entferne. In wachen Mitternächten hatt' er schon oft deshalb seine Rede bis zum lezten Wörtchen durchdacht und geordnet; immer schob er seinen Vorsaz am nächsten Morgen für — heute noch auf; that es, (wie er sich selbst überredete) nicht seinetwegen, sondern Helenens halber. Daß es sie doch kränken würde, wenn sie seine Neigung für eine andre spüre; daß ihr heimlicher Kummer wachsen, ihr Argwohn wieder alles schwarz sehen dürfe; daß es ihr schwer fallen müsse, sich von einer Freundin, einer Schwester — ihrer einzigen Verwandtin sogar, zu trennen; daß es auf ieden Fall Aufsehn machen werde; — dies alles überlegt' er von neuem, und beschloß, noch ferner seinen Gram allein zu tragen, seinen Kampf allein zu kämpfen! Ob er in diesem leztern doch nicht endlich die Waffen gestreckt, und — weigstens ohne Sieg sich zurückgezogen haben dürfte, ist schwer zu bestim-

men; denn ein unvermutheter Umstand änderte plözlich alles.

Schon drei Jahre hatte — wie früher erwähnt worden, — Helene gesiecht. Am kränklichsten war ihr dritter Winter verflossen. Es gab Wochen in ihm, wo man glaubte und glauben muste: Binnen ein paar Tagen verlöscht sie! Und doch grade mit Anbruch des vierten Frühlings schien eine heilende Kraft in ihrem Körper zurück zu kehren. Sie wagte sich wieder zu halben Tagen in die freie Luft, versuchte Spaziergänge ein auch zwei Stunden weit; hüstelte nicht mehr bei jedem Windhauch, und gewann in ihrem ganzen Leben und Weben ein etwas froheres Ansehn wieder. Doch nicht etwa dem Frühling selbst, blos der Veränderung ihres Arztes schrieb Helene diese Besserung zu. Sie hatte einen alten, bedächtigen, von ihrem Oheim noch geerbten Praktiker, der fast alles nur mit Krebsaugen und Tamarinden heilen wolte, mit einem jungen, entschlosnen Anfänger vertauscht, der, was an Erfahrung ihm abging, durch unternehmenden Eifer ersezte, oder vielmehr zu ersezzen suchte; der zwar hier und da dem Todtengräber schon einen unverhoften Gewinn zugewandt haben mochte, aber auch durch einige glückliche Kuren bereits aufgegebner Kranken Ruhm zu erwerben begann. Er hatte sofort die ganze Litanei von Brustthee, Kräutersäften und Pulvern bei Helenen abgeändert; und das Zutrauen, womit die

Kranke seine Arzneien genoß, mochte die Würksamkeit derselben allerdings kräftig stärken. Auch sonst im Gespräche war D. Wendler ein artiger Mann, mit welchem man sich gut unterhalten konte. In tausenderlei Dingen, die den eigentlichen Arzt nichts kümmerten, fragt' ihn Helene zuweilen um seine Meinung. Molldorf pflegt' ihn oft im Scherz ihren Gewissensrath zu nennen.

Gleichwohl folgte sie auch seinen Worten nicht ganz ohne Beschränkung. So oft Wendler sie besuchte; so oft sie ihn versicherte, daß sie wieder um ein beträchtliches sich gebessert fühle, und mit dankbarer Seele das ganze Verdienst davon seinen Arzneien zuschrieb, so oft gestand er mit rühmlicher Bescheidenheit: daß immer noch seine Kur ein bloßes einstweilen sey; daß ein paar kalte Herbsttage alles wieder verderben könten. Um dem vorzubeugen, um der anfangenden Besserung auch Dauer zu geben, halt' er kein Mittel für so zweckmäßig, als — Gebrauch der Bäder zu Pisa. Diese allein, zu gehöriger Zeit, und mit Anhaltung von einigen Monaten besucht, könten mehr als tausend China-Tränke bewürken; könten ihr Leben und Gesundheit auf zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch sichern.

Zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch! Welcher Ehmann könt' es Molldorfen verdenken, wenn er einen gewaltigen Mißton in diesem Ver-

sprechen gefunden hätte? Und doch war es grade wieder Molldorf zuerst, der Wendlers Vorschlag gut hieß. Nicht nur, weil auch hier seine Freundschaft, seine Sorgfalt für Helenen aller übrigen Rücksicht zuvorging; sondern weil er auch, des ewigen Nistens auf seinem Landgute müde, von einer solchen Reise Zerstreuung, Aufmunterung, Richtung seiner Gedanken auf andre Gegenstände hofte. Ernstlich und freundlich zugleich drang er daher sofort in seine Gemalin. Binnen drei oder vier Wochen solte seiner Seits alles zu einer halbiährigen Entfernung bereit seyn. Mit möglichster Bequemlichkeit solte gereist werden; zu iedem schicklichen und anständigen Aufwand war er willfährig; und dennoch blieb Helene unentschlossen. Ohne ein bestimtes Nein zu sagen, wandte sie bald die Weite des Weges, bald ihre Ungewohnheit zu reisen, bald ihre geringe Kentnis der welschen Sprache — kurz immer solche Bedenken ein, die, genau betrachtet, wenig bedeuteten, und bei welchen doch, nach dem Ton' ihrer Stimme, nach der Miene ihres Gesichts zu schließen, eine größere Ursache im Hintergrunde obwaltete.

Einst, als Wendler wieder seinen Rath erneut, und mit einigem Nachdruck erinnert hatte: daß bei fortrückender Jahreszeit, was man thun wolle, bald zu thun sey; als Molldorf, nach Wendlers Entfernung, auch sein Anerbieten und seine Vorstellung wiederholte, schien Helene erst einige Minuten

nuten einen Kampf mit sich selbst zu unterdrücken, und brach dann schnell in die Worte aus:

„Nun ia, mein Gemal! Ich selbst glaub' es, daß mein Arzt Recht hat, daß die Bäder zu Pisa, nach dem, was ich von ihnen hört' und las, mir viel nüzzen würden. Ich danke dir zugleich für eine Bereitwilligkeit, für einen Eifer, der grade hier doppelt schön, doppelt verdienstlich ist. Aber wenn du würklich so besorgt für das Leben einer Person bist, die nach der Dinge gewöhnlichen Laufe dir nur zur Last fallen solte, so mußt du zu der mannichfachen Nachsicht, die du schon hegtest, noch eine fügen; mußt noch etwas mir versprechen."

Und was? Wozu diese Eingänge erst? Rede, fodre doch!

„Daß ich — allein — oder wenigstens ohne dich nach Pisa reisen darf!"

An mancherlei Launen war Molldorf schon gewöhnt; diese Foderung überraschte ihn doch. — „Wie, Helene, (rief er) ist es dahin gekommen, daß meine Gesellschaft sogar - .

Hel. (einfallend) O sie war seit funfzehn Jahren mein höchster Trost, mein schönstes Glück! Sie däucht mir in dieser Minute noch so neidenswerth, als damals, da ich zuerst am Lager unsers Oheims in deine Arme sank! Aber was so oft schon in der Heimath meinen Kummer weckte,

würde zwiefach stärker noch in der Fremde mich kränken. — Nein, Karl, ich kenn' ihn nur alzugut — diesen gewaltigen Abstand zwischen deiner und meiner Gestalt; kenne mein Alter und deine noch fortdauernde männliche Schönheit. Ich weiß nur zu gut, wie viel Ueberwindung mich es kostet, hier, im kleinen Zirkel längst dran gewöhnter Bekanten, neben dir sichtbar zu seyn; und fühl' es nur alzustark, in welche peinliche Verlegenheit jeder einzelne, zum erstenmal eintretende Gast mich versezt! Und nun — nun solt' ich auch auswärts mich an deiner Seite zeigen? Nimmermehr! Wie oft würd' ich dann die Frage beantworten müssen: ob du mein ältester Sohn vielleicht wärest? Wie manches bedeutende Lächeln, wie manches höhnische Flüstern würde mich beim ersten Eintritt in ieder etwas zahlreichen Gesellschaft empfangen? In wie manchem Gehirn und Gehirngen würde vielleicht der ernste Gedanke aufsteigen: daß es doch grausam sey, ein Todtengeripp' an lebende Körper zu binden! Und ich, wenn ich dann dies alles sähe, hörte, muthmaßte nur — Molldorf, soll ich dir erst sagen: was ich dann empfinden würde? Die würksamste Arznei würde mir dann zum Gifte, das heilsamste Bad zur Lebens-Verkürzung werden! — Nein, nein, Karl! soll mir Pisa nüzzen, so muß ich es ohne dich besuchen.

Mold. Aber, Helene, wär' es wohl anstän-

ständig, — wär' es möglich sogar, daß du eine so weite Reise, ohne männliche Begleitung, ohne Begleitung eines schüzzenden Freundes unternähmest?

Hel. Auch will ich das nicht! — Vielleicht, — oder mehr als vielleicht, wahrscheinlich ließe Wendler sich durch ein anständiges Geschenk bewegen, meinen Führer zu machen. Unschicklich wäre seine Gesellschaft auf keinen Fall; nüzlich könte sie für mich in mancher Rücksicht werden.

Mold. Aber Euphrosine — ist ihr Mitreisen dann rathsam? ihr Daheimbleiben geziemend?

Hel. Keines von beiden! Aber Euphrosine könte indeß — wenn es dir gefällt, einige Monate in der Hauptstadt, bei unsrer Freundin, der Baronin W* zubringen. So mannichfache Kentniße sie auch bereits deinem Unterrichte verdankt; so gewiß sie tausend und aber tausende ihres Standes an Bildung beschämt; so ersprieslich kann es ihr doch seyn nun bekanter mit städtischer Sitte zu werden; den großen Abstand unsers Landlebens vom Ton' einer Residenz kennen zu lernen.

Mold. (etwas beleidigt) Vortreflich! und ich — ich soll indeß ganz allein — gleichsam verwaist haushalten, und abwarten, bis ihr zurückkehrt?

Hel. Nicht doch, lieber Karl; wer begehrt dies? Auch dir steht ia indeß die ganze weite

Welt offen! Auch deine Gesundheit erfordert eine Abwechslung, eine Verändrung von Ort und Lebensart. So lange schon hing dein Herz an dem Wunsche wieder einmal London zu sehen; reise dort., reise anders=wohin! Nur nicht mit mir!

Mold. Aber das Aufsehn, das es unter allen unsern Bekanten machen würde, wenn ich nach Norden steuerte, und du nach Süden? Die mannichfachen Auslegungen, der falsche Argwohn —

Hel. (rasch) Bester Gemal, den nehm' ich auf mich! Zwar wird er wahrscheinlich nie uns treffen. In der ganzen Provinz gilt unsre Ehe für musterhaft, giltst du für einen Biedermann von seltner Art. Wenn man sieht, wie traulich wir bis zum lezten Augenblick zusammenleben; mit welcher Wärme wir uns trennen: wer könte dann auf einen Zwiespalt argwohnen? Aber spür' ich nur die kleinste mistrauische Miene, dann sollen aus meinem Munde all' unsre Bekanten erfahren: daß du blos einer Grille von mir nachgabst; daß du ernstlich zu meiner Begleitung dich erbotest, lang auf ihr beharrtest, und nur — kurz, Lieber, dann solst du entschuldigt werden, besser, als ie ein Mann; besser sogar, als es nöthig wäre!

Mold. Besser, als nöthig!

Hel. Allerdings! denn was darf eigentlich ein Mann von deinem Werth' um ein leeres Geschwäz sich bekümmern, sobald sein eignes Herz

ihn

ihn losspricht, und der innige Dank seiner Gattin ihm lohnt? Wilst du mich lieber in ståter Unruhe wissen, lieber die lezte Hofnung der Genesung mir vereiteln, als einem Gerüchte trozzen, das nach wenigen Wochen sich selbst widerlegt? Woltest du wohl . . .

Doch unnüz wår' es långer dieses Gespråch wörtlich zu verfolgen! Schon ergiebt sich der Gang des übrigen von selbst. Immer kam Helene auf die Behauptung zurück: In Karls Nåhe werde sie auswårts ein Gegenstand der Verspottung werden! Immer beharrte sie fest auf der Erklårung: ohne ihn nach Pisa zu reisen, oder gar nicht! Molldorf mußte sich endlich bequemen nachzugeben. Zwar thåt er es nur unter der Bedingung: wenn er erst mit Wendlern gesprochen habe, und Helene auch nach acht Tagen noch nicht eines bessern sich besinnen solte. Doch beides war unnüz. Helene blieb auf ihrem Sinne; Wendler, ganz zum Vertrauten gemacht, billigte zwar ihre Grille nicht; doch zuckt' er gegen Molldorfen bedeutend die Achsel und erklårte: ein ruhiges Herz sey freilich das erste unumgånglichste Erfordernis zu einer Badekur! — Ja, Molldorf selbst, ie långer er im Stillen es überdachte, ie mehr fand er, — wiewohl in andrer Rücksicht — daß Helenens Vorschlag doch besser sey, als er anfangs geglaubt habe. Eine Reise in Euphrosinens Gesellschaft sey noch ein sehr zweifelhaftes Heilungs-Mittel; eine fast

halbiährige Entfernung dürfte ausgiebiger seyn. Für die Entbehrung von Italiens Anblick könn' er ein andermal und anderswo sich schadlos halten; und der Verwundrung seiner Bekanten lasse sich durch eine kleine, schuldlose Nothlüge vorbeugen. — Leicht war diese leztere gefunden. Daß Molldorf Anverwandte im Holsteinischen und einen alten reichen, kinderlosen Vetter in Koppenhagen habe, wußten viele seiner Bekanten; daß dieser ihn oft zu sich geladen, sich oft zu einem vortheilhaften Testamente erboten, war ungezweifelt. Wenn er ihn iezt abermals und zwar dringend schreiben ließ; wenn Helene sich zwar nicht übers Meer getraute, doch grade, Molldorfs Entfernung halber, sich eher noch zu dem ihr oft empfohlnen Pisa entschloß; — wer konte ienes unwahrscheinlich, und dieses tadelnswerth finden?

Mit möglichster Eil betrieb Helene nun die Anstalten zur Abreise. Es ward festgesezt, daß sie und Molldorf solche an einem Morgen antreten, in einer Stunde sie (seinem Ausdruck nach) südlich, er nordwärts steuern wolle. Zwar trug er sich an, Euphrosinen und sie wenigstens bis nach Berlin zu begleiten; doch festen Sinns weigerte sich Helene es anzunehmen. „Begleitungen dieser Art, sagte sie, vervielfachen den Abschied. Man fühlt minder, was schnell geschieht!" — Ueberhaupt schien es, als bewährten die Bäder zu Pisa ihre Heilungskraft in voraus schon; so heiter war

wieder

wieder ihr Geist, so zutrauungsvoll alles, was sie sprach und that, geworden. Nur erst am Tage vor ihrer Abfahrt entschlüpften ihr einige Spuren schwermüthiger Ahndung. Sie besuchte mit merklicher Rührung noch einmal alle ihre Lieblingsplätzchen in der Gegend umher; sie bediente sich gegen einige ihrer Hausgenossen des Ausdrucks: wenn wir uns auch für immer trennten! sie theilte an einige ihrer Dienerschaft beträchtliche Geschenke, als — ein Andenken aus; und beim Abendessen, wo verschiedne ihrer besten Bekanten sich ungeladen eingestellt hatten, als am Ende der Tafel die Gesundheit ausgebracht wurde: Glückliche Rückkehr und völlige Genesung! — bot sie, statt der Antwort, ihrem Gemahl schief überm Tisch die Hand, und sprach: Wenigstens, lieber Karl, vergiß unsrer Freundschaft nie! — Eine sonderbare Würkung folgte so einfachen Worten. Helene sah, als sie rund umher schaute, aller Augen feucht; auch Karl blieb wohl zwei Minuten stumm; seine Hand bebte in der ihrigen. Sie selbst war die Erste und Einzige, die sogleich wieder zu lächeln vermochte. Leicht und schnell genug wandte sie das Gespräch auf einen frohern Stof, und entfernte sich bald drauf unbemerkt in ihr Schlafgemach, um allem förmlichen Abschiednehmen vorzubeugen. Der Arzt versicherte: es sey auf seinen Rath geschehen.

Noch mehr Fassung bewieß sie am andern Morgen.

gen. Sie sprach beim Frühstück von zwanzigerlei gleichgültigen Dingen, bis man ihr meldete: es sey angespannt. Am Arme ihres Gemals stieg sie dann die Treppe hinab, und keiner ihrer Schritte wankte. — „Wir wollen uns die Trennung nicht „erschweren!" sagte sie schon dicht am Wagen: „Mein Herz verkündet mir, wir sehn uns wieder, „und sind dann froher als iezt!" Ein Druck der Hand, eine Umarmung und noch ein Lebewohl war ihr ganzer Abschied. „Auch diese umarme! „auch diese vergiß immittelst nicht!" fügte sie hinzu, und zeigte auf Euphrosinen, deren Augen weit sichtlicher thränten. Molldorf gehorchte mit einem Erröthen, mit einem Ungestüm, das, wie er sich schmeichelte, gleichwohl nur er und die Umarmte bemerkten. — Eine Minute später, und der Wagen flog fort; noch zehn Minuten, und auch Molldorf saß in seiner Halb-Chaise eingepackt. Ein unbeschreibliches Gewirre von Empfindungen füllten sein Herz. Ihm war, er wußte selbst nicht: wie?

Würklich erkante Molldorf iezt erst ganz: wie mächtig schon die Leidenschaft in seiner Brust, wie unentbehrlich zu seinem Glück' Euphrosine geworden sey. Emsig sucht' er nun in der Fremde iene Zerstreuung, worauf er so zuversichtlich gehoft hatte; aber er fand sie nur halb, und die entflohne Ruhe der Seele nirgends. Bekantschaften in Menge erwarb er sich zwar; manche davon war reizend; doch wenn er sie mit dem Bilde verglich,

das

das seinem Gedächtnis und seiner Einbildungskraft vorschwebte, dann verlohr stets die Gegenwart, und die Entfernung gewann. Oft wähnt' er, es wären die häuslichen Freuden, die er vermisse, oder war Selbstheuchler genug sich zu überreden: er verlange nach Helenen; wenn er es genauer untersuchte, war es — nach Helenens Schwester. Von ihr träumt' er im Schlaf; sie sah er selbst im Wachen überall und auch nirgends.

Alles dies hinderte ihn nicht auch an seine Gemalin oft und nie ohne Theilnahme zu denken. Sorgfältig hatte man die Abrede getroffen, sich fleißig zu schreiben. Jedes Wohin war bestimmt, iedes Wann und Wie so genau als möglich berechnet worden. Bei iedem erhaltnen Schreiben freute sich Molldorf, wenn er las: daß es ihr wohl gehe; und sieben oder acht Briefe hindurch war dies unausgesezt ihre Nachricht. Sie konte kaum Worte genug finden, ihre Zufriedenheit mit Pisas Brunnen nach Würden zu schildern; selbst im scherzenden Ton ging sie oft über. „Wenn es „so fortgeht, schrieb sie einst, so komm' ich wenigstens um zehn Jahr iünger zurück. Diese „Bäder scheinen mir Medeens Kessel zu gleichen, „der den Aeson neu belebte. Nur sorge nicht, „mein Gemal, daß ich mich für alzuiung halten „dürfte! Du bleibst mein erster Freund; mehr „zu fordern wäre ungerechte Begehrlichkeit.“ —

Auch

Auch Wendlers Sorgfalt erwähnte sie fast in jedem Briefe mit großem Lobe.

Reichliche zwei Monate war sie nun in Pisa; in ein paar Wochen gedachte sie ihre Kur zu beschließen. Molldorf, der indeß Schleswig und Holstein durchstreift, eine Zeitlang in Koppenhagen gelebt, und fast eben so lange in Hamburg verweilt hatte, dachte gleichfalls auf Rückkehr, als plözlich Helenens Briefe ausblieben, und bald drauf ein Schreiben von Wendlern eintraf, himmelweit im Inhalt von allen bisherigen unterschieden. „Ein heftiges, gefährliches Fieber, durch Erkältung veranlaßt, schrieb er, habe Frau von Molldorf mitten auf dem schönsten, anscheinendsten Wege zur Genesung überrascht. Ihm sey, freigestanden, für ihr Leben bange. In zweimal vier und zwanzig Stunden nach Abgang des Briefes müsse sich alles entscheiden. Noch habe die Kranke bisher ihre Umstände nicht für gefährlich gehalten; habe durch ausdrückliches Verbot alle frühere Meldung verhindert; doch heute sey sie gesonnen, Vorbereitung auf jeden Fall zu treffen. Der Name ihres Gemals und ihrer Schwester wären Worte, die fast immer auf ihrer Zunge schwebten."

Mancher Bräutigam mag minder beim plözlichen Verlust der geliebten Braut erschrecken, als Molldorf bei dieser Nachricht. Zwar hatt' er sich

oft

oft genug in diesen lezten drei Jahren die Möglichkeit von Helenens Tode, und (aufrichtig gesprochen) auch mit Fassung gedacht. Doch nie minder, als grade iezt! Daß seine ehliche, treuste, geprüfteste Freundin grad' in einem fremden Lande, fern von Glaubensgenossen und Verwandten, vielleicht ohne lindernde Wartung, ohne tröstende Theilnahme, leiden, schmachten, langsam ersterben solle — zur wahren Folter ward ihm dieser Gedanke. Tausend Vorwürfe, sie allein fortgelassen zu haben, stiegen iezt empor. Mit höchster menschlicher Raschheit wär' er so gern zu ihr hingeeilt. Nur die augenscheinlichste Unmöglichkeit, nur die sichre Ueberzeugung: daß in diesen Augenblicken ihr Schicksaal schon entschieden seyn müsse, hielt ihn von alsbaldiger Hinreise zurück. Desto bänglicher, desto ungedultiger sah er der nächsten Briefpost entgegen. Sie kam, und brachte — was er vermuthet hatte — Nachricht von Helenens Tode.

Auch dieser Brief von Wendlern war nur kurz. — „Frau von Molldorf, meldete er, sey schon des andern Morgens mehr eingeschlummert, als verschieden. Wenige Stunden vor ihrem Tode habe sie ihm noch inliegende Zeilen an ihren Gemal, und ein ähnliches Briefgen an ihre Schwester in die Feder gesagt; habe beide mit schon zitternder Hand unterzeichnet, und dann an nichts weltliches mehr gedacht. Viel Schwierigkeiten

mach'

mach' ihm das Begräbnis in einem katholischen Lande; doch ein redlicher Priester, der einigemal die Kranke besucht, und ohne Rücksicht auf Dogma und Glaubensspaltung ihr Trost zugesprochen, hab' ihr endlich die Erlaubnis einer anständigen Beerdigung im sogenanten geweihten Boden ausgewürkt. Morgen geschehe solche; dann werd er sich sofort wieder auf den Weg machen, und mündlich manches nachtragen, was iezt zu schreiben unmöglich sey." Helenens Abschied war dieser:

„Ich sterbe, mein Gemal, fern von Dir; freilich mit dem Wunsche, Dich nur noch einmal zu sehen, doch ohne Murren. Deine Liebe erheiterte mein Leben; Deine Gegenwart würde vielleicht meine Todesstunde mir erschweren; der Name des Ewigen sey gelobt! Auch sterb' ich ia nicht unerwartet. Seit mehrern Jahren wünscht' ich mir oft im Stillen das Ende meiner Wallfahrt; nicht weil sie mir bitter war, sondern weil ich die Deinige zu verbittern sorgte. Habe Dank dafür, daß Du nie mir dieses merken ließest! Längst ist mein lezter Wille fertig; such ihn in meinem Pulte! Er ist ohne gesezliche Förmlichkeiten; diese wären Beleidigung für Freunde, wie wir waren. — Lebe noch lange! Lebe glücklich! und mache, wenn es dein Herz erlaubt, auch Euphrosinen glücklich. Kein schöneres Vermächtnis kann ich der Schwester hinterlassen, und keinen redlichern Wunsch dem Gatten."

Nicht

Nicht ein- oder zweimal nur — unzälichemal las und wieder, las Molldorf diesen Abschied. Häufig und rein floßen seine Thränen. Noch diesen Abend verließ er Hamburg, und nahm seinen Weg gerade nach Berlin. Nicht Liebe, nur der Wunsch in Euphrosinens Gesellschaft Helenens Verlust zu beklagen, und die Schwester zu trösten, führt' ihn iezt hin. Er traf sie, wie er vermuthet hatte, in tiefster Trauer. Auch ihr war diese Nachricht höchst überraschend gekommen; sie hatte sogar Helenens Tod früher noch als ihre Krankheit erfahren. Denn ein Zufall hatte Wendlers ersten Brief verspätet; und ein anderer Zufall hatte gewolt, daß sie unter zweien zugleich erhaltenen Schreiben dasienige zuerst entsiegelte, in welchem Helenens Scheidegruß sich befand. Ohnmächtig war sie nach Lesung der ersten paar Zeilen hingesunken; noch iezt am sechsten Tage, seit iener empfangenen Nachricht, mußte sie unpäßlich das Zimmer hüten. Aber eben diese Unpäßlichkeit, diese Trauer und der Zwischenraum einiger Monate — wie mächtig erhöhte dies alles zusammen ihren Reiz! Kaum vermochte Molldorf, nach dem ersten wechselseitigen Erguß ihrer Schmerzen, sein Auge nur eine Sekunde lang von dieser — Trösterin wieder abzuwenden: und als sie zumal sein Anstarren mit einiger Verlegenheit bemerkte: als sie ihren Blick halb schaamhaft, halb thränend zur Erde senkte; als sie ihn bat: er möchte nicht

aufhören, auch fortan für sie — väterlich zu sorgen; da fehlte nicht viel: Molldorf hätte alles vergessen, Zeit, Ort, Anstand und Vorsaz; hätte iezt schon alles, was er bisher so sorgsam verschwieg, vor ihr ausgeschüttet. Nur ein Blick auf die Dame, in deren Hause sich iezt Euphrosine befand, gab ihm die Besinnung wieder; und er stotterte, statt der Antwort, ein paar Silben her, die er selbst kaum verstand.

Höchstens zwei oder drei Tage hatte Molldorf anfangs in Berlin bleiben wollen; es wurden zwei Wochen draus: denn er fand es am schicklichsten — Wendlers Ankunft hier abzuwarten. Wo er seine ganze Zeit zubrachte, ergiebt sich eben so leicht: denn es war ia seine Pflicht — Euphrosinen zu trösten. Als endlich Wendler wirklich kam, ihm noch verschiedene Papiere der Verstorbenen, die Schlüssel ihres Pultes, und eine genaue Nachricht von ihrer lezten Krankheit überbrachte; da fand Molldorf selbst, daß es nun unschicklich sey, länger hier zu verweilen; fand, daß ienes Testament, wovon ihm Helene geschrieben, Eröfnung, und sein Hauswesen verschiedene Einrichtung bedürfe. Er reiste daher ab, doch mit dem ausdrücklichen Versprechen, den grösten Theil des nächsten Winters in Berlin zuzubringen. Euphrosinens funkelndes Auge dankt' ihm für diese Zusage.

Sein erstes Geschäfte bei der Heimkunft war, einige gültige Zeugen laden zu lassen, in deren

Gegenwart er Helenens Pult eröfnete. Noch kurz vor ihrem Tode hatte sie das Fach, in welchem ihr lezter Wille befindlich sey, Wendlern so deutlich bezeichnet, daß es keines Nachsuchens bedurfte. Man fand in demselben ein Quartblat, folgenden Inhalts:

„Mein gütiger Gemal überlieferte mir am Hochzeittage achttausend Thaler in landschaftlichen Papieren zum unbeschränktesten Gebrauch, und fragte seit diesem Augenblick auch mit keinem Worte weiter nach Zinsen, oder Verwendung derselben. — Nun, so wird er hoffentlich auch, wofern ia der Tod mich überraschen solte, sich nicht wundern, wenn er hier nur noch viertausend davon wiederfindet; wird nicht ängstlich nachforschen, zu welchen mildthätigen, gewiß guten Endzwecken ich nach und nach die Halbschied davon verwandte; wird endlich nicht zürnen, wenn ich diesen Ueberrest meiner Schwester zum Heirathsgut vermache; doch nur unter der Bedingung: Wenn diese Verheirathung meines Gemals Beifall erhält! — Heirathet sie ohne seine Beistimmung, wohl gar gegen seinen Rath, so falle die ganze Summe an ihn zurück! — Möchte sie doch so glücklich seyn, daß er selbst = = Doch nein! Diesen Wunsch wag' ich nicht niederzuschreiben. Er, der so oft meine kleinsten Gedanken unausgesprochen in meinen Mienen las, wird mich auch hier verstehn; wird am besten wissen, was er thun

oder lassen soll. — Alle meine übrige Haabe, mein Schmuck, mein ganzes bewegliches Vermögen, und gewiß auch mein Andenken ienseits, ist sein."

Unverbindlicher war, seiner Form nach, wohl noch kein Testament; gegen iegliches Erforderniß der Landesgesezze war gefehlt. Genau genug wußte dies Molldorf: doch bedacht' er sich keinen Augenblick es anzunehmen. Schon des andern Morgens schickt' er Euphrosinen eine gerichtliche Abschrift. Nicht eben reich an Worten, doch desto reicher an Sach-Inhalt war der Brief, den er hinzufügte. Jener Einschränkung entsagt' er förmlichst. — „Sie sey, erklärt er, über dieses Erb„theil eben so unbeschränkte Gebieterin, als über „ihr Herz. Aber wenn dieses Herz den Wunsch „einer zärtlichen Schwester nicht ungern vernähme; „wenn eine längst im Verborgnen glimmende, nur „durchs Gefühl der Pflicht unterdrückte Neigung; „wenn eigne Empfindung" — Seine Feder schien hier gestockt, seine Hand gezittert zu haben; unvollendet war diese Periode geblieben. Selbst dem Anspruch auf schriftliche Antwort entsagt' er in einer Nachschrift. „In wenigen Tagen, fügt' er hinzu, komm' er um sie mündlich zu holen. Einsam an einem Ort zu leben, wo iedes Bäumchen im Garten, iedes Hausgeräth' im Schlos, ihn iezt an Helenens Verlust, iezt an Euphrosinens Entfernung erinnre, — dies sey ihm selbst für den

Monat

Monat unmöglich, den er sich anfangs vorgeschrieben habe.“

Was Euphrosine empfand, als sie diesen Brief erhielt; wie sie diesen neuen Beweis von Molldorfs Edelmuth und das Geständnis eines Manns aufnahm, der ihrem Herzen lange genug schon theuer war; was sie ihm antwortete, als er persönlich erschien; wie gern sie Liebe mit Gegenliebe vergalt; — dies alles weitläuftig zu erzälen, wäre Ueberfluß. Binnen kurzer Zeit machte die Trauer ganz einer frölichen Aussicht Plaz. Sobald es Wohlstand und Gebrauch erlaubten, reichte sie Molldorfen am Altar die Hand. Mit Anbruch des Frühlings kehrt' er dann an der Seite seiner jungen Gemalin auf sein Schlos zurück; wo ihn seine Unterthanen mit Sehnsucht erwarteten; wo ihn manche seiner Freunde mit Glückwunsch besuchten; wo er in den gesellschaftlichen Zirkeln der Gegend wieder ganz den ehemaligen geachteten Plaz einnahm, und wo seinem Glücke nichts zu fehlen schien, was nur ein weiser Sterblicher vom Geschick begehren kann. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm binnen zwei Jahren geboren. Seine Gattin stand aus ihren Wochenbetten mit unverminderten Reizen auf. Sein eigner Körper schien mit der Gesundheit, ihr beiderseitiger Geist mit der Heiterkeit ein festes Bündnis errichtet zu haben. Durch Wohlthätigkeit machten sie sich bei ihren Unterthanen, durch Geselligkeit bei ihres gleichen

beliebt. Auch fand es Molldorf allerdings leichter, einen schönen Körper und eine schöne Seele zugleich, als blos diese leztere mit bewährter Treue zu lieben.

Gleichwohl, selbst im Schoose der Ruhe und des Glücks, blieb Helene ihnen beiden unvergeslich. Immer dachte Euphrosine an dieselbe, als an eine liebevolle Schwester, und Molldorf, als an eine würdige Gattin. Wenn sie sich oft ihrer vorigen Lage erinnerten; wenn sie wechselseitig manche einzelne Worte der Verstorbenen sich ins Gedächtnis zurückriefen; dann war es ihnen sonnenklar: die Redliche hatte ihre heimliche Neigung gemuthmaßt. Daß sie, so sanften Geistes, stille geschwiegen, daß sie auf ihrem Sterbelager noch an Beförderung dieses Wunsches gedacht hatte, verdiente billig Dank. Oft, wenn Molldorf ihr Bild, das immer noch über seinem Schreibepulte hing, betrachtete, rief er aus: „Wahrlich eine edle Frau, die wohl verdient hätte, nie zu altern und nie zu sterben!" — Auch Wendler trug viel dazu bei, ihr Andenken nie verlöschen zu lassen. Er war Moldorfs Haus-Arzt geblieben; er hatte um Euphrosinen sich bei ihrer zwiefachen Niederkunft durch Eifer und Sorgfalt einiges Verdienst erworben; er stattete, auch ungerufen, wenigstens ieden Monat seinen Besuch ab: aber er kam nie aufs Schlos, blieb nie einen Mittag zur Tafel, daß nicht Molldorf oder seine iunge Gemalin sich ienes

Ab.

Abschieds erinnert haben sollten. Gewiß zwanzigmal schon hatte er die Schilderung von Helenens leztem Krankenbett' entworfen: immer noch blieb etwas ihnen zu fragen übrig.

Einer von den guten Vorsäzzen, mit welchen Molldorf seinen zweiten Ehestand begonnen hatte, war: nicht mehr, wie sonst, das ganze Jahr auf seinem Schlosse stillzusizzen, oder nur ein oder zwei Meilen in der Runde sich herum zu treiben. Alle Winter wolt' er ein paar Monate in der Hauptstadt zubringen, alle Sommer, ein acht oder zehn Wochen auf eine kleine Reise verwenden. Das erste Jahr hatt' er pünktlich Wort gehalten: im zweiten kont' er den Sommer-Ausflug nicht durchsezzen; seine Gemalin befand sich eben damals in Umständen, die einer heftigen Bewegung widersprachen. Mit Anbeginn des dritten Frühlings hoft' er es einzubringen. Längst hing ihm sein Herz an der Schweiz. Meiners unterhaltende Briefe über dieses merkwürdige Land, die er im lezten Winter gelesen, hatten sein Verlangen gemehrt und neu entzündet. Daß doch Zeiten einbrechen dürften, wo seine körperlichen Kräfte sich mindern, seine Füsse nicht rüstig genug seyn würden, die Gletscher und den Gotthard zu besteigen, besorgt' er heimlich, und wollte daher bald geniessen, was ihm noch genießbar sey. Weit schwerer ward es Euphrosinen sich von ihrem kleinen, erst eben entwöhnten Sohn einige Monate lang zu trennen.

Doch auch sie hatte die Beschreibung des Rheinfalls, des Genfersees, der Teufelsbrücke, und der tausend andern Naturschönheiten entzückt; ihren Gemal allein reisen zu lassen, kam ihr nicht einmal schlafend im Sinn. Alles ging von statten, wie Molldorf wünschte. Was er dort sah, erfuhr, empfand, gehört nicht hieher. Kurz, nie war ihm ein Sommer so schnell verschwunden. Er muste zu der anfangs bestimten Zeit noch ansehnlich zulegen. Erst in der Mitte des Herbstes befand er sich auf dem Rückwege, und dieser ging über — Basel.

Noch war Basel nicht der Ort, wohin die Augen von halb Europa mit banger Erwartung und mit dem Wunsche: ach, gieb uns den Frieden! blickten; noch lockte kein glänzendes Gefolge von fremden Bothschaftern und kein Gewühl von eitlen, selbst im Unglück unverbesserlichen Eidevant's die Neugierigen hieher. Doch hatte sich Molldorf absichtlich diese Stadt bis zu guter Lezt aufgespart. Er kante sie schon aus Büchern und Erzählung als eine zwar ansehnliche, schön gelegne, doch etwas stille und menschenleere Stadt. Er glaubte, daß sie eben daher sich doppelt gut zu einem Abschiedsort schicke. Er wollte hier zwei, höchstens drei Tage verweilen, wolte hier feierlich der freien, (oder wenigstens sich freidünkenden) Schweiz und seinem lieben Rheine an einer Stelle, in einer Minute Lebewohl sagen, und dann queer

durch Schwaben ohne Aufenthalt, ja wo möglich ohne Rückblick, seiner Heimath zueilen. Etwas Schwärmerei mischte sich freilich in diesen Plan. Doch welcher empfindsame Mann schwärmte nicht, wenigstens dann und wann, wenn er aus den Alpen und Gletschern zurück kam! — Molldorf, als er iezt zu Basel im Gasthof der drei Könige einkehrte; als er aus seinen Fenstern den ersten Blick wieder auf ienen herrlichen Strom warf, der hier in stolzester Größe unübersehbar herabrollt, und mit maiestätischem Ernste die Grenze von drei großen Ländern und von fast zahllosen kleinern Staaten bildet — Molldorf, war iezt seiner Gefühle kaum mächtig. Indem er Euphrosinen rasch mit ans Fenster zog, sie fest an seine Seite drückte, rief er aus: Sieh, liebes Weibchen, dort ist Teutschland wieder! Doch noch stehn wir auf helvetischen Boden! Oft werden wir wahrscheinlich im nächsten Winter an diesen Anblick und diesen Tag mit einer Mischung von Freud' und Sehnsucht denken! — Wie viel ahndende Wahrheit in diesen Worten lag, erkant' er erst später.

Sie waren kurz vor der Mittagszeit in Basel angelangt, und bald darauf erging daher der Ruf zur Wirthstafel. Molldorf fand in ienem, schon so oft gerühmten, halbofnen, überm Strome schwebenden Speisesaale eine zahlreiche, mannichfache, zum Theil muntre Gesellschaft. Seine eigne

Seele war dieses Leztere doch nicht ganz. Eben diese große, sich hier vor seinen Augen spiegelnde Wasserfläche weckte unabläßig in ihm die Idee: nun geht es heimwärts! Misvergnügt konte zwar hierüber der Mann nicht werden, den so manches häusliche Glück theils begleitete, theils erwartete; doch ernsthaft, oder vielmehr gemischt war dabei seine Empfindung. Erst bei der ersten Schüßel begann er um sich herumzuschauen: mit wem er eigentlich speise? — Ihm schief, Euphrosinen grade gegenüber, hatte der einzige Mann, von welchem Molldorf schon einige historische Kentnis besas, seinen Siz genommen. Er hatte, gleich bei der Ankunft, ihn ins Zimmer neben dem seinigen gehn sehn, und gelegentlich vom Kellner erfahren: daß es ein Geistlicher aus Graubünden, Namens Nitscher sey, der schon seit acht Tagen sich hier befinde, weil seine Gattin erkrankt, nun zwar schon wieder genesen, doch noch zu empfindlich für die freie Herbstluft wäre. Die Kleidung dieses Geistlichen war höchst einfach, doch sauber; sein Gesicht ließ auf ein Alter zwischen funfzig und sechzig Jahren schließen, und konte — nie schön gewesen seyn: doch war es eines von denienigen Gesichtern, die gleich beim ersten Anblick sich Zutrauen erwerben, so viel treuherzige Güte lag in iedem Zuge. Mit einer gewissen bescheidnen Aufmerksamkeit hatt' er schon einigemal Euphrosinen betrachtet, und mit unzudringlicher Höflichkeit Molldorfen durch ein

paar

paar Fragen ins Gespräch zu bringen versucht. Als dieser endlich auch — um doch nicht für stolz oder stumm zu gelten, von Basels schöner Lage etwas ziemlich altägliches zu sprechen begann, wußte iener bald ungezwungen genug das Gespräch auf den großen Unterschied der schweizerischen Gegenden in Vergleich mit den nachbarlichen Ländern, zu spielen. Molldorf spürte bald mit Verwunderung, daß dieser einfache Mann, in welchem er einen braven Landgeistlichen und nichts mehr zu finden vermuthet hatte, das ganze südliche und westliche Europa durchreist und mannichfache Kentnisse eingesamlet haben müsse. Kunstlos und doch wohlgewählt war sein Ausdruck; Anmaßung befand sich in keiner einzigen Rede, und doch Scharfsinn in ieglicher Silbe. Molldorfs Achtung wuchs gerade durch die geringe Meinung, die er anfangs gehegt hatte; und noch ein Umstand mehrte die Theilnahme.

Mit Unpartheilichkeit hatte ihm Ritscher zu sprechen geschienen, so lange er von Italien, dem mittäglichen Frankreich und Ober = Teutschland sprach; doch als er auch den nordlichen Theil dieses leztern Reiches berührte; als er das Urtheil fällte: daß die Natur hier oft stiefmütterlich gehandelt zu haben scheine; und auf die einförmigen Waldgegenden in Westphalen, die große Haide-Steppe zwischen Hannover und Haarburg, und die Sand = Ebne des Kurkreißes sowohl als der

Mar-

Marken sich berief; da dünkte Molldorfen doch dieser Ausspruch alzustreng. Er glaubte sich seines Vaterlands annehmen zu müssen. Die Lage von Dresden und Kassel, so manche romantische Gegend in Holstein, am Harz und am Riesengebürge ward ienen Beispielen entgegengesezt. Von unbelebter Natur ging er dann zur belebten über. So kam es zu einem Wortwechsel, der warm war, und doch kein Streit ward. Eine reichliche Stunde verlief; Molldorf wußte nicht, wohin. Erst, als von der übrigen Tischgesellschaft schon drei Viertheile almälig verschwunden waren, als Euphrosine ihn leise erinnerte, daß sie diesen Nachmittag noch gewaltig viel zu thun und zu sehen hätten; da brach er zwar endlich ab, doch nicht, ohne den lauten Wunsch zu äußern, eine so interessante Bekantschaft während seines Aufenthalts in Basel fortsezzen zu können.

Mit sichtlichem Vergnügen, mit verbindlichster Gegenversicherung beantwortete Nitscher diese Höflichkeit: Euphrosine, auf iedes Wort ihres Gatten aufmerksam, bracht' es im Vorschlag, ihre Theestunde gemeinschaftlich zu haben. „Wir sind ia Nachbarn! sprach sie. Gegen Abend kommen wir heim. Die Riegel auf beiden Seiten der Nebenthüre werden weggeschoben; aus Zwei Zimmern wird eines. Ich lerne ihre Gattin kennen, auf die ich mich, wenn sie Ihnen gleicht, im voraus freue; die Herren sezzen, wenns beliebt, ihren

Streit fort." — Man fand dies vortreflich, und schied von einander, mit der Hofnung, sich bald wieder zu sehn.

Der Nachmittag ward nun mit Herumgehn und Anschauen zugebracht. Ob Holbeins berühmter Todtentanz ihrer Erwartung ganz entsprach? Welches Gemälde sie in der vortreflichen Faschischen Samlung für das vortreflichste hielten? Wie viel oder wie wenig sie in Mechels Kunsthandlung einkauften? Dieß zu erzählen wäre unnüz. Genug, daß Molldorf, im Kleinsten wie im Größten ein Mann von Worte, wenigstens um eine halbe Stunde früher, als er sonst gethan haben würde, heimkehrte; und daß dann eine seiner ersten Beschäftigungen war, an die gemeinschaftliche Thüre seines Nachbarn zu klopfen. Nitscher schien gleichsam auf dieses Zeichen gepaßt zu haben. Denn noch in d e r Minute schlos er auf, und trat hinein. Sein erstes Wort war eine Entschuldigung, daß er noch allein komme. Seine Gattin, sagt' er, hab' es doch gewagt, heute schon einen kleinen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Binnen wenigen Minuten erwart' er sie zurück, und werde sie dann aufführen. —

„Aber — aber, mein Herr, fuhr er fort, mit welcher neugierigen Ungeduld hab' ich Ihrer Rückkunft entgegen gesehn! Als ich unten an der Tafel das Vergnügen hatte, mit Ihnen ins Gespräch

zu

zu kommen, schlos ich aus ihrer Mundart zwar bald, daß ich mit einem Unterthanen jenes großen Königs — und aus mancher ihrer Äußerungen, daß ich mit einem Biedermann spräche; doch nach mehrern mich zu erkundigen, Sie selbst nach Ihren Namen zu fragen, hielt ich für unbescheiden. Erst in ihrer Abwesenheit erfuhr ich denselben; und seitdem —

Mold. (etwas hastig) Und seitdem? Ich heiße Molldorf, mein Herr!

„Das weiß ich. Aber ist ihr Vorname nicht Karl? Heißt das Rittergut, das Sie von einem Oheim ererbten, nicht D**z, ohnweit B—g gelegen?

Mold. Allerdings!

„Nun dann — dann haben heute zwar meine Augen zum erstenmale Sie kennen gelernt; doch mein Herz kante und schätzte Sie schon seit geraumer Zeit! — Sie staunen mich an? Zehn oder zwölf Worte werden Ihnen alles erklären. Ich war vor drei Jahren in den Bädern von Pisa. Ich lernte dort eine brave, trefliche Frau kennen; Helenen von Molldorf! War es nicht ihre Gemalin?"

Molldorfen und Euphrosinen überraschte diese Frage gleich schnell. — „Sie vor drei Jahren in Pisa? Sie meine Gattin — meine Schwester —

ge-

gekant?" riefen beide mit einem Munde. „O wie? wodurch? wie lange?"

Nitsch. Fast könt' ich sagen, daß ich nicht blos sie kante! Könte mich rühmen, daß ich ihres Zutrauens, ihrer Freundschaft genoß; daß sechs Wochen durch fast kein Tag verging, wo ich nicht einige Stunden in ihrer Gesellschaft verlebte. — O wie oft hab' ich damals die Namen Karl und Euphrosine von ihren Lippen vernommen! Wie oft hat sie mir mit dem Pinsel der Lieb' und der Wahrheit zugleich das Bildnis von beiden entworfen! wie oft mir mit dem Feuer des innigsten Gefühls ienen edlen Zug erzählt, als Sie nach ihres Oheims Tode mit einer neuen Bewerbung sie überraschten, und vor mehrern Zeugen die kaum freigewordne Hand von neuem ihr boten!

Mold. Wie, auch dies? Ich gesteh Ihnen, mein Erstaunen wächst. Sie musten allerdings mehr, als Helenens Bekannter, — musten ihr Freund seyn! Doch daß Wendler mir nie ihren Namen nante —

Nitsch. (einfallend) Wundert mich selbst! denn daß ich auch ihm nicht fremd seyn konte, mag dieses Blatt bezeugen! —

Er hielt, indem er dies sprach, ein aufgeschlagnes Stammbuch hin. Molldorf erkante beim ersten Blick die Handschrift Wendlers, und fast noch schneller auf dem Blatte darneben die Hand-

schrift

schrift Helenens. Die einfachen Worte dieser Lezteren: „Ich bin Freundin von wenigen; aber ich bins auch übers Grab hin!" trieben ihm rasch, mit einer Kraft, die er selbst kaum begrif, eine Zähre ins Auge.

„Sie hat Wahrheit geschrieben!" rief er, und wieß Euphrosinen diese Stelle. — „Sie hat solche an uns bewährt. — Ehrwürdiger Herr, Sie denken sichs kaum, welche zahllose Erinnerungen Ihre Erzälung und diese Schrift in mir wecken! Zwar sehen Sie in uns beiden eines der glücklichsten Paare auf weiter Erde. Zwar hat selbst Helenens Tod dieses Glück gewissermaßen befördert und befestigt! Aber noch lebt auch ihr Andenken unvertilgbar in meinem Herzen. Ja selbst dieses herrliche Weib lieb' ich desfalls noch weit stärker, weil sie Helenens Schwester ist, und sich bei ieder Gelegenheit derselben dankbar erinnert!

Euphr. Und wer wär' ich dann, wenn ich dies iemals unterließe? War sie mir nicht mehr, als tausend Schwestern? Meine Freundin, Wohlthäterin, Mutter? War mein Glück nicht ihre lezte Sorge! Mochte nicht oft ihr Blick bis ins Innerste meines Herzens dringen; sehen, was ich mir selbst verbarg, und doch —

Uebermaas des Gefühls hemte hier ihre Stimme. Sie verbarg ihr Gesicht, auf eine Minute nur, in der hohlen Hand. Auch Nitschers Augen

thrän-

thränken. — „Bei Gott, rief er, eine schönere Leichenrede ward noch nie am Grabe eines Fürsten, — ward wenigstens nie von reinern Herzen gehalten."

Mehr wolt' er wahrscheinlich noch sprechen, als plözlich im Nebengemach die Stimm' ertönte: „Nein, nein! Ich vermag es nicht länger über mich!" Der bekante, nur alzubekante Ton durchbebte Molldorfen und seine Gattin. Sie blickten starrend nach iener Gegend; die Thüre des Zimmers flog auf; eine weibliche Gestalt stürzte heraus — stürzte auf sie zu. Nur einen Schritt noch von ihnen hielt sie an sich; stand vorgebeugt, mit ausgebreiteten Armen. — Es war Helene! — Mit stummen Entsezzen sprang Molldorf empor; bewußtlos sank Euphrosine hinter sich. — „Gott, warum iezt? warum so schnell schon?" rief Nitscher.

Molldorfs erste Empfindung mochte allerdings seyn: er säh' einen Geist. Doch bald verschwand dieselbe. An seinen Hals warf sich Helene, umklammerte ihn fest. Er fühlt' und muste es fühlen, es sey ein lebendes Wesen. Doch dann auch ein neues Erstaunen — ein Zurückbeben — eine dunkle Empfindung von Wahrheit und Zweifel — ein Nichtbegreifen und doch Ahnden; — alles, alles dies schmolz in den Zeitraum von zweien oder dreien Sekunden zusammen. — „Kehren, rief er

endlich — kehren Todte aus ihren Gräbern zurück? Oder welcher unbegreifliche Betrug ist sonst hier vorgegangen?"

Sie ließ ihn los; sie blickt' ihm mit einer Art von Wehmuth und doch auch Entschlossenheit ins Auge. — „O nenn' es keinen Betrug! erwiederte sie: Nur der Wille heiligt ia das Opfer; und bei dem Allsehenden, mein Wille war gegen dich rein und gut." — Sie wolt' ihn von neuem umarmen; schnell, als besönne sie sich eines bessern, eilte sie zur Schwester.

Noch lag dieselbe ohnmächtig da: Nitscher bestrebte sich sie wieder zu ermuntern. Vorsichtig genug war seine erste Sorge gewesen, die Thüre zu verriegeln, damit kein Zeuge von außen hereinkommen, wenigstens nicht sie überraschen möge. Seine zweite Absicht war etwas Faßung und Ordnung im Zimmer selbst h:rzustellen. Nicht kalt an sich selbst, doch hier der Kälteste unter allen, ermahnt' er Helenen leiser zu sprechen, bat Molldorfen sich zu sammeln, und suchte durch stärkende Wasser Euphrosinen ins Leben zurück zu bringen. Das Leztere gelang ihm. Sie schlug die Augen wieder auf: doch wenig fehlte, so hätte sie solche von neuem geschloßen; denn ihr erster Blick fiel auf Helenen.

„Euphrosine! Euphrosine! rief diese: erwache! Es ist kein Gespenst, das dich schreckt. Deine

Schwe-

Schwester lebt! Auch kömt sie nicht, um dein Glück zu stören. Nur noch einmal es in der Nähe betrachten, sich dessen freuen, — das will sie! Vergieb ihr diese Schwäche! Du wirst sie hoffentlich desto stärker in andrer Rücksicht finden."

Langsam, doch anhaltend gewann iezt Euphrosine Farbe und Bewußtseyn wieder. Ihr Blick starrte, doch ohne Furcht, auf Helenen. Sie litt die Umarmung derselben; sie erwiederte solche endlich, doch noch stumm. Gegen Molldorfen aber, der, ohnweit von ihr, immer noch mehr einer Bildsäule, als einem belebten Wesen ähnlich stand, streckte sie die Hand aus, und sprach: Karl, wessen bist du iezt? Wessen wirst du von nun an seyn?

„Und das kanst du erst fragen?" antwortete rasch, statt seiner, Helene. „Du sein rechtmäßiges, ihm angetrautes Weib? Geliebt von ihm; Mutter zweier Kinder! nach göttlichen und menschlichen Gesezzen ganz sein! Besinne dich erst, und dann wär' es hart meiner zu spotten; dann wär' es grundlos, etwas für dich selbst zu besorgen." — Sie sank, indem sie dieses sprach, auf einen nahen Stuhl, schwieg zwei Sekunden, richtete dann ihr Auge auf Ritschern und rief lauter als bisher: o mein Freund, iezt fühl' ich ganz die Wahrheit Ihres Rathes! Ich durft' entweder nie von diesem Schauplaz abtreten, oder nie auf ihn, wär'

es auch auf Minuten nur, zurück kehren. Mein Anblick erregt izt blos Furcht und Grausen. Ich habe alles — selbst meinen grösten bisherigen Trost, das liebevolle Andenken meiner Freunde verloren! Wer, wer giebt mir iemals das Gefühl der vorigen Viertelstunde wieder!

In diesem Augenblick flogen Molldorf und Euphrosine zu ihr hin. Ihre rechte Hand faßte die Schwester, ihre linke der ehemalige Gatte. — „Meine Mutter! Meine Wohlthäterin, zürne nicht auf mich!" flehte iene, und warf sich vor ihr aufs Knie. — „Edles Weib, sey nicht ungerecht gegen dich und uns! stammelte Molldorf: Bedenke, daß uns allerdings dein Anblick überraschen, — ia noch mehr, daß er uns erschrecken muste! Vielleicht seit Jahrtausenden befand sich kein Gatte noch in meiner iezigen Lage! Wär' es zumal so, wie es vor meinem Geiste dämmert; wo nähm' ich Worte her, dir meine Empfindung auszudrücken? Wie könt' ich dann — o rede! erklär' uns, wie, warum und wohin du verschwandest!"

Helenens Auge ward wieder klar. Mit Liebkosung hob sie die Schwester vom Boden auf. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit haftete sie, eine kleine stumme Pause hindurch, abwechselnd, iezt auf Euphrosinens, iezt auf Molldorfs Antliz. — „Es euch erklären, warum ich verschwand! Ja, ich will es! Aber sagt mir vorher: sagt es mir

ein-

einsilbig: Seyd ihr iezt glücklich? Glücklich in eurer Ehe?"

Beide. (zugleich) Ja! Ja!

Hel. Waret ihr es damals schon, als ihr an meinem Krankenlager euch liebtet, schwieget und littet? Als ihr in der Gegenwart nur Entsagung und Zwang, in der Zukunft nur ungewiße, immer wieder schwindende Aussicht sahet?

Mold. Gute Helene, wozu —

Hel. Keine Ausflüchte! Sagt Wahrheit! Waret ihr damals glücklich? — Ihr verstummt? Nun, so hast du auch, Karl, den Grund dir selbst angegeben, warum ich den Entschluß ergrif, mich loszureißen; warum ich nicht länger der Dorn in deinem Herzen, nicht länger die Scheidewand seyn wollte, die euer Glück und Unglück schied! — Alles war ich dir schuldig, was eilf Jahre hindurch mein Leben froh, die lezten drei wenigstens erträglich machte! Schändlicher Undank wär' es nun nach meinem Gefühle gewesen, wenn ich dich länger durch mein Daseyn gefoltert hätte, da blos meine Abwesenheit dich beseeligen konte.

Mold. Gott, welche Uebertreibung von Grosmuth! Welche Selbstquälerei, wiewohl im Grunde so edel!

Hel. Nein! nenne es nicht so! Es war Gefühl meiner Pflicht, und nichts weiter. Zeitig spürt'

 ich

ich die Neigung, die für Euphrosinen in dir — für dich in Euphrosinens Herzen entbrante. Ich selbst suchte sie zu fördern. Nun sterb' ich ruhig, sprach ich oft in Geheim, denn die zwei Menschen, die mir am theuersten sind, belohnen sich wechselseitig. — Noch glaubt' ich damals: das Oel meines Lebens müße bald ausgebrant seyn. Bei iedes Monats Anfang versah ich mir desselben Schlus nicht zu erleben. Doch als ich spürte, daß mein Kränkeln doch noch nicht Krankheit zum Tode sey; als sogar meine gesunkenen Kräfte sich wieder zu ermuntern begannen, und du doch dein Schicksaal mit Selbstverläugnung ertrugst, da schwur ich mir: Nein, ich will nicht harren, bis diese Geduld ermattet! — Tausend Pläne gingen vor meiner Seele vorüber. Die Schwermüthige zu machen, und zu verschwinden, war bereits mein Entschlus; mehr aus Furcht, dich mit zu kränken, als aus Scheu vor Pöbelgeschwäz und vor eigner Schmach, stand ich mit dessen Ausführung noch an; da gab ein günstiges Geschick Wendlern den Gedanken ein, mir Pisa zu verordnen; und ich — ergrif ihn. Warum ich doch zum Scheine zögerte, bedarf wohl keiner Erklärung?

Mold. Aber weshalb, seltnes Weib, weshalb wähltest du grade den Weg des gänzlichen Verschwindens, und nicht das weit einfächere Mittel der Scheidung? Lebten wir nicht in einem Lande, wo weise Gesezze eine freundschaftliche Tren-

Trennung erlauben? Mußtest du deswegen dich ganz entfernen, weil du aufhören woltest, meine Gattin zu heißen?

Hel. Ich mußte! — Hättest du iemals einstimmig mit mir diese Trennung begehrt? Frage dein Herz! Ich schmeichle mich dasselbe zu kennen. — Gedenk ienes lezten Willens, was er auf diesen Fall bestimte! Hättest du in einen neuen Vergleich gestimt, da der ältere vernichtet worden war? — Ueberlege noch eines, und dann entscheide! Nur eure Liebe zu beglücken, war meine Absicht. Die Schwester deiner gestorbnen Frau kontest du ehlichen, — ohne Bedenken, mit Anstand und Ehre! auch die Schwester deiner geschiednen? Ich zweifle! — Dich vollends scheiden zu lassen, damit du sie ehlichen köntest? Noch einmal, Karl; ich kenne deine Denkart, deinen grosmüthigen Eigensinn. Du hättest eher die Ruhe deines Lebens auf immer Preis gegeben, als deine Ehre befleckt. Dein Glück, das Glück meiner Schwester, bedurft' ein Opfer. Kont' ich ihm ein geringeres bringen, als mich selber?

Mold. Und diesen, diesen Entschluß kontest du fassen, ohne daß dich beim Abschied eine Thräne, ein bedeutendes Wort nur verrieth? Kontest von Vaterland, Freunden, Haus und Hof, von allem, was bisher dir werth und theuer war, freiwillig, — vielleicht auf immer dich trennen, und

doch im lezten Gespräche des Trostes mehr austheilen, als empfangen?

Hel. Ich kont' es! Denn nie trennen sich Menschen, wie wir sind, auf ewig; und wozu soll uns ie das Bewustseyn unsrer reinen Absicht nüzzen, wenn es uns nicht muthig macht, eine kleine Prüfung ...

Mold. Aber wie — Helene, vergieb, meine Augen sehen, meine Ohren hören dich; aber meinem Geist ist noch so manches dunkel! — wie vermochtest du alle dieienigen zu täuschen, die dich umgaben? Wie kontest du dem Anschein nach erkranken, sterben, begraben werden, und doch —

Hel. (halblächelnd) Leichter, als du wohl glauben dürftest. Denn ich lebte an einem Orte, wo nicht dein treues, sorgsames Auge, nicht Euphrosinens schwesterliche Zärtlichkeit mich bewachte; unter Menschen, denen entweder mein Daseyn gleichgültig, oder die bereits mit mir einverstanden waren; in einem Lande endlich, wo alles für Gold feil ist, der Weg zum Himmel und zur Hölle, — Ablaß der Kirche sowohl, als der Dolch des Banditen! — Nur einer Börse mit zweihundert Zechinen bedurft' es, und Pater Eusebius, ein ehrwürdiges Mitglied vom Orden Dominiks, leistete mir, unterm Vorwand für meine kezzerische Seele zu sorgen, allen möglichen Beistand; verschafte uns ein eignes kleines Haus zur Wohnung;

ent-

entfernte von meinem angeblichen Sterbelager alle lästigen Zeugen, von meinem Leichenbret alle Untersuchung, bewürkte meinem ledigen Sarg ein ehrbares Begräbnis, und öfnete mir indes die Zuflucht in einem Nonnenkloster, bis ich gemächlich mich weiter entfernen konte. — Dies, lieber Karl, dies ist zugleich der kurze Abriß meiner Flucht aus Pisa. Meine zwei mänliche Bedienten fern zu halten und zu täuschen war nicht schwer. Lenore, meine Kammerfrau und treue Wärterin, war gewonnen, Wendler mein Arzt und — mein Freund.

Mold. (mit etwas gekränktem Tone) Dacht' ichs doch! — Dacht' ichs doch, daß dieser Heuchler —

Hel. O nein, schmäh nicht auf ihn! du köntest sonst Undank und Irrthum zugleich begehn. Nicht durch Geschenk oder Versprechen, nur durch Bitten und Gründe gewann ich ihn. Kein Wort von meiner Absicht war ihm, als wir abreisten, bekant. Mächtig stuzt' er, als ich, schon auf Italiens Boden, sie ihm entdeckte. Für eine romantische Grille hielt er sie anfangs; desto ernstlicher bekämpft' er sie nachher. Erst, als er mich unerschütterlich fand, als ich mit den heiligsten Schwüren mich verpflichtete, einen freiwilligen Tod zu wählen, wenn dieser verstellte mir nicht gelänge, da gab er endlich nach, und ward von nun an

 aller.

allerdings meines Plans thätiger Beförderer. Er half mir mit dem Pater Eusebius unterhandeln. Er hielt durch seinen Rath von mancher Uebereilung mich zurück. Er half mir, — was schon allein Verdienst im Uebermaas wäre! — zur Bekantschaft desienigen Biedermanns, dessen Freundschaft mir fortan für einen Beweis mehr galt, daß dem Himmel selbst mein Vorhaben nicht misfalle; dem sich bald mein ganzes Herz aufschlos; und der mir edelmüthig eine Freistätte anbot — eine Freistätte, wie sie meine Einbildungskraft zwar schon oft zu finden gewünscht, aber kaum iemals gehoft hatte.

Mold. Und dieser Biedermann — diese Freistätte? Wer und wo sind sie?

Hel. Fast wundr' ich mich, daß du nach dem Erstern noch fragst. Sieh ihn hier vor dir, meinen greisen, braven Nitscher!

Mold. Wie? auch Sie, ehrwürdiger Herr — auch Sie konten hülfliche Hand zur Ausführung eines Vorhabens bieten, bei welchem sich doch, — aufs glimpflichste gesprochen! — noch manches Zweifelhafte fand? Ein Mann von Ihrem Stande kont' einer Gattin rathen —

Nitsch. Ich rieth ihr nicht dazu! Ich fand, als ich Frau von Molldorf kennen lernte, ihren Entschluß nicht erst im Werden, sondern schon ge-

wor-

worden und gereift. Vater Eusebius war schon gemiethet. Daß iede Einwendung vergeblich sey, sagte mir Wendler voraus, und spürt' ich bald selbst. Wie ich über Unauflöslichkeit der Ehe, troz meinem Stande, denke, gehört nicht für diesen Augenblick. Aber in iedem Betracht war ich früher Mensch als Priester; zagte hier mehr, daß ein edles Weib unglücklich, als daß ein Kirchengesez gekränkt werden möchte; deshalb wünscht' ich wenigstens zu verbessern, was ich nicht ganz umzuschaffen vermochte. Deshalb sucht' ich wenigstens einen Auswuchs ienes Plans zu vernichten, weil es noch Zeit sey. — Sich für den Ueberrest ihres Lebens in einem Kloster zu begraben, war damals ihrer Gemalin Absicht.

Mold. (einfallend) Wie? auch dies sogar —

Nitsch. Auch dies sogar entsprang aus reiner Quelle, entsprang aus dem schönen, an sich wahren Grundsaz: daß man ia überall den ächten, einigen Gott anzubeten vermöge! Doch wie bald diese sanfte, gefühlvolle Seele in so öden Mauern sich elend fühlen werde, und wie sie es dann bleiben müsse, ohne Linderung und Hülfe, dies sah ich voraus; dies schilderte ich ihr so kraftvoll ich konte; und fand desto stärkern Eindruck bei ihr, da ich ihren Hauptzweck zu billigen schien. In den stillen, abgelegenen Thälern meines Vaterlandes, in dem Flecken, wo ich selbst lebe, trug ich ihr

eine Wohnstätte, sey es auch nur für einstweilen, an. Daß sie dort als eine Blutsverwandte meiner aus Schwaben gebürtigen Gattin leben, einer sichern Ruhe genießen, und doch leicht, wenn es ihr misfalle, in die geräuschvolle Welt rückkehren könne: dies macht' ich ihr anschaulich, und versprach ihr ieden Beistand, den Redlichkeit und — Armuth zu gewähren vermögen. Sie ergrif meinen Vorschlag mit Freuden; Sie befolgt' ihn mit mehr als männlichem Muthe. Sie lebte diese drei Jahre bei uns, mit mehr als — Doch nein, mein Lob soll ihre Bescheidenheit nicht kränken! Doch ob auch wir ihr hielten, was wir versprachen, das mag sie selbst bezeugen.

Hel. Ja wohl! ia wohl bezeug' ich es ihnen! Jedes Glück, das man, entfernt von Vaterland und — Jugendfreunden zu finden vermag, fand ich dort. Friede von innen und außen, — die Seeligkeit eines halbländlichen, halb einsamen Lebens, ein gutmüthiges Menschengeschlecht um mich rund herum, und mir zur Seite biedre Freundschaft, die meine Schwächen trägt, meine siechen Stunden erheitert! — Zwar dein Bild, lieber Karl, ist mir auch dorthin gefolgt; allstündlich gedenk ich deiner: gute Euphrosine! Bei ieder untergehenden Sonne, in mancher stillen Mitternacht umschweben euch meine Gedanken. Doch niemals noch hat mich der Schritt, den ich that, gereut. Das Gefühl, euch glücklich gemacht zu haben,

ben, tröstete mich bei iedem anwandelnden Gram. Die Nachrichten, die mir Wendler von eurer Verbindung, eurer sich gleichbleibenden Zärtlichkeit, euerm ehelichen Seegen ertheilte, füllten mich oft mit Freuden, wie sie sanfter und stärker zugleich kaum der Beseligte in ienem Leben fühlen kann. Wenn ich zumal las, daß ihr auch meiner noch oft mit Wärm' und Liebe gedächtet; dann — ia dann erwachte freilich in meiner Seele oft die Begier, ein = nur ein einziges mal euch wieder zu sehn. Eignes Nachdenken, und meines redlichen Nitschers leises Kopfschütteln hielten mich stets zurück, aber iezt — iezt da ich euch so nahe bei mir wußte — o vergebt, vergebt, daß ich nur ein Weib bin; daß ich doch meinen innern Trieben nicht ganz zu widerstehn vermag; daß ich eure Ruhe vielleicht mit Unbesonnenheit störte! — Vergebt! Morgen kehr' ich in mein Thal zurück, und wir sehn uns nur ienseits wieder.

„O nein! nein! das soll, das darf nicht ge„schehen!" riefen hier, wie mit einem Munde Euphrosine und Molldorf aus. Beide flogen wieder zu ihr hin; beide umarmten sich wechselsweise.

„Du mußt wieder mit uns, edles — edelstes „Weib."

Ich lasse dich nicht mehr aus meinen Augen, theuerste Schwester!

„Wir

„Wir weichen so wenig, als dein Schatten „von dir. Nur der würkliche Tod soll uns „trennen.“

Wir bringen dich zurück; und du sollst unser größter Stolz, unser höchster Reichthum seyn!

So scholl es durch einander. Fest schloß sie Molldorf mehr als zehnmal an sein Herz; hundert Küsse drückt ihr Euphrosine auf Hand und Lippe. Helenen selbst entging auf einige Minuten iede Kraft der Sprache. Auch Nitscher nahte sich ihr; ergrif leise ihre rechte Hand, und flüsterte ihr zu: „Seltne, trefliche Frau, kehren nun die Augenblicke wieder, die Sie auf ewig verloren zu haben wähnten?“ Ganz fühlte sie das Gewicht dieser Rede. Nur mit einem Druck der Hand, mit einem Blick voll Seele vermocht' sie ihm zu antworten; doch schnell hob sie sich empor. In ihrem schwächlichen Körper kam eine festere Haltung; in ihrem Gesichte herrschte eine Miene von Hoheit.

„Ja, ia! sprach sie: dieser Augenblick ist „süß, und — noch mehr gestanden! — er ist „einer von denen, auf welche ich rechnete; deren Ausbleiben mich geschmerzt haben würde. „Aber, meine Lieben, wenn ihr anders mich recht „liebt, wenn ihr würklich glaubt, daß ich etwas „der Rede werthes für euch that; wenn ihr wünscht, „mir zu danken, so gewährt mir eine einzige Bitte.“

Mold. und Euphr. Welche? Welche?

Hel. Versprecht sie mir an Eides Statt! Daß ich nichts unbilliges bitten werde, könt ihr glauben.

Beide. O wir versprechen — wir versprechen es dir aufs heiligste.

Hel. Nun, so mische sich fortan in unsre Gespräche auch nicht ein Wort von — Heimkehr ins Vaterland! Alles übrige begehrt von mir; ich gewähr' es im . .

Mold. O halt ein! Dieses Begehren ist unbillig; unser Versprechen ist ungültig.

Hel. (äußerst ernst) Es gilt! Und um es zu sichern, schwör' auch ich beim allmächtigen Gott: Nie sezz' ich freiwillig wieder einen Fuß über vaterländische Grenze! — Haltet dies nicht für Starrsinn oder Uebereilung. Die Leztere dürfte gar bald euch selbst zum Vorwurfe gereichen. Kontet ihr wohl, recht überlegt, bei ächter Liebe von mir fordern, daß ich die Fabel meiner Mitbürger, ein Geschichtgen in der Zeitung abgebe? Vergeßt ihr, daß meine Handlung gewisser Maasen die Ahndung der Gesezze reizt; und wenn auch diese schweigen, oder geschweigt werden solten, gewiß dem strengern Richterstuhl der großen und kleinern Welt nicht entgehen könne? Würde mich nicht jeder Strenggläubige für eine Sünderin, der Spötter

ter für eine Schwärmerin, und der größre Haufen für eine Thörin schelten? Würde man nicht muthmaßen, ich hätte dies alles nur gethan, um die Romanenheldin zu machen, und kehre iezt ins Vaterland zurück, den Lohn der Anstaunung zu genießen? Würde man nicht argwohnen: ich hätte mit euch nur ein verdecktes Spiel gespielt? Würden nicht tausend Erdichtungen euern eignen guten Leumund kränken?

Mold. Und würdest du von allem diesen, wenn es sich ia ereignete, auch eine Silbe nur, auf deinem Landgute, im Zirkel einiger Freunde, in unserm Umgange spüren?

Hel. Ich fürchte — ich fühle: Ja! Denn ich kenne meine Schwäche, und auch ihr müßt sie kennen. Urtheil meiner Nebenmenschen, selbst wenn es Geschwäz nur war, würkte stets — nicht auf meine Handlungen, doch desto mehr auf Stimmung meiner Seele; und diese Stimmung nur macht, wie ihr wißt, unsern Himmel oder unsre Hölle. Entsint ihr euch, wie sehr ich schon bei meinem plözlichen Altern vor dem Hohnlächeln der Gesellschaft bebte? Soll ich abermals eure Zirkel zerreißen, eure ganze Lebensart ändern? — Mäßigen Genuß der städtischen Welt mit ländlicher Einfalt zu verbinden, durch kleine Reisen den Geist zu nähren, die nachfolgende Ruhe zu würzen — dies ist, wie ich aus Wendlers Briefen

weiß,

weiß, der klügliche Plan eures Lebens. Soll ich diesen stören? Ich, die euch glücklich machen wollte, solte nun euer Glück mindern? Selbst, wenn ihr dies alles mit Freuden mir opfertet, würde nicht eine innere Stimme = = = Nein! nein! ich kehre übermorgen schon in mein Graubündner Thal zurück, wo mein redlicher Nitscher und seine trefliche Gattin sich verpflichteten mit meinem Siechthum, meinen Schwächen fortdauernd Geduld zu haben; wo ich unbemerkt dem Grabe zuschleiche, und wo mein Tod einen Monat früher oder später! das Wohlseyn meiner Freunde weder mehrt noch mindert.

Euphr. (schmerzhaft) Helene, dieser Gedanke nur —

Hel. (einfallend) Soll unsern heutigen Abend nicht vergiften! Laßt uns diese wenigen Stunden, so lange entbehrt, und von mir so sehnlich erwartet, — laßt sie uns weislich genießen, und um es desto besser zu können, erlaubt mir iezt auf ein Weilchen euch zu verlassen. Daß dieser Auftritt meine schwachen Nerven angreift, ist natürlich; daß sie fieberhaft zittern, fühl' ich troz der Freude über euer Wiedersehn und eure Liebe. Eine kleine Ruhe auf meinem Lager wird mich stärken. Du, gute Euphrosine, begleite mich; aber du, lieber Karl, köntest vielleicht indeß für den übrigen Abend deinen Bedienten entfernen. Wenn ich anders vorhin seine Stimme recht unterschied, so ist der

alte Franz dein Begleiter. Daß dieser seine vorige Gebieterin weder sehn noch hören darf, ist augenscheinlich. —

Sie wankte iezt in ihr Gemach, von der Schwester unterstüzt und begleitet. Molldorf traf die verlangte Vorsicht. Auch er bedurft' einiger Frist sich zu samlen. Einem Manne gleich, dessen Augen in einem dunkeln Keller sich almälig erweitern, faßt' er zwar den Gang des Ganzen; doch mancher von den Nebenumständen blieb ihm dunkel. Einige derselben erklärt' ihm Nitscher. Unter andern erfuhr er mit Befremdung: daß er vor acht Wochen kaum tausend Schritt weit beim Flecken, wo Helene wohne, vorübergereist sey; daß sie, durch Wendlern, ziemlich genau gewußt, wann er eintreffen könne; schon damals entschlossen gewesen sey, ihn zu überraschen, und es doch absichtlich dort unterlassen habe; theils aus Furcht, ein solcher Auftritt möchte an einem kleinen Orte Aufsehn erregen, und zur Kundschaft von Mehrern kommen; theils aus der zärtlichen Besorgnis, seine übrige Reise zu kürzen oder zu stören. Eben deshalb habe sie gerade das entferntere Basel gewählt, wo sie nun schon acht Tage seiner harre. — Was hier stärkre Bewundrung verdiene; der kalte prüfende Blick, oder ienes warme, bei ieder Gelegenheit seiner schonende Gefühl, vermochte Molldorf nicht zu entscheiden, und empfand daher, wie billig, beides mit gleichem Danke.

Nach einem halben Stündgen meldete Euphrosine den Männern: daß die Schwester sie erwarte. Sie fanden solche auf ihrem Bette sizzend, doch heiter. Molldorf ward von ihr empfangen, wie man einen Freund empfängt, dessen Besuch man alltäglich mit Theilnahme genießt. Doch bald ward das Gespräch wieder wärmer. Wie schnell diesen seltnen vier Menschen der Abend verflos; was sie alles sich zu fragen und zu erklären hatten; wie vielfältig die Empfindungen des Vergnügens mit Empfindung einer linden Wehmuth wechselten; — dies alles umständlich zu schildern, wäre doch wohl — Ueberflus. Bedauernswürdig ist der Leser, der nichts sich selbst hinzudenkt, und fast noch mehr der Erzäler, der alles erzälen muß. Genug, daß man erst spät um Mitternacht sich trennte; daß mit frühem Morgen Molldorf und Euphrosine wieder in Helenens Zimmer sich einfanden; und daß man ihren Augen wohl ansah: ihr Schlaf könne nicht lang' und nicht anhaltend gewesen seyn.

Sie wichen auch diesen Tag so wenig als möglich von Helenens Seite. Noch fünf oder sechsmal versuchte Molldorf, troz seines Versprechens, den Wunsch: daß Helene mit ihnen ins Vaterland rückkehre! geltend zu machen. Immer brach sie dann so kurz, so ernstlich das Gespräch ab, daß er endlich wohl spürte: ihr Entschlus sey unwiderruflich. Nicht minder entschieden, doch mit sanf-

tern Worten verwarf sie es, als Molldorf so anständig und doch auch so warm als möglich in sie drang, ein beträchtliches Jahrgeld von ihm anzunehmen. — „Entsinst du dich nicht,! erwiederte „sie lächelnd, iener fehlenden viertausend Thaler? „Begreifst du nun, zu welchem guten Werk' ich „sie verwandte? Auch erstreckte sich meine Vorsicht „noch weiter. Meinen Schmuck zwar ließ ich da„hinten. Seine Wegnahme wär' ein offenbarer „Raub und Verdacht-erweckend gewesen. Doch „seit funfzehn Jahren hatt' ich kein Jahr meine Zin„sen ganz verthan. Beträchtlich war mein Erspar„nis. Was P. Eusebius an bedungenem Lohn, „Leonore und Wendler an freiwilligen Geschenken „erhielten, verzehrte kaum ein reichliches Drittheil „meiner Baarschaft. In meiner Freistätte, unter „einem so kleinen, freundschaftlichen Zirkel bedarf „ich nur wenig. — Wenn ich iezt, — ia, wenn „ich binnen drei oder vier Jahren erst stürbe, blie„be meinen braven Wirthsleuten immer noch, „zwar kleine Erbschaft, doch hoffentlich ein kleines „Andenken übrig. Solte auch dies allmählich sich „verzehren, und doch dieser kränkliche Körper noch „nicht verwelkt seyn — daß ich dann, lieber Karl, „zu dir meine Zuflucht nehmen darf; nicht wahr, „diese Hofnung, oder vielmehr diese Zuversicht, ist „nicht eitel?" — Molldorfs Antwort hierauf, mit thränenden Aug' und Umarmung verbunden, ergiebt sich wieder von selbst.

Daß der dritte Morgen zur Trennung bestimmt sey, hatte Helene gleich anfangs erklärt. Ihre Freunde baten nur noch um ein paar Tage. Sie blieb auf ihren Vorsaz; Nitscher selbst stand ihr diesmal bei. Ihn rief sein Amt; auch besorgt' er, daß grade die vorsichtige Art, womit man sich stets ohne Zeugen zu sprechen suche, bald Verdacht erwecken, und man im Gasthofe muthmaßen könne, es sey nicht seine Gattin, die er — ein Geistlicher! — dafür ausgebe. In einem einzigen Punkte gab Helene nach; denn festgesezt ward, daß man sich von nun an aljährlich wieder sehen wolle. Selbst über Ort, Zeit und Art traf man im voraus Abrede. Beim würklichen Abschiede bewährte Helene ganz denselbigen Muth, den sie schon einmal bewiesen hatte. Höchstens ein paar einzelne Thränen stiegen in ihr Auge. Um so inniger weinte Euphrosine; um so stärker fühlte Molldorf sein Innerstes bewegt! Auch sie verließen noch an eben dem Morgen Basel. Keine von dessen übrigen Merkwürdigkeiten — selbst das nahe Arlesheim nicht! — schien ihnen in iezziger Stimmung des Besehens würdig. Vom Rhein und der Schweiz nahm Molldorf nun, zwar nur für ein Jahr, doch mit ganz andern Empfindungen, als er vermuthet hatte, Abschied. Ihr beiderseitiges stetes Gespräch auf der Heimreise blieb — Helene. Heilig hatten sie noch versprechen müssen: Keinem, so lange sie lebe, ohne höchste Noth diese Geschichte

mitzutheilen. Schwer genug ward es ihnen dieses Versprechen zu halten: dennoch hielten sie es. Nur linde, doch oft wiederholte Vorwürfe wurden Wendlern gemacht; sich zu entschuldigen fiel ihm nicht schwer.

Zwei Sommer hindurch sahen sie sich versprochner Weise; einmal in Helenens neuer Heimath; das zweitemal zu Kostanz am Bodensee. An beiden Orten verweilte dann Molldorf und Euphrosine ohngefähr eine Woche hindurch; wußten alle Begleitung, die etwas verrathen könne, zu entfernen, und allen übrigen Argwohn zu vermeiden. Bei der ersten Zusammenkunft fanden sie Helenen fast munterer und stärker, als iemals. Ihre Gesundheit schien wieder auf zehn, zwölf Jahre gegründet zu seyn. Doch merklich verändert, merklich schwächer war sie das zweitemal. Ihr Odem war wieder stockend, ihre Wange hagerer geworden. Sie sprach ein paarmal von ihrem, nun hoffentlich nahen Tode mit einer solchen Ergebung, mit einer solchen Mischung von Gelassenheit und doch auch freudiger Hofnung, daß selbst der gelaßne Nitscher sie bat: ihn und ihre übrigen Freunde mit dieser Rührung zu verschonen. Auch schien sie beim zweiten Abschiede sich von Euphrosinen kaum losreißen zu können. Jener sonst gelassene Kuß ward eine lange, lange, dreimal wiederholte Umarmung; und beim Lebewohl erstickte ein Schluchzen die Stimme. Die nachfolgenden

Briefe

Briefe — denn sie schrieben sich oft — klagten zwar eigentlich nie, doch ließen sie zuweilen einige Worte von einer Ermattung fallen, die sich fast täglich mehre.

Endlich, in der Mitte des nächsten Jenners, meldete ein Schreiben von Nitschern: „Wahr„scheinlich werde ihre gemeinschaftliche Freundin „bald — nicht mehr leben. Zu ihrer bisherigen „Kränklichkeit geselle sich nun auch Wassersucht. „Dem Urtheil eines verständigen, aus Chur herbei„gerufenen Arztes zu Folge, sey die längste Frist „ihres Leidens noch ein Monat. Mit eben der Ge„lassenheit, womit sie gelebt, sehe sie nun auch „ihrem Ende entgegen; wisse nichts von dieser Mel„dung, und habe sie sogar ausdrücklich untersagt; „doch schein' es ihm Pflicht, ihr hierinnen nicht „zu gehorchen. Was Molldorf noch thun wolle, „überlaß' er seinem eigenen Ermessen." — Es war eben, wie schon der Monat anzeigt, in der Mitte des Winters, zu einer Zeit, wo Niemand gern — selbst der das Reisen, die Schweiz und das Seltsam ein Handlungen so sehr liebende Britte nicht! — nach Graubünden zu reisen pflegt. Noch mehr, die zum drittenmal schwangre Euphrosine versah sich binnen wenigen Wochen ihrer Niederkunft; dennoch bedachte sich Molldorf keinen Augenblick. Er reiste des nächsten Morgens ab. Gern hätte Euphrosine ihn begleitet. Ihre Umstände verboten es; aber sie drang selbst in ihn, sie zu ver-

 lassen,

lassen, und wenigstens ihren Scheidegrus noch zu überbringen. Keine Witterung störte, kein rauher Weg schreckte ihn; Tag und Nacht eilt' er fort; und ein, gewissermaßen günstiges Geschick begleitete ihn. Denn als er in **, den Flecken, wo Nitscher Pfarrer war, ankam, hatte Helene nur noch — sechs und dreißig Stunden zu leben.

Sie staunte nicht wenig, als sie ihn vor ihr Bette treten sah. Eine kurze Röthe flog über ihre schon vom nahen Tode gebleichte Wangen. Mit wenigen, dankenden Worten bot sie ihm die abgezehrte Hand. „Ich hoffe, sprach sie unter andern, du kömst nicht um meinen lezten Auftritt durch weibische Thränen zu trüben, sondern vielmehr durch ein kleines Beifalszeichen zu verherrlichen; und dann sey mir wilkommen!" — Sie schalt ihn zwar bald darauf, indem sie sich besann, in welcher bedenklichen Lage er die Schwester zurückgelassen haben müsse; aber sie gestand doch eben so schnell, daß sie seinen Anblick als ihre lezte irdische Freude betrachte; und in seinen Armen verschied sie in der nächsten Nacht; verschied, als grade der Morgen — das schönste treffendste Sinbild vom Tod' eines Tugendhaften! — anzubrechen begann. Daß sie troz ihres Verbots beweint wurde, kann man sich denken. Ein einfacher Stein mit der einfachen Aufschrift: eine edle Frau, die wenige kanten! bezeichnete ihren Grabhügel.

In ihrer Verlassenschaft befanden sich noch ohngefähr

gefähr tausend Thaler baar. Diese, wie auch alle ihre übrige Habe hatte sie Nitschern vermacht. Molldorf fügte hierzu noch ansehnliche Geschenke. Auf wiederholtes Bitten dieses biedern Geistlichen verschwieg er zwar an dem Orte, wo Helene gestorben war, sorgfältigst ihren wahren Namen, ihren Stand, und die nahe Verbindung, die einst zwischen ihnen obgewaltet hatte. Doch mindern Zwang legt' er sich dann auf, als er ins Vaterland nach fünf oder sechs Wochen zurückkam. Hier, wo seine Gemalin indeß wieder eines Sohnes genesen war; wo man seine Abwesenheit während dieser Zeit kaum begrif, und von seiner schnellen winterlichen Reise, von den Thränen, die Euphrosine nicht immer verbergen konte, und von der ernsthaften Miene, als er rückkehrte, die abentheuerlichsten Vermuthungen ausheckte, — hier glaubt' er gegen einige seiner besten Freunde den Geheimnisvollen nicht länger spielen zu dürfen. Er entdeckte ihnen Helenens erst iezt erfolgten Tod. Sie glaubten ein Mährchen zu hören; und schäzten, nach Verschiedenheit eigner Denkungsart, auch Helenens That an Verdienstlichkeit sehr abweichend. Doch daß die Aufopferung g r o ß gewesen sey, gestanden sie Alle. Das Siegel der Verschwiegenheit ging bald verloren. — Molldorf schrieb unter Helenens Bild jene Worte, die sie selbst in Nitschers Stambuch geschrieben hatte: Sie war Freundin von uns, auch übers Grab hin!

Der Schieferdecker.

eine ganz wahre Geschichte.

Ein Schieferdecker und sein Sohn bestiegen einen hohen Kirchthurm, um am Knopfe desselben eine Ausbesserung vorzunehmen. Der Vater, der schon seine funfzig Jahre haben mochte, übrigens aber noch rüstig und gesund war, klimte voran; der Sohn folgte. Die große Menge Volk, die von unten zusah, freute sich anfangs; denn das Klettern ging eine geraume Zeit hurtig und gut von Statten. Aber desto gräslicher war auch das Geschrei, das plözlich entstand. Denn, sieh da! ganz nahe am Knopfe schon glitt der iunge Mann plözlich aus, und stürzte herab. Durch den Fall von dieser furchtbaren Höhe zerschmetterte er sich dergestalt die Hirnschaale, daß, als man herbeisprang und ihn aufhob, schon nicht mehr die mindeste Spur vom Leben sich zeigte. Der Vater stieg indeß unverdrossen weiter; vollbrachte seine Arbeit, und kam nach ein Paar Stunden wieder herunter, so ernst und gefaßt, als nur möglich.

Von allen Seiten umringte ihn nun das Volk. Alle bedauerten, alle beklagten ihn. — „Armer Mann, armer Vater!" — riefen wohl hundert

auf einmal: — wißt ihr schon, wie es mit euerm Sohn steht?

„Daß er todt seyn wird! todt seyn muß! erwiederte er ziemlich gelassen. Beim Sturz von einer solchen Höhe hinab bleibt man freilich nicht lebendig!"

Aber ums Himmels willen! Wie ward euch denn, als ihr seinen Fall merktet?

„Wie's einem Vater werden muß, wenn er seinen liebsten, seinen einzigen Sohn einbüßt! Ganz unerwartet kömt uns zwar allerdings ein solcher Fall nie. Wir steigen immer mit der Besorgnis hinauf, nicht lebend wieder herab zu kommen."

Und wann — wie — wo merktet ihr sein Unglück zuerst?

„O zeitig genug! Noch zwei oder drei Sekunden eher, als er stürzte!"

Wie — was sagt ihr? Eher noch?

„Nun ia doch, ia! Denn um euch aus dem Traume zu helfen, mein Sohn fiel nicht sowohl, — ich selbst warf ihn hinunter."

Ein lauter Schrei des allgemeinen Entsezzens erscholl. — „Gott! Gott! rief alles: wie war denn das möglich?"

„Das will ich euch wohl erklären: und zwar, wie ich hoffe, recht deutlich! Vielleicht wißt ihr es schon, vielleicht auch nicht — aber kurz, bei unserer

serer Handthierung ist es Sitte und Regel: der Aeltere, der Geübtere steigt voran; der Jüngere kömt hinten nach. So wie eine Leiter befestigt worden, wird die andre aufgesezt und unten angebunden. Dies ist nicht schwer! Aber dann steigt der Vorderste auf dieser halbbefestigten Leiter höher, und knüpft sie oben ebenfalls an; und dies ist die Hauptsache, wie ihr leicht begreifen werdet. — Als ich heute nun eben im Begrif war, dieses auf einer der allerhöchsten Leitern zu thun, hört' ich plözlich hinter mir den Ausruf meines Sohnes: „ach Vater, Vater! wie wird mir! Alles schwarz vor den Augen! Ich seh nicht mehr, wo ich bin!" — Sofort schlug ich hinten mit dem rechten Fuß auf gut Glück aus; traf ihn richtig grade vorm Kopf; und er flog herab, ohne nur noch einen Laut von sich zu geben.

„Entsezlich! Entsezlich! — Abscheulicher Bösewicht, warum thatet ihr das?"

„Nun! Nun! Nur gemach! So ganz abscheulich glaub' ich doch noch nicht gehandelt zu haben. — Bei unserm Handwerk kömt alles drauf an, daß wir nicht schwindlicht werden. Wer dieses Unglück hat, — in einer gewissen Höhe hat, wo er sich nicht sezzen, nicht anhalten, nicht eine geraume Zeit ausruhen kann, der ist verloren — verloren ohne Rettung. Dies war heute meines Sohnes Fall. Da, wo ihm schwarz vor den Augen

ward, ließ sich an kein Wieder-Lichtwerden denken. Zwei oder drei Sekunden später, stürzt' er unausbleiblich hinab. Aber eh' er stürzte, grif er auch gewiß in lezter, bewustloser Todesangst nach der unbefestigten Leiter, auf welcher ich stand; wollte sich anhalten an ihr; sie gab nach; und wir stürzten dann beide hinunter. Dies, dies alles sah ich in ienem Augenblick unbezweifelt voraus; dem wolt' ich vorbeugen; und deshalb gab ich ihm rasch den Stoß, der ihn herabwarf, und der mich gerettet hat, wie ihr seht. — Sagt mir ihr alle, die ihr vorhin auf mich, als auf einen Bösewicht, schmähtet: hätt' es seinem hülflosen Weibe, seinen unerzogenen Kindern — deren Versorgung mir nun obliegt! — ia hätt' es ihm selbst etwas geholfen, wenn ich zugleich mit ihm umgekommen wäre? Mich zu opfern für ihn, das könte Vaterpflicht gewesen seyn, doch mich nuzlos zu opfern nebst ihm — das, dünkt mich, konte Niemand fordern! Und das bin ich auch erbötig durch Geistliche und Gerichte entscheiden zu lassen.

Wohl zwei Minuten durch war eine dumpfe Stille um ihn rund herum. Was ihm zu antworten sey, wußte niemand. Endlich erwachte doch der algemeine Unwille wieder, und man begehrte seine Verhaftung. Sie geschah; doch auf eine leidliche, anständige Art. Beim ordentlichen Verhör fuhr er fort einzugestehn, was — sonst kein anderer ihm Schuld gegeben haben würde.

Seine

Seine That ward höhern Orts einberichtet; und es ging seinen Richtern, wie es der Volksmenge gegangen war. Sie schauderten anfangs zurück; überdachten sich seine Lage, und die Gründe, nach welchen er gehandelt hatte, genauer, und musten gestehen: er habe nach einer zwar gräslichen doch richtigen Logik geschlossen; habe eine grausame und doch bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bewiesen: und ihr einstimmiges Urtheil war: daß er aller Haft und Strafe zu entlassen sey.

Das Rebhuhn des heiligen Johannes.

Nach einer Legende.

In einem zwar schon hohen, doch heitern Alter lebte St. Johannes, als Bischof zu Ephesus, fast angebetet von seiner zahlreichen Gemeinde, hochgeschäzt in der ganzen umliegenden Gegend, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehmals unter der Schaar der Apostel für den Liebling seines großen Meisters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach nur durch ein Wunder vom Märtirer-Tod' errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umherging, daß er nie sterben, sondern die Ankunft

des Herrn zum Gericht erwarten werde, — zu diesem, den damaligen und nachherigen Christen so theuern, obschon von beiden auch so oft misverstandnem Manne wallfahrteten die Gläubigen von ieder Himmelsgegend her, freuten sich seines milden Unterrichts, seines Gesprächs, das nie schalt oder hart strafte, und ehrten in ihm einen ächten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einst kam auch von den Grenzen Arabiens ein Neubekehrter zu ihm. Es war ein reicher, noch ziemlich rascher, für das Christenthum zwar warmer, doch auch den erlaubten Lebensfreuden noch nicht abgestorbner Jüngling. Ein wenig voreilig in Gedanken und Worten besaß er doch ein im Grunde edles Herz, und bestrebte sich überall das Gute und Wahre aufzusuchen. Er hatte sich schon so lang und so sehr gefreut, den berühmten Johannes nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; hatte unterwegens noch so vieles über ihn mit seinen Gefährten gesprochen; und wäre iezt — bald gradezu wieder umgekehrt, ohne nur mit einer Silbe ihn anzureden. Denn als er ungefähr eine Stunde vor Sonnen-Untergang zu einer Zeit ankam, wo der Bischof sich im Garten bei seinem Hause befand; als ein einziger alter Diener (noch ehrte und entehrte kein fürstlicher Prunk die bischöfliche Würde!) ihm diese Gartenthüre sogleich aufschlos; versicherte, daß es gar keines Anmeldens erst bedürfte, und ihm, seinen Herrn selbst aufzu-

suchen

suchen anrieth; da traf der Jüngling den Evangelisten in einer Beschäftigung, die man zwar nicht unanständig nennen konnte; die aber doch ienen hochgespanten Erwartungen so wenig entsprach, daß sie — selbst hier vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, sanft gegen ieden seiner Mitbrüder, war es auch gegen vernunftlose Geschöpfe. Jener Spruch: der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes! schien ganz für ihn gemacht zu seyn. Er schob oft, wenn er sich zur Tafel sezte, die Befriedigung seines eignen Hungers auf, um nur die stärkere Begier eines winselnden Haushundes zn befriedigen, und freute sich allemal herzlich, wenn er das heimkehrende Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die nachbarlichen Tauben dem ihnen hingestreuten Futter zufliegen sah. Unter allen aber genoß ein zahmes Rebhuhn ganz vorzüglich seine Gunst. Aus seiner eignen Hand erhielt es fast immer die Speise ward oft von ihm gestreichelt und gepflegt; durfte, so oft es wollte, auf seinen Tisch fliegen; hatte die Gewohnheit und Erlaubnis, oft nach ihm zum Scherz mit seinem Schnabel zu hacken, und pflegte dann endlich unters Gewand an seinen Busen zu schlüpfen, und allda auszuruhen, so lang' es ihm beliebte.

Nun saß eben damals, ganz bequem auf einer Rasenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da,

und trieb seinen Scherz mit diesem Thierchen; warf ihm iezt ein paar Körnchen Futter hin; streichelte es iezt, wenn es sich darnach bückte: zog die Hand zurück, wenn es nach solcher hackte; kurz, tändelte und spielte mit ihm, als der junge Araber mit zweien oder dreien von seinen Begleitern sich nahte. Schon von weiten hatten sie diesen Zeitvertreib wahrgenommen, und sich im Stillen darüber verwundert. Ungefähr noch acht oder zehn Schritte hinter dem Rücken des Evangelisten blieb der Fremdling stehen, sah noch ein Weilchen zu, und flüsterte endlich zu einem seiner Gefährten: „Wie? ist dieses der Mann, von wel„chem das Gerücht so viel plaudert? den man für „eine solche Stüzze seiner Glaubens-Genossen hält? „Hat ein Apostel und Bischof nichts besseres und „wichtigeres zu thun, als mit einem solchen Thier„chen zu spielen? Oder ist der ehmals thätige „Mann nun als Greis wieder zum Kinde gewor„den? Wenigstens einer so weiten Reise wird sein „Anblick und sein Gespräch kaum verlohnen!"

Leise genug hatte der Fremdling alles dieses seinen Gefährten zugeflüstert; dennoch — es sey nun solches durch höhere Kraft, oder durch ein natürlich feines Gehör geschehen! — dennoch war auch kein Wörtchen seiner Rede dem Ohr des Heiligen entgangen. Ganz almälig wandt' er sich iezt um; schien des Besuches nun erst gewahr zu wer-

den; winkte freundlich mit der Hand, daß sie näher hinzutreten möchten, und sprach:

„Willkommen, willkommen, Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher! Ihr seyd wahrscheinlich aus fernen Landen?“

Fremdling. Aus Arabien, Hochwürdiger Vater!

Johannes. Dacht' ichs doch, deiner Tracht, deinem ganzen Wesen nach! Und hast der Diener wahrscheinlich noch mehrere mit dir?

Fremdling. O ja! Noch zehn bis zwölfe wenigstens!

Johannes. Und solt' unter diesen deinen Dienern — wundre dich nicht über diese seltsame Frage zum Anfange des Gesprächs! Ich will dir den Grund davon bald enträthseln; — solte keiner unter ihnen mit Pfeilen und Bogen versehen seyn?

Fremdling. Allerdings! Sieben Personen meines Gefolges sind damit bewafnet.

Johannes. Aber diese Bogen — wie tragen sie solche auf ihren Schultern? gespannt oder ungespannt?

Fremdling. (mit sichtlicher, lächelnder Verwundrung.) Ungespannt! Wie anders? (für sich) Dacht' ichs doch! Er ward zum Kinde!

Johannes. Aber warum ungespannt? Des

Bo-

Bogens Bestimmung ist ja doch, Pfeile abzudrücken! Warum tragt ihr ihn daher so unvorsichtig?

Fremdling. Weil grade das Gegentheil unvorsichtig wäre! Weil der Bogen bald seine Schnellkraft verlieren, bald an jene Beugung sich verwöhnen würde, wenn er stets, oder fast so gut als stets, die gekrümte Form behalten müste. Nur dann, wenn er gehörig ausruht, erhält er wieder Stärke und Spannungs-Vermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fortzuschnellen; kann dann den Räuber abhalten, das Wild erlegen, den Vogel im Fluge tödten, und den Feind zu Boden strecken.

Johannes. (mit sanftem, jedoch einigermaßen verweisenden Tone.) Ei sieh doch, sieh! Wie richtig und gut du über Bogen urtheilst, und wie vorlaut und unrichtig über Menschen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich ist, um dann desto stärker, desto gewisser zu würken; warum wilst du strenger in Forderungen an deine Mitbrüder seyn? Warum wilst du dich wundern, daß ein Mensch, und zumal ein Greis, auch dann und wann von den Geschäften seines Amts und seines Tages ermattet, auf Erholung denkt? — sie bei Geschöpfen sucht, die zwar allerdings dir geringfügig scheinen, die aber doch Zuneigung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wisse:

in weislicher Muße frische Kräfte sammeln, ist allgemeines Bedürfnis der Natur. Sie erquickt thierische Körper durch den Schlaf, und die Geister in diesen Körpern durch den Wechsel von Arbeit und Spiel. Wenn angespannte Bogen des Ausruhens bedürfen, um wieder zu würken, so haben auch angespannte Nerven des menschlichen Körpers dies nicht minder von nöthen; und zwischen Erholung und Müssiggang ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Freigebigkeit und Verschwendung.

Ein paar Augenblicke hielt hier Johannes ein. Mit glühender Schaam auf der Wange, mit noch stärkerer im Innersten seines Herzens stand der Fremdling da; wagt' es nicht die Augen aufzuheben, und wolte sich iezt mit stummer Verbeugung entfernen. Doch des Greißes bisher etwas ernste Miene war schon wieder zum traurigen Lächeln geworden. Indem er leicht die Absicht des Jünglings errieth, faßt' er ihn bei der Hand, drückte sie ihm und sprach:

„Wie? du woltest schon wieder von mir gehen, da du kaum gekommen bist? Hältst du mich vielleicht für beleidigt? Ja fürwahr, dann wäre doch dein Argwohn gegründet; dann wäre freilich der Greis wieder zum Kinde geworden! Nein, bleib — bleib noch bei mir! Du kamst ia wahrscheinlich doch wohl, um mich über einiges zu befragen;

fragen; dich über einiges bei mir zu belehren. So laß dir's dann nicht misfallen, daß ich dich auch über Dinge belehrte, wornach du mich nicht befragtest! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruht und Kräfte gesammelt hat! Wenigstens wirst du ihn willig finden, dir zu nüzzen.

Montesquieu und der junge Schriftsteller.

Wahre Anekdote.

Montesquieu, — der ehrwürdige Verfasser jenes berühmten, um die Gesezgebung und Gesezkunde aller Folgezeiten so verdienten Werks — gehörte zu dem kleinen, wenigstens nicht überzäligen, Häuflein von Gelehrten, die auch im Umgange ihren Schriften gleichen. Seine sanfte, edle, prunklose Seele liebte zwar die anscheinende Ruhe eines einsamen Nachdenkens, doch auch nicht minder die Freuden weislicher Geselligkeit. Sein Haus stand Jedem offen, der ihn kennen zu lernen wünschte. Munterkeit und Menschenkentnis übertrug er in iedes seiner Gespräche. Andern Schriftstellern ging er mit Rath und That an die Hand. Niemanden drang er unverlangt seine Meinung auf; aber auch keinem, der ihn darum befragte, verschwieg er dieselbe. Neid oder Besorgnis durch fremden Ruhm

verdünkelt zu werden, kant' er nicht; aber iedes aufkeimende Genie bemerkt' er mit Freude und mit dem innigsten Wunsche dessen Wachsthum wo möglich zu befördern. So war er in der Blüte seines Lebens; so blieb er auch im höhern Alter.

Einst kam zu ihm ein iunger Mann, den er vorzüglich liebte, und der auch allerdings diese vorzügliche Liebe durch manche Eigenschaft des Geistes und Herzens verdiente. Kaum zwei und zwanzig Jahre mochte iezt D** seyn, und schon hatte er die Bühne seines Vaterlandes mit einigen Schauspielen bereichert, die — wenigstens in einzelnen Szenen — mit Racinens zauberischer Anmuth und Crebillons hinreißender Darstellungsgabe zu wetteifern vermochten. Zu noch größern Werken in der Zukunft machte die Wärme seiner Fantasei und der rastlose Eifer seines Geistes gegründete Hofnung. Nur einen einzigen Fehler, (der nicht selten der Fehler guter Dichter zu seyn pflegt) kont' er sich nicht abgewöhnen; und dieser bestand — in etwas Vorliebe gegen die Kinder seines Kopfs. Freundschaftliche Erinnerungen, unter vier Augen ihm ertheilt, nahm er zwar, zumal wenn es Erinnerungen eines Montesquieu waren, mit aufrichtigem Dank an; doch iede öffentliche Kritik hielt er für den Ausspruch eines unbefugten Richters, und iedes etwas strenge Urtheil drang ihm durchs Herz.

Heute, als er so ernsthaft, wie die Muse des

Trauer-

Trauerspiels selbst, ins Zimmer von Montesquieu eintrat, errieth dieser sofort: daß ein litterarischer Kummer ihn drücke; und D** selbst machte aus der Ursache seines Verdrusses kein Geheimnis. Sein leztes, und wie er glaubte bestes Schauspiel war in Frerons neustem kritischen Hefte nicht angezeigt, nicht beurtheilt, sondern zerfezt und gemishandelt worden. Aus kleinen Uebereilungs-Fehlern hatte man Ungeheuer gemacht, Schönheiten in Flecken verwandelt; manche Stellen absichtlich verdreht, mit auffallendster Bitterkeit nichts gebilligt, und alles verworfen. Dies — dies alles belegte D** mit mannichfachen Beweisen; und in seinem Munde ward diese, nur zu gewöhnliche, kritische Sünde ein Beispiel ohne gleichen. Der kältere, am Lauf der Dinge schon gewöhnte Montesquieu hatte freilich bei diesem elegischen Tone dann und wann Lust ein wenig zu lächeln; aber er schonte seines jungen Freundes, und fragte, am Schlus seines Vortrags ihn vielmehr mit bedauernder Theilnahme: Was er zu thun gesonnen sey?

D. Mich zu verantworten! Das glaub' ich, versteht sich von selbst. Auch hab' ich bereits meine Rechtfertigung aufgesezt. Doch weil ich fühle, daß ich mich nicht ganz ohne Leidenschaft vertheidigt haben dürfte, so hätt' ich erst an Sie noch, würdiger Mann, eine Bitte.

„Und die wäre?"

D. Meinen Aufsaz in der Handschrift durchzulesen! Mir zu sagen: ob und wo ich Blösen gab? Zu bestimmen, worinnen ich der Sache allzuviel, oder vielleicht auch, wo ich deren noch zu wenig that.

„Wenn ich es thun kann, von Herzen gern! Lassen Sie mir Ihre Handschrift bis morgen da! Etwas Abkühlung und Ausrastung dürfte ia wohl auf keinen Fall Ihnen schaden."

D** ließ ihm die Schrift. Als er des Tags darauf zur bestimten Stunde pünktlich wiederkam, fing Montesquieu selbst davon zu sprechen an, und ertheilte ihm das Zeugnis seine Sache mit Einsicht und Billigkeit zugleich geführt zu haben.

„Und glauben Sie also — fragte D** mit sichtlicher Freude: — daß ich meinen Kritiker widerlegt habe?"

Mont. Vollkommen!

„Daß er sich schämen müße?"

Mont. (mit der Achsel zuckend) Wenn er dessen noch fähig ist!

„Daß ich es drucken lassen soll?"

Mont. (lächelnd) Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! — Daß es Ihnen Schaden thun solte, besorg' ich allerdings kaum.

„Wie? nur keinen Schaden? — Solt' ich

denn

denn nicht auch auf Nuzzen rechnen können, wenn ich anders = ="

Montesquieu stand hier auf; liebreichen Blicks ergrif er die Hand seines Gesellschafters; mit noch liebreicherm Ton sprach er: Kommen Sie — kommen Sie, mein iunger, theurer Freund, mit mir in meinen Büchersaal. „Dort hoff ich mich Ihnen deutlicher zu machen, als hier." — Sie gingen. — Sehn Sie dort iene drei obern Fächer meines Bücherschranks, gedrungen voll Bücher?

„Nun ia! Ich sehe sie."

Mont. Und wissen auch bereits, was dieselben enthalten?

„Wie könt' ich das?"

Mont. Lauter Widerlegungen, Kritiken — zum Theil auch Schmähungen meines Werks über den Geist der Gesezze. Sollten Sie solche gar nicht kennen?

„Vielleicht zwei oder drei; und auch diese nur dem Namen nach."

Mont. Hätten Sie aber nicht Lust, sie noch iezt durchzulesen?

„Nein wahrhaftig nicht! Und wenn ein Preis von zwanzig tausend Livres auf dieser Belesenheit stände!"

Mont. Aber mein Buch selbst? Lasen Sie iemals dasselbe?

„Ob ich es las? Welche kränkende Frage! Drei oder viermal wenigstens, und noch gewiß nicht zum leztenmale.“

Mont. (mit Wärme) Junger Mann, erkennen Sie hier an Ihrem eignen Gefühle das gewöhnliche Loos, das Bücher und Schriften betrift, die nicht sowohl über eine Materie selbst, als wieder über ein Buch, und zumal gegen dasselbe geschrieben worden sind! Erkennen Sie das Schicksal, das über allen Werken schwebt, welche gallsüchtige, oder blos spizfindige Kunstrichterei, Tadelsucht und Streitbegierde verfaßt hat. Sie finden allerdings zuweilen im ersten Monate, im ersten Jahre ihrer Erscheinung mannichfache Leser; aber sie verlieren solche bald in den nachfolgenden Jahren. Ist vollends das Werk, gegen welches sie zu Felde ziehen, würklich gut, und wohl gar vortreflich: haben die Aristarchen eine Ilias, die Akademiker einen Cid bekrittelt, dann gleichen ihre Bemühungen dem Schaum, mit welchem sich die Meeres-Welle an einem Felsen bricht. Der Schaum vergeht bald, aber der Fels bleibt stehen! — Nur ein Mittel das Andenken iener Angriffe zu verlängern, gewissermaßen wohl gar es zu verewigen, kenn' ich; und dieses ist: wenn der gelästerte Schriftsteller sich selbst mit der Rechtfertigung gegen seine Lästerer abgiebt; wenn er seine Feinde der Widerlegung oder der Satire würdig achtet. Denn dann kennt man solche wenigstens so lange, als man ihn selbst kennt.

„Vortreflich, vortreflich auf einer Seite, und doch desto schlimmer auf der andern!"

Mont. Warum das?

„Diesen Grundsäzzen zu Folge befände man sich also in der traurigen Nothwendigkeit zu dulten — stumm erdulten zu müssen, was ieder Klügling oder Scheelsüchtige, ieder Halbwisser oder Boshafter gegen uns auszusprudeln für gut findet? Für manche halbschlaflose Nacht, für manche mühvolle Stunde müßte man es gelassen leiden, daß ein Schwall von Troßbuben uns mit Gespötte verfolgte? Man müßt' es ganz ungerächt ertragen, daß feiner, boshafter Wiz wenigstens die Meinung unsrer Zeitgenossen spaltet; und uns da Schmach zubereiten will, wo wir Ruhm verdienten?"

Mont. Ungerächt? Ich zweifle doch! — Auch schon der stille, gleichgültige Blick ist oft Rache genug an Jenem Zoilus, der — der sich wohl bewußt, was er verdiene! — in dieser Gleichgültigkeit auch sofort Verachtung zu finden wähnt. Gegenwehr würd' ihn ehren; schweigender Gleichmuth kränkt. Und endlich bleibt ia dem geschmähten Schriftsteller auch — zumal in Ihren Jahren, bei Ihren Geisteskräften: — noch eine, und vielleicht die einzige löbliche Rache übrig.

„Welche?"

Mont. Ein neues, beßres, oder wenigstens eben so gutes Werk, als das erstere war, zu schreiben;

ben; solches vielleicht in eben den Stunden zu schreiben, die er mit Vertheidigung des Erstern nur verschwendet haben würde. —

Ein ungemeldet eintretender Besuch hinderte Montesquieu'n weiter zu sprechen; auch hatt' er wahrscheinlich grade iezt ausgesprochen. Indem er den Neuangekomnen begrüßte, trat D** zum Bücherschrank hin; zog aus ienen drei erwähnten Fächern, halb gedankenlos, eines und das andre Buch hervor; durchblätterte solche; schob sie wieder hinein; und wandte sich dann schnell wieder zu Montesquieu.

„Mich rufen, sprach er, und drückte mit stummen Danke die Hand des Greises, — mich rufen iezt Geschäfte. Dürft' ich Sie aber wohl bitten, iene Blätter, die auf Ihrem Tische liegen blieben, und von welchen wir vorhin sprachen, selbst ins Kamin zu werfen? Es ist ehrenvoll genug für dieselben, wenigstens durch eine solche Hand zu sterben!"

Eh Montesquieu noch antworten konte, war D** schon zur Thüre hinaus. Als er nach einigen Tagen wiederkam, gedacht' er der ganzen Sache nicht weiter. Aber ienen Rath befolgt' er treulich. Freron ward keines Buchstabens gewürdigt; und noch iezt nennt Frankreich dankbar D**s Gedicht unter den ersten Gedichten dieses Jahrhunderts,

indeß

indeß die Schriften seiner Kunstrichter nur in sehr vollständigen Bibliotheken — ungelesen bestäuben.

Fabeln.

Die Zeiger und die Räder an der Uhr.

Ein Jüngling von lebhaftem Geiste besaß eine Taschen-Uhr, an welcher die Weiser etwas locker waren, und daher oft eine ganz andre Stunde zeigten, als sie wohl solten. Schon einigemal hatt' er sie zu befestigen versucht. Immer fielen sie wieder ab.

Einst übermant' ihn die Ungedult. Er schalt auf die ganze Uhr, als auf ein nichtsnüzziges Werk, und drohte sie um den ersten besten Preis hinzugeben. —

„Wie ungerecht du bist! riefen die innern Räder ihm zu: Wir sind doch ia auf ieden Fall das Hauptwerk, und die Weiser gegen uns nur eine Kleinigkeit. Ob wir aber gut oder schlecht sind, unsrer Pflicht fleißig oder läßig nachkommen, darüber frag' erst bei einem Werkverständigen nach, und du — wirst dich schämen!"

Ein paar Augenblicke schwieg der Jüngling betroffen; dann erwiederte er: Ihr habt Recht; aber auch ich hab' es in gewisser Rücksicht nicht minder.

Ihr

Ihr seyd das Hauptwerk der Uhr. Aber ich kann doch nur nach dem mich richten, was der Zeiger mir angiebt. Was hilft mir alle eure innere Vollkommenheit, sobald die Außenseite mich irre führt.

* * *

„Daß meine Blicke zuweilen, wider mein Wis„sen, etwas stolzes, meine Worte etwas rauhes in „sich haben — das hindert warlich noch die Güte „meines Herzens nicht; und aufs Herz kömt „alles an!"

Wohl wahr, lieber Herr von T. Nur sehn wir Menschen dein Herz nicht. Doch deine Blick' und Worte kommen zu unsrer Kundschaft.

Der Weinstock und die Fruchtbäume.

I.

Dieses elende Gestrippe unser Nachbar? riefen einige Fruchtbäume aus, als der Gärtner ohnweit von ihnen einen Weinstock einsenkte. Unfähig sich durch sich selbst empor zu halten, unfähig seinem Pflanzer den kleinsten Schuz gegen Sonnenstral und Hizze zu ertheilen, unfähig selbst dem geringsten Vogel zum Neste zu dienen — was soll er hier? Welche Frucht vermag er zu bringen?

„Eine

„Eine, die ihr nie zu geben vermögt! Eine, die an Feuer und Milde zugleich, alle die eurigen beschämt! Wartet nur, ihr unseeligen Schwäzzer, bis zum nächsten Herbst, und die Götterfrucht der Traube wird euch alle mit Neid erfüllen."

So strafte der Gärtner die murrenden Bäume, und seine Prophezeihung ward buchstäblich erfüllt.

* * *

Auf gleiche Art spottete die feine Welt-Gesellschaft oft des unscheinbaren N*s, dessen Muse, als er auftrat, sie bald alle beschämte.

II.

Tief in der Seele hatte den Weinstock iene Verlachung geschmerzt; als iezt seine Trauben so herrlich prangten, glaubt' er, der Tag der Vergeltung sey da; und rieth dem Gärtner: er solle doch alle übrige Bäume ausrotten, und das Land umher nur mit Reben beypflanzen.

„Nicht doch! nicht doch! erwiederte dieser. Du bist brav; aber vergiß nicht, daß dein vorzüglicher Werth deshalb noch nicht iedes andre Verdienst ausschließt. Vergiß nicht, daß du doch nur hauptsächlich zum Vergnügen, und zum Trank an Festtagen taugst; dieser ihre Früchte aber zum Nuzzen und zur Altags-Kost reifen.

* * *

Der

Der Kopf des guten Dichters ist allerdings einer der — ersten Menschenköpfe. Doch daß es außer ihm noch manchen Kopf giebt, der dem seinigen an Nuzbarkeit nicht weicht, — ia wohl gar vorangeht, dies wird er wahrscheinlich selbst nicht leugnen.

Das Streitroß und die Akkergäule.

I.

Ein edles, schöngebautes Roß, von Jugend auf in allen denienigen Künsten geübt, wodurch man das beßre Pferd vom Haufen gemeiner Lastthiere auszeichnet, hatte das Unglück seinen Herrn zu verlieren, und in die Hände eines feindlichen Soldaten zu fallen, der solches, aus Unwissenheit oder Geldbedürfnis, an einen gemeinen Bauer verkaufte.

Unwillig sah dieses trefliche Geschöpf sich nun in seinem neuen Dienste zur niedrigsten Arbeit verdamt; unwillig zog es, sonst zum Kampfe und zur Reitbahn bestimt, iezt den Akkerpflug, und um daßelbe noch tiefer zu kränken, spotteten seiner die andern neidischen Karrengäule beim kleinsten Fehler.

„Solte man's denken? — rief einst einer der elendesten Hengste, da es nicht schnell genug die

Fur-

Furchen zog; — so schön gewachsen, so viel sich dünkend, so hoch gelahrt, und doch — so ungeschickt!"

„Schweig, Elender! antwortete iezt zum erstenmale, das Roß. Eben, weil ich mich zu bessern Geschäften bestimt fühle, bin ich dieser hier unfähig. Es gehört eine niedre Seele dazu, um gewisse niedre Arbeiten gern und gut auszuführen!"

II.

Ein Esel weidete nicht weit davon; hörte die Antwort des Roßes; überdachte sich dieses ein Weilchen, und rief dann:

„Herrlich! Herrlich! Weiß ich doch nun den Grund, warum es mir so übel behagt, wenn mein Herr eine Last mir aufbürdet!"

Das edle Pferd warf nur einen verachtenden Blick auf ihn, und fand ihn der Belehrung gleich unfähig als unwerth.

* * *

Aber eine gewisse Klasse von Menschen verdiente doch wohl Zurechtweisung, wenn sie, nur um unthätig zu seyn, sich anstellt: als ob alle Arbeit für sie zu niedrig wäre?

Die Aerzte.

I.

Der Sohn eines erfahrnen Arztes, ein iunger Mann, der sich gleichfalls für die Heilkunde bestimte, und daher immer nach einiger vorläufiger Kentnis strebte, sah daß sein Vater zu dem China-Tranke, den er einen Fieber-Kranken vorschrieb, auch einige Tropfen von Zimmet-Sirup hinzufügte, und fragte ihn:

„Warum, lieber Vater, geschieht dies? Wenn ich nicht irre, so sind die medizinischen Kräfte des Zimmets — zumal in diesem Verhältnis — hier ganz unnüz."

Vater. Auch verschrieb ich ihn nicht der Krankheit, sondern der Kranken halber! Erspriesslicher wird die Arznei nicht durch ihn: aber leichter zu nehmen wird sie! Und unsäglich viel gewint der physische Arzt sowohl als der moralische, wenn sie bei ihren Kranken sich — des guten Willens bemächtigen.

II.

Das will ich mir merken!" sprach der Sohn, und that es auch würklich. Ein paar Jahr drauf selbst zum Arzt herangewachsen, verſezt' er seine Recipe's mit soviel Siruppen, Zucker, Gewürzen, und

andern

andern wohlschmeckenden Dingen, daß iede seiner Arzneien für einen Erquickungs-Julepp gelten konte."

„Sohn, Sohn! rief der Vater ihm zu, als er dies bemerkte: Hüte dich! Du schmeichelst den Gaumen, aber du hebst die Krankheit nicht. Auch hierinnen gleichen sich körperliche und geistige Heilart volkommen. Milde und Süße sind als Begleiterinnen vortreflich. Doch im Uebermaas zerstören sie das Nüzliche der Vorkehrung selbst."

III.

"Und zumal dein leztes Rezept? — fuhr er nach einer kleinen Pause fort: — Weiß es doch einmal her! Für wen ist es?"

Der Sohn nant' ihn den Kranken. Es war ein ernsthafter, vernünftiger Mann; ein Vierziger ohngefähr!

„Nun ia! Dacht' ichs doch! Hast du denn ganz vergessen, daß man anders gegen dieienigen verfährt, die man würklich achtet, als gegen iene, die man nur — schont, oder schonen muß. Beim gereiften, verständigen Kranken befürchten, daß ihm ein wenig Rhabarbar- oder China-Geschmack unleidlich fallen werde, heißt ihn — beleidigen. Nur gegen Weiber, Kinder und Schwächlinge verfahre man mit ienem täuschenden Glimpfe! verfahre gegen sie eben so,

 wie

wie ein furchtsamer Moralist gegen — die vornehmere Klasse von Menschen!"

Der Erbprinz beim Schachspiele.

Zwei Höflinge spielten Schach, und einer derselben war schon dem Gewinnen nahe; denn der König seines Gegners war auf die Mitte des Brets getrieben worden, wo er aus einem Schachgebot ins andre fiel.

Von ohngefähr trat der Erbprinz, ein rascher thätiger Jüngling, der einen künftigen Selbstherrscher versprach, an diesen Spieltisch, und sah zu.

„Bemerken Ewr. Hoheit wohl, fragte mit bedeutendem Tone sein Hof-Marschall, daß es nicht gut ist, wenn Könige sich alzuviel in Bewegung sezzen?"

Alzuviel? da mögen Sie Recht haben! — Aber ich sehe doch noch deutlicher, daß es thöricht sey, auf schlechte Minister sich zu verlassen. Denn hätten iene Steine früher ihre Schuldigkeit gethan, so befände sich der König noch gedeckt und sicher auf seinem Plazze.

Die

Die Königin im Schachspiel und der Springer. *)

1.

Eine Königin im Schachspiel betrug sich ziemlich kalt gegen alle übrige Steine. Nur für den Springer äußerte sich bei ieder Gelegenheit auszeichnende Achtung.

„Woher dieser Unterschied zwischen ihm und uns? fragte sie einst der nächste Rochen: Erfahrne Spieler sezzen mich doch sonst in Nuzbarkeit weit über diesen hüpfenden Herrn?"

Kön. Und können Recht haben! Doch deine Kraft, wie aller übrigen Kräfte, fühl' ich vereint in mir selbst. Blos dem Springer ist sein Gang eigenthümlich; und billig glaub' ich an andern hochschäzzen zu müssen, was ich nachzumachen mich unfähig finde.

*) Man wundre sich nicht, daß bei der vorhergehenden, so wie bei den nachfolgenden vier Fabeln sich immer die erste Idee aufs — Schachspiel gründet. In (nun längst verfloßenen) Zeiten, wo ich dieses Spiel leidenschaftlich liebte, hatte ich die Laune: dessen Grundsäzze und einige dabei mögliche Vorfälle auf dreißig oder vierzig Fabeln anzuwenden. Hier sind ein paar Bruchstücke davon! Wohl moglich, daß ich das Ganze noch einmal ausführe!

II.

Zu den Ohren des Springers drang dieses Urtheil, und er — schon ohnedem zum Selbstdünkel ein wenig geneigt, überhob sich seiner Künste von nun an noch stärker; forderte Ehrfurcht von den übrigen Steinen, und berief sich allaugenblicklich auf das Geständnis der Königin selbst.

„Schweig doch, Eitler! straft' ihn endlich ein Laufer: Nur Verschiedenheit, nicht auch Uebermacht gestand dir unsre Monarchin zu. Ihr macht dieses Urtheil, durch Bescheidenheit, Ehre. Dir wird Berufung auf dasselbe, deines Stolzes halber, zulezt noch Schande machen!"

Der beschränkte Schachspieler.

Drei Söhne hatte Erost; ieder derselben spielte schon als Knabe Schach. Am besten kont' es August, der Aelteste; doch hatt' er die Art, sich beinah ganz allein auf den Gebrauch der Laufer einzuschränken; und bei iedem Schach-Matt, das er bot, spielte ein Laufer im Hintergrunde die Hauptrolle.

Sein iüngster Bruder bemerkte diesen Gebrauch. Sonst weit minder auf dem Schachbrette geübt, grif er nun beim nächsten Spiele dessen

Lieb.

Lieblingssteine zuerst und vorzüglich an. Sie fielen; und August verlohr zu seiner Beschämung bald darauf das ganze Spiel.

„Dir ist recht geschehn; sprach Erost, der ihnen zugesehn hatte: Lerne hieraus für dein künftiges Leben! Der ist bald verlassen, der auf eine Person, eine Kunst, oder eine Freundschaft sich ganz allein stüzt."

Palamedes und die Schach-Bauern.

Beim Palamedes *) beschwerten sich die Bauern im Schachspiel über die partheiische Härte, womit er sie behandelt habe.

„Wir sind ihrer so viele, sprachen sie, und vermögen so wenig; würken nur einen Schritt weit, da die übrigen über zwei, drei, ia wohl sieben Felder würken; müssen den größten Theil der Zeit über fest an einem Orte stehen; müssen fast immer nur schüzzen, dürfen selten selbst handeln. — O Palamedes, wie unglücklich sind wir!"

„Oder

*) Der bekantlich in der Legende des Schachspiels für dessen Erfinder gilt. Strenge historische Kritik wäre hier wohl am unrechten Orte, denn auf den Namen kömmt hier nichts an.

„Oder wie ungerecht vielmehr! Entgegnete dieser. Wißt! Ihr — grade ihr allein habt einen großen Vorzug, ein wichtiges Glück, das allen übrigen gebricht.“

Wie? Spottest du? Welches?

„Das Glück der Hofnung! Alle übrigen müssen bleiben, was sie einmal sind. Ihr ganzes Schicksal ist ausharren, oder — verschwinden; das eurige kann sich — verbessern. Und wenn ihr anders denkt, wie wir Menschen denken, so wird euch das, was ihr werden könt, mehr als das, was ihr würklich seyd, erfreuen.

Ende der zwölften Samlung.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, August Gottlieb,

Skizzen

Bd.: 11/12. (1796). - 344 S.

Tübingen 1796

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4641 -11/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261096-3
VD18 12003638-001